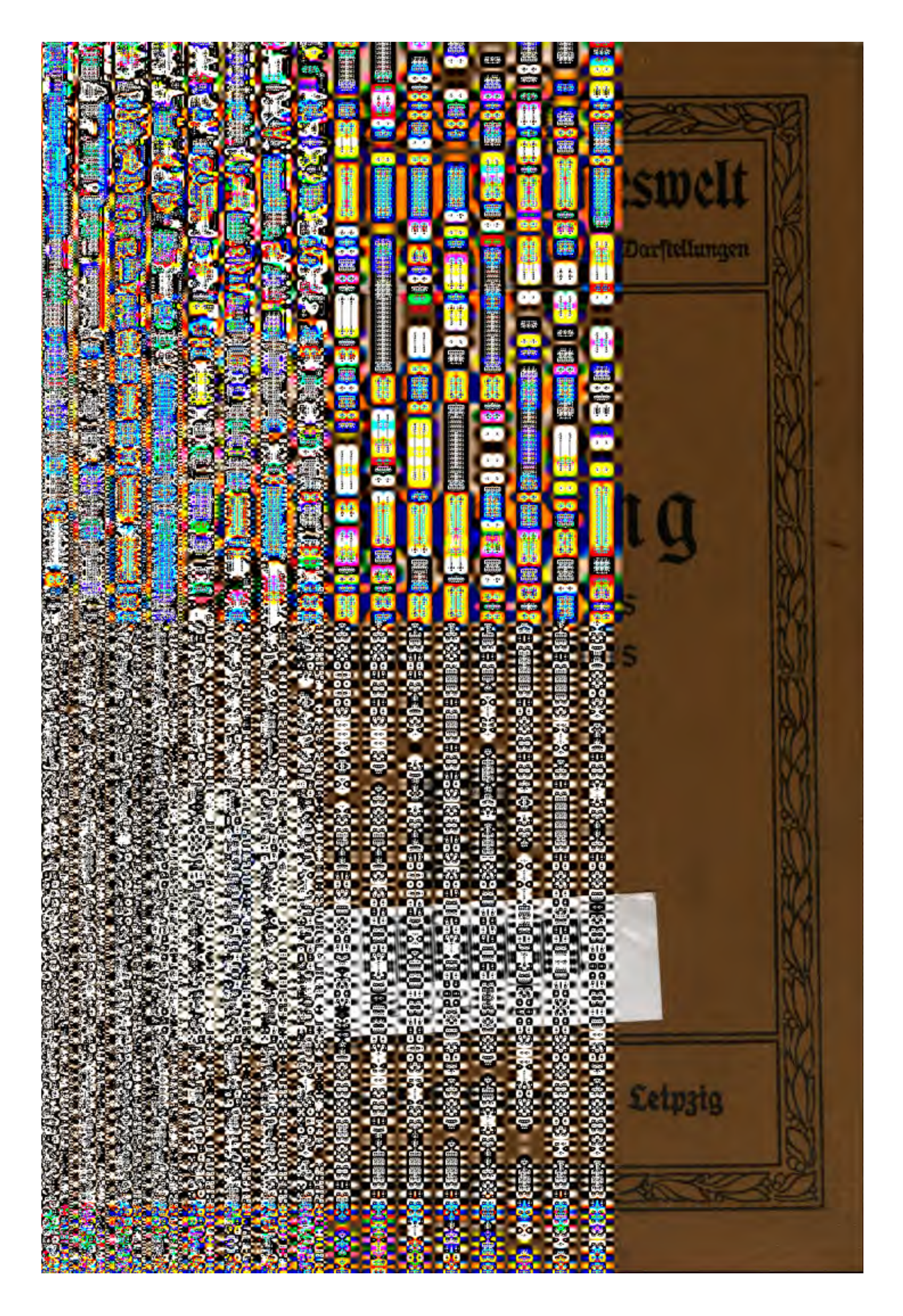
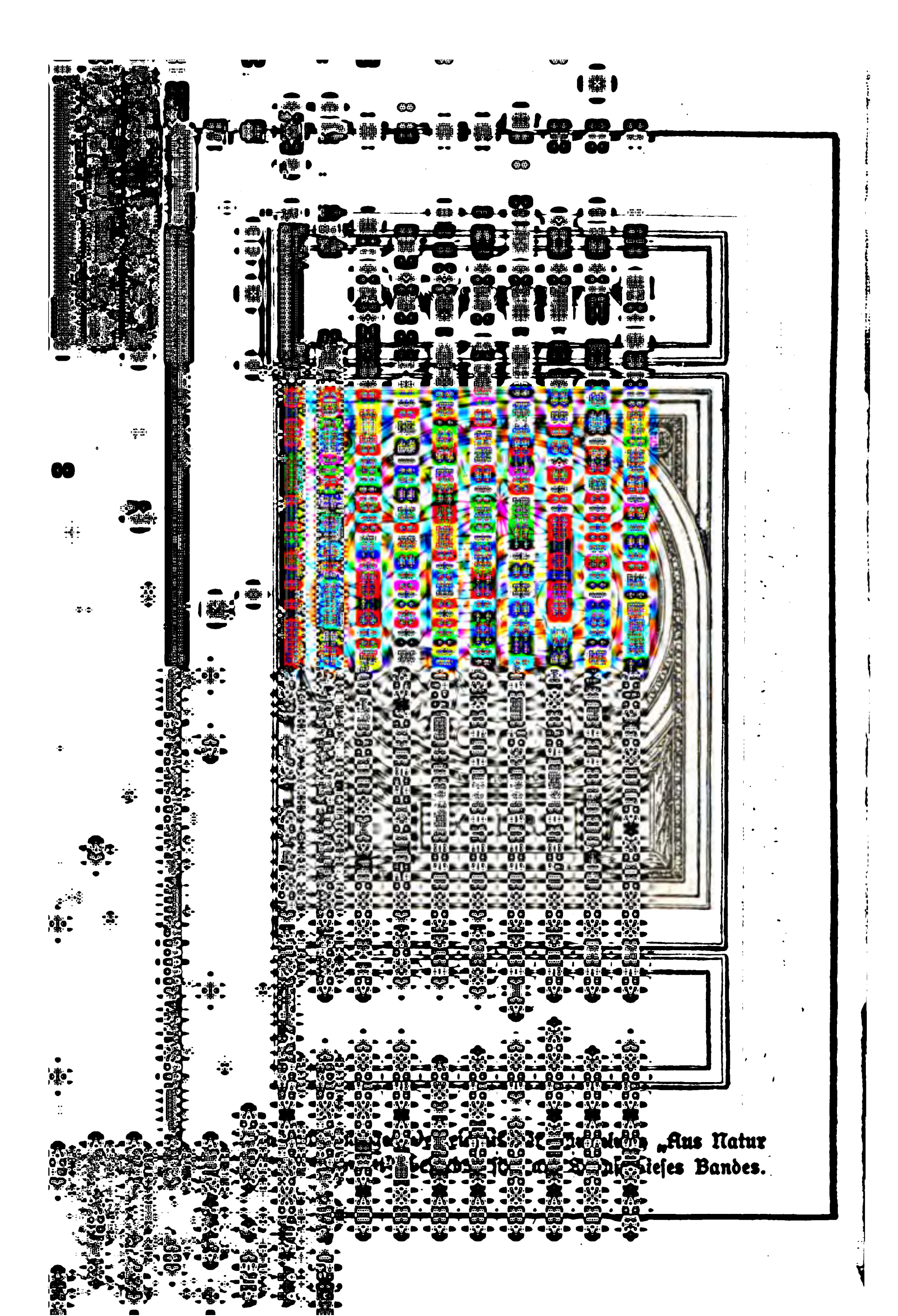
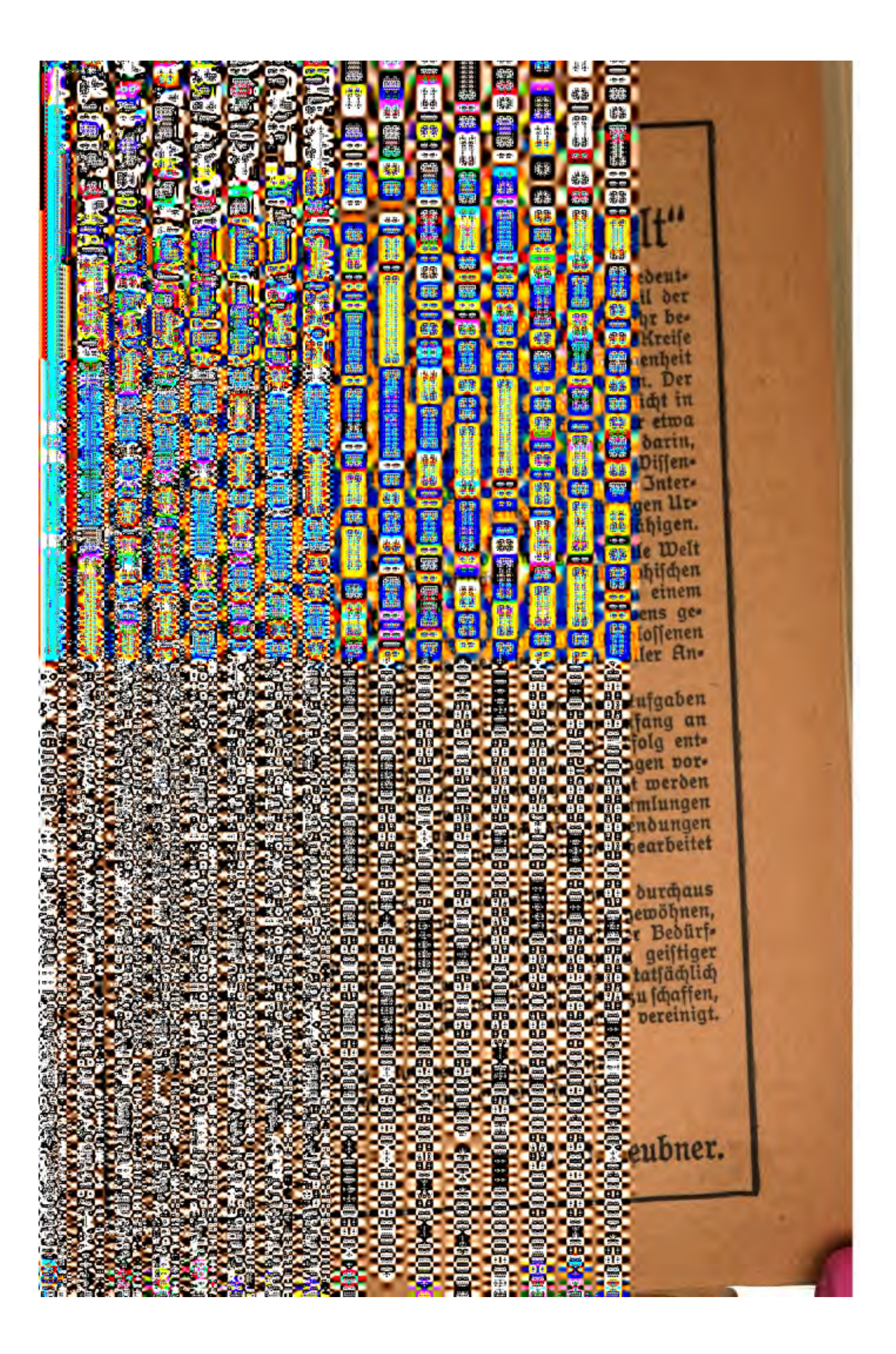
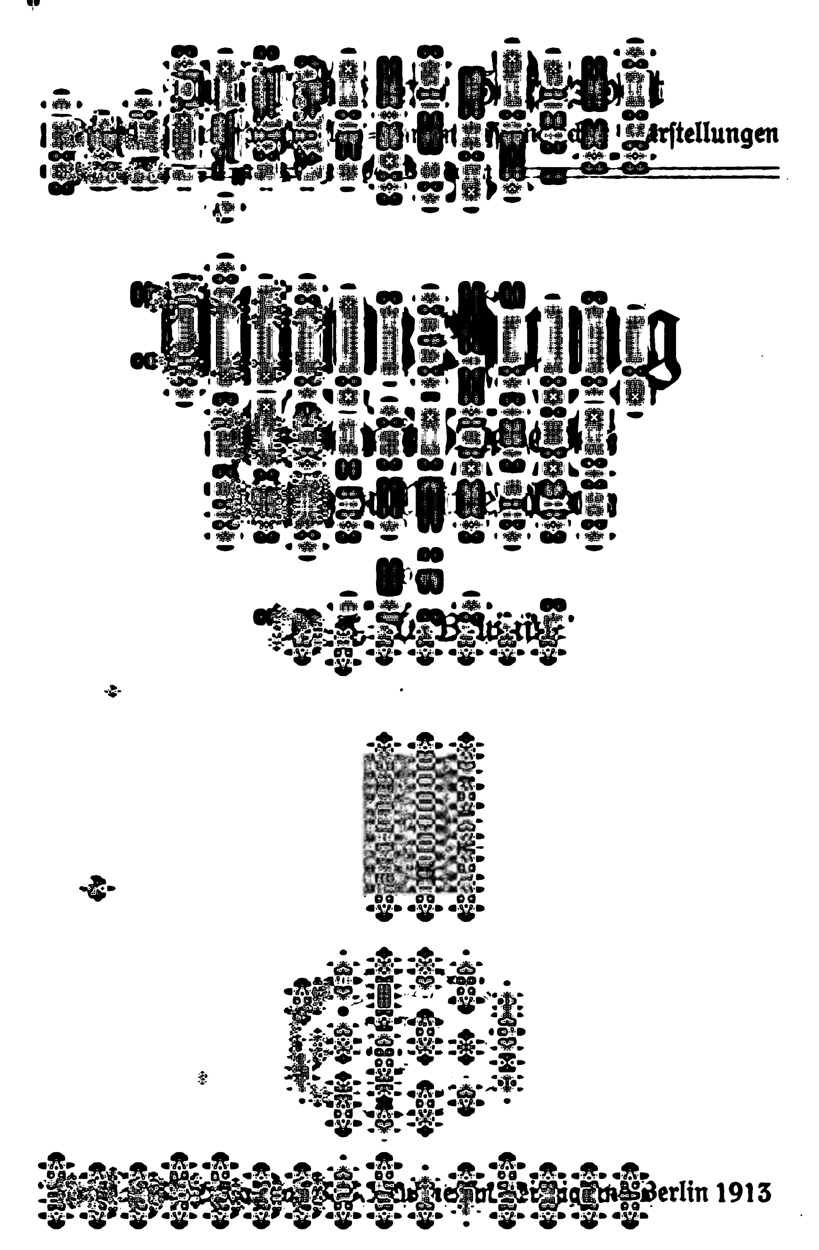

Darſtellungen
Leipzig



„Aus Natur … dieses Bandes.





Berlin 1913

Heinicke

Herrn

Prof. Dr. Friedrich Pels-Leusden

Direktor der chirurgischen Universitätsklinik zu Greifswald

in dankbarer Gesinnung

ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων

Vorwort.

Die folgenden Blätter wollen weiteren Kreisen eine Vorstellung von der Entwicklung und den Hauptzügen des altdeutschen Minnesanges vermitteln. Da nur der Minnesang in Betracht kommen sollte, sind Abschweifungen auf die benachbarten Gebiete möglichst vermieden worden, bei der Betrachtung Walthers ist also seine politische Dichtung gar nicht und seine erzieherische nur sehr wenig berücksichtigt.

Meine Ausführungen fußen zwar überall auf den Ergebnissen der Wissenschaft, erheben aber keinen besonderen Anspruch darauf, als eigene Forschungen bewertet zu werden, wenn diese auch gelegentlich — besonders bei Heinrich von Morungen — mit hineingezogen sind. Meine Gewährsleute habe ich, wo es anging, stets namhaft gemacht.

Die Texte fußen im wesentlichen auf folgenden drei Ausgaben:

MF = Des Minnesangs Frühling, herausgegeben von Karl Lachmann und Moritz Haupt, Leipzig, Hirzel, 1857.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide von Karl Lachmann, 7. Ausgabe, besorgt von Carl von Kraus. Berlin, Reimer, 1907.

Die Lieder Neidharts von Reuenthal von Friedrich Keinz. 2. Aufl. Leipzig, Hirzel, 1910.

Anklam, Sexagesimä 1913.

Dr. J. W. Bruinier.

Inhaltsverzeichnis.



I. Winileod.

Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt für die weltliche deutsche Liederdichtung das geschichtliche Zeitalter. Denn weiter zurück reicht keines der erhaltenen Lieder weltlichen Gehaltes; nirgends auch hören wir von einem deutschen Liederdichter, der etwa früher gelebt hätte, dessen Sang aber verschollen wäre.

So hebt im Buche des deutschen Schrifttums dieses Hauptstück erst verhältnismäßig sehr spät an, nachdem erzählende, belehrende und ermahnende Dichtung schon eine lange Entwicklung, zum Teile sogar eine hohe Blüte erlebt hatten und uns von der Befähigung unserer frühen Ahnen zum dichterischen Ausdrucke auch von Gefühlen und Gedanken hinreichend überzeugten. Ähnlich liegt es so bei den Griechen. In einem gewissen Gegensatze dazu scheint es zu stehen, wenn gleich eine Fülle von hohen dichterischen Begabungen den Reigen unserer Liederdichter eröffnet; wenn die Kunstübung schon nach einem kurzen, mehr einfachen Vorspiele so weit gediehen ist, daß sie kaum noch zu überbieten scheint und dann bald auch in Künstelei zu verlanden beginnt.

Mit diesem Gegensatze versuchte man sich früher durch folgende Annahme abzufinden: Vor der Mitte des 12. Jahrhunderts habe es keine nennenswerte weltliche deutsche Liederdichtung gegeben. Zwar sei der Hauptgegenstand dieser Dichtungsart, die Liebe, wohl auch schon früher zu Worte gekommen, aber nicht in eigens ihr vorbehaltenen Gedichten, sondern als gelegentliches Rankenwerk der erzählenden Dichtung. Der so plötzlich hervorbrechende reiche Strom weltlicher Lieder in der Zeit nach 1150 aber sei auf welschen Einfluß zurückzuführen, den man so ziemlich für jedes einzelne Gedicht auch mehr oder weniger deutlich nachweisen könne. Diese Ansicht, die bis zu den Tagen Wilhelm Scherers († 1886) die herrschende war, findet unter den Gelehrten noch heutzutage ihre Verteidiger.

Seit einem Menschenalter jedoch hat diese Annahme heftigen Widerspruch gefunden, der sich heutzutage etwa folgendermaßen äußert:

Wer den einheimischen Ursprung unserer mittelalterlichen weltlichen Liederdichtung ableugne, setze stillschweigend voraus, diese Dichtungsart sei grundsätzlich jünger als die erzählende. Berücksichtige man nun

das deutsche Schrifttum, also die schriftlich erhaltene Dichtung, so sei diese Altersordnung allerdings unbestreitbar; aber es sei verkehrt, Schrifttum und Dichtung gleichzusetzen. Von der deutschen Dichtung aber, die an sich viel älter sei als ihre Überlieferung im Schrifttume, sei vieles und gerade das dichterisch Bedeutendste gar nicht zur Aufzeichnung gelangt, sondern von den schreibenden Mönchen absichtlich oder aus Unbekanntschaft, oder weil kein Schreibauftrag vorlag, übersehen worden und dann im Laufe der Zeit verklungen. Daß nun, wenn man sich an die Dichtung, nicht an das Schrifttum, halte, das Lied nicht jünger zu sein brauche als die Erzählung, dafür könne man viele zwingende Beweise finden, besonders wenn man die nichtdeutsche Dichtung und die der neuzeitlichen Naturvölker zum Vergleiche heranziehe. Weder sei die Liederdichtung aus der erzählenden, noch diese aus jener hervorgegangen, sondern beide hätten von jeher nebeneinander bestanden. So habe das deutsche Volk seit Urzeiten weltliche Lieder, im Sinne etwa unserer Volksgesänge, gehabt, wie denn noch heutzutage das Volk in vielen Gegenden, besonders in den bayrisch-österreichischen Alpen, eine gewisse dichterische Begabung zeige. Diese volkstümliche deutsche Liederdichtung nun liege den ältesten erhaltenen Gedichten zugrunde, sie in Gestalt und Gehalt bestimmend, und erst später seien dann die welschen Einflüsse so übermächtig geworden, daß sie die volkstümlichen Wurzeln des deutschen Liedes ganz überwucherten. Diese vorgeschichtliche deutsche Liederdichtung lasse sich zum Teile noch in Zeugnissen und in Nachwirkungen auf die Ausdrucksweise und den Vorstellungsgehalt der erhaltenen älteren Gedichte deutlich nachweisen.

Die eifrigsten Verfechter dieser besonders durch Wilhelm Scherer zur Geltung gelangten Ansicht sind in unserer Zeit Konrad Burdach und Richard M. Meyer. Zwischen beiden Meinungen versuchte der unlängst verstorbene Grazer Gelehrte Anton E. Schönbach zu vermitteln.

Um einen sicheren Standpunkt für unsere Betrachtung zu gewinnen, müssen wir nun versuchen, uns ein eigenes Urteil zu verschaffen. Dazu müssen wir die vorgebrachten Zeugnisse für eine vorgeschichtliche deutsche Liederdichtung weltlichen Gehalts auf ihre Stichhaltigkeit hin prüfen.

Zunächst muß es als unbezweifelbar erscheinen, daß die Deutschen schon in uralter Zeit eigene Lieder besaßen. Schon die ältesten deutschen Sprachquellen, die lateinisch-deutschen Wörterbücher der Karolingerzeit, haben für den Begriff des weltlichen Liedes einen einheimischen Ausdruck, uuinileod, der seiner ganzen Bildungsart nach beweiskräftig ist. Der erste Bestandteil dieses Wortes, uuini, noch im Skandinavischen erhalten, bedeutet „Freund“. Bedenken wir nun die von mir ander-

wärts[1]) versuchte Bestimmung des Begriffes „deutsches Volkslied", als dessen Hauptmerkmal sich dort herausstellte, daß es ein von einem Freundeskreise gesungenes Lied sei, so werden wir in diesem uuinileod die treffende Wiedergabe des Begriffes sehen müssen, den wir heute mit der Bezeichnung „Volkslied" versehen; es bedeutet Freundes-, Gesellen-Lied, von einem Freundeskreise gesungen — aber nicht mehr. Daß uuinileod etwa, wie man gewollt hat, „Liebeslied" im engeren Verstande bedeutet habe, ist weder aus dem Worte selbst, noch aus seinen lateinischen Entsprechungen, noch aus der einzigen Stelle, wo es sich in einem Sinnzusammenhange findet, zu erschließen. In einem Erlasse nämlich aus dem Jahre 789 wird den Nonnen verboten, uuinileodos scribere vel mittere „zu schreiben oder zu senden"; dies sei der Gesundheit nicht zuträglich. Wenn man nicht gerade den Sinn pressen will, braucht es sich hier durchaus nicht um etwas anderes als um „Volkslieder" im weiteren Sinne zu handeln, die, ähnlich wie es noch heutzutage eifrige Liebhaber tun, von den Nonnen aufgezeichnet („geschrieben") und anderen, die dafür Sinn hatten, zugesandt wurden. Es wäre voreilig, auf Liebeslieder schließen zu wollen oder zu denken, daß den Nonnen das Selbstdichten von Liebesliedern — welchen Sinn man in scribere hat finden wollen — und deren Versendung an den Geliebten verboten worden sei. Wäre dies der Fall, so würde nach meiner Ansicht das Verbot nicht in so zahmen Wendungen gehalten sein.

So läßt sich aus diesem ältesten der immer wieder beigebrachten Zeugnisse für eine vorgeschichtliche deutsche Liederdichtung weltlichen Gehaltes nichts weiter erschließen, als daß es schon um 750 deutsche Volkslieder gegeben hat. Daran hat aber auch sonst noch niemand gezweifelt. Welcher Art aber diese Volkslieder gewesen sein mögen, das steht völlig dahin.

Beweiskräftiger erscheint das zweite Zeugnis, auf das wir ein Vierteljahrtausend später stoßen. In dem in lateinischen Sechsfüßlern abgefaßten Rudlieb, dem ersten frei erfundenen Werke deutschen Schrifttums, steht ein teilweise deutsch gehaltener Liebesgruß. Die Herrin trägt dem Boten auf die Frage: „Was soll ich nun dem Rudlieb als Antwort überbringen?" folgenden Gruß auf: „Sage ihm von mir treuen Herzens so viel liebes, als es nur gibt loubes; so viel, sage, sei ihm minna, als es geben mag der Vögel wunna; wieviel Gras und Blumen es geben mag, so viel, sage, sei ihm auch der Ehren."

---

1) ANuG Bd. 7, Das deutsche Volkslied, 4. Auflage, S. 24 ff.

Wir finden hier die Unendlichkeit der Zahl in einer Weise umschrieben, die uns ganz volkstümlich anmutet; man darf allerdings nicht vergessen, daß wir solche Umschreibungen, vielleicht nicht zufällig, viel häufiger als in der deutschsprachigen in der gelehrtlateinischen deutschen Dichtung bis zum 16. Jahrhunderte hin finden, zu der, seinem äußeren Gewande nach, unser Rudlieb ja auch gehört. Aber unser Dichter verbindet gerade hier vier deutsche Wörter zu solchen Reimen, die sich völlig in die Reimkunst einfügen, die wir für den Anfang des 11. Jahrhunderts als üblich ansetzen können. Und da der Dichter keine ersichtliche Veranlassung gehabt haben kann, von seiner sonstigen Gewohnheit reinlateinischen Ausdruckes abzuweichen, so darf man wohl den Schluß ziehen, daß diese Reime nicht von ihm herrühren, sondern daß er einige bereits von ihm vorgefundene formelhafte Ausdrücke hat verwenden wollen, die er bei seinen Lesern als üblich voraussetzen durfte. So darf man mit ziemlicher Gewißheit den Liebesgruß als einheimisch deutsch für den Anfang des 11. Jahrhunderts ansetzen.

Die vier vom Rudliebdichter verwerteten deutschen Wörter lassen Liebe und Natur in einem gewissen Zusammenhange erscheinen. Das ist kein Zufall. Der Liebesgruß rückt damit in eine gewisse Nähe zu dem folgenden wichtigsten Zeugnisse für das Vorhandensein deutscher Liebeslieder in vorgeschichtlicher Zeit.

Einer im 11. Jahrhundert geschriebenen Sammelhandschrift in der Bücherei der Hochschule zu Cambridge verdanken wir neben anderer weltlicher Dichtung aus dem Deutschland der Ottonenzeit die leider sehr verstümmelten Überreste eines Gedichtes in halb lateinischer, halb deutscher Sprache, das in eigentümlicher Weise die himmlische Liebe verherrlichen will. Ein „Pfaffe", wie es scheint, trägt einer Nonne seine Liebe an; sie antwortet ihm ablehnend mit dem Hinweise auf ihren himmlischen Bräutigam. Rede und Gegenrede scheinen sich, wenigstens zu Anfang, in regelmäßigem Wechsel zu entsprechen. Nach einer verliebten Anrede an die „allersüßeste Nonne" beginnt der Pfaffe mit einem Hinweise auf die Ankunft des Frühlings: „die blühende Zeit ist da; gruonot gras in erthu." Unschuldig fragt die Nonne: „was willst du, daß ich tue? sage thu mir thaz", worauf er dann unverblümt antwortet: „teuerste Nonne, koro (koste) mîner minno. Von Liedern ertönen die Wälder; nû singent uogele in walde." Nun weiß sie, was sie zu tun hat: „die Wollust schwindet alsô wolkan in themo himele. Nur Christi Reich besteht in Ewigkeit."

Dieses Gedicht lehrt uns sehr viel. Es ist allerdings kein Liebeslied im eigentlichen Verstande; denn offenbar ist es erstens kein wirk-

liches, gesungenes Lied, sondern ein rein gelehrtes Erzeugnis, und dann ist nicht die weltliche Liebe des Pfaffen, sondern die himmlische der standhaften Gottesmagd sein eigentlicher Gegenstand. Aber es beweist im allgemeinen das Vorhandensein von Liebesliedern für die auf etwa das Jahr 1000 anzusetzende Zeit seiner Entstehung und ermöglicht im besonderen die Entwerfung eines ziemlich deutlichen Bildes einer besonderen Gattung des Liebesliedes, ohne daß man zu befürchten brauchte, dabei allzusehr von der vermutlichen Wahrheit abzuirren.

In seinen weltlichen Teilen nämlich gibt das Gedicht sehr wenig, wenn überhaupt etwas Eigenes. Anschauung, Ausdruck, Anordnung im einzelnen und Ganzen finden wir in vielen Gedichten aus geschichtlicher Zeit wieder. Das erklärt sich nach einem unbestreitbaren Grundsatze dichtungsgeschichtlicher Wissenschaft daraus, daß unser Gedicht und die späteren auf dieselbe gemeinsame Quelle zurückgehen. Es bestand also schon um das Jahr 1000 in Deutschland eine bestimmte, besondere Gattung von Liebesdichtung, aus der unser Gedicht seine Züge entnahm.

Der jahreszeitliche Eingang mit seiner auf bestimmte Einzelheiten beschränkten Auswahl aus einer Fülle verwendbarer Züge (vgl. S. 16) ist durchaus bezeichnend für die volkstümliche deutsche Liedgattung des Mailiedes. Dieses muß also um 1000 bereits in festgeprägter Fassung bestanden haben, wie es denn aller Vermutung nach noch viel älter ist und im letzten Grunde auf gottesdienstliche Bräuche der Heidenzeit zurückführt.

Dieses uralte Mailied nun erscheint in geschichtlicher Zeit in einer größeren Anzahl von Fassungen, die aber untereinander mehr oder weniger deutlich verwandt sind. Weil wir über die ältesten Gestalten nichts Bestimmtes wissen, wird der Stammbaum dieser geschichtlich belegten Fassungen sich der Wurzel zu zwar nie klar darstellen; aber wir erkennen doch deutlich geschwisterliche Verhältnisse, in einigen Fällen auch geradlinige Abstammung, ab und zu vielleicht auch Verschwägerungen von ursprünglich Unverwandtem.

Das letztere möchte ich annehmen, wenn ich für die Urzeit mit zwei Arten von Mailiedern rechne, dem Tanzliede und dem Kranzliede. Das Tanzlied zerfällt seiner Anordnung nach immer in zwei, späterhin oft in drei Teile: einem jahreszeitlichen Eingange folgt die Aufforderung zum Tanze, dieser dann später oft die Beschreibung des Tanzbildes. Das Kranzlied, deutlich auf einen gottesdienstlichen Brauch der Heidenzeit zurückgehend, weist immer drei Teile auf: den Natureingang, die Schilderung der Herstellung des Kranzes, das Aussingen. Mit dem Kranzliede verschwägert sich die lehrhafte Dichtung: Sprichwort und

sonstige Prägung der Weltweisheit; mit beiden Arten des Mailiedes das Neck- und Spottgedicht.

Das volkstümliche Mailied ist Volkslied in dem Sinne, den ich anderwärts [1]) zu bestimmen versucht habe: das Volk übernimmt aus dem Munde des Berufssängers ein Lied und pflanzt es durch die Zeiten hin fort, womit eine gewisse unbeabsichtigte Veränderung des Überkommenen in Wort, Gestalt und Inhalt notwendig gepaart geht. Dagegen hat das Volk so gut wie keinen eigenen Anteil an der Urdichtung selbst und an den auf Absicht beruhenden Veränderungen, die das Lied im Laufe der Zeit erfährt.

An der absichtlichen Umgestaltung des Mailiedes nun haben im Laufe der Zeit verschiedene Einflüsse gearbeitet. Am frühesten und am längsten der Spielmann. Diesem vergönnte die allgemeine Mißachtnng seines Standes nicht, daß er sich selbst am Reigen beteiligte; er spielte zu ihm auf und erfand zu ihm neue Worte und Weisen, verbesserte aber meist wohl nur die alten. Im Gegensatze zu ihm tanzen die im 12. und 13. Jahrhunderte das Land durchstreifenden Vaganten — verbummelte Studenten der Theologie —, und späterhin gegen das Ende des Mittelalters die damaligen Studenten, Schreiber, wie ich sie früher [2]) genannt habe, den Reigen mit, zu dem sie neue Weisen und Worte erfinden. Dieser Unterschied muß sich am Inhalte des Mailiedes bemerkbar gemacht haben. Denn der Spielmann besingt fremde, der Vagant seine eigenen Gefühle; der Spielmann kann nicht gut anders als objektiv, der Vagant und Schreiber dagegen, wenn er sonst das Zeug dazu hat, sehr wohl subjektiv dichten. Es ist ja möglich, daß der Spielmann sich in die Gefühle der Tanzenden hineinversetzt; daß er aber dann irgendwie tiefer dringt, ist bei seiner ganzen Wesensanlage nicht gut zu erwarten. Im Grunde war sein Herz dem des Volkes, das nach seiner Fiedel tanzte, kaum wahlverwandt. Er konnte vielleicht wohl den Ausdruck für des Fühlens letzten Schluß finden, den ihm des so oft beobachteten Volkes Miene und Gebärde, Lachen und Zürnen, Dringen und Abwehren verriet; aber den vielverschlungenen, dunkeln Pfaden nachzugehen, auf denen die keimenden, schwankenden, hoffenden, verleugnenden, die zarten und derben Gefühle dahergezogen waren, ehe sie ans Licht traten: dazu war der grobe Tatsachensinn des Spielmanns wohl kaum befähigt, jedenfalls aber nicht geneigt. Er fühlte ja das alles nicht selbst mit.

Solange also unser Mailied dem Spielmanne allein überlassen war,

---

1) Das deutsche Volkslied[4] S. 34 — 2) a. a. O. S. 142.

das heißt die ganze vorgeschichtliche Zeit hindurch, wird es an seelischer Vertiefung wenig oder nichts gewonnen haben. Wohl aber wird es ihm wichtige inhaltliche und gestaltliche Neuerungen verdanken, Abwandlungen alter Einfachheit zu neuer Mannigfaltigkeit durch Spaltungen, Ablösungen, Verschmelzungen und Neuerfindungen.

Die wichtigste dieser Neuerungen nun ist die Hineinbeziehung der Liebe in das Mailied. Daß sie da von Anfang an zum Ausdrucke gekommen sei, halte ich für sehr wenig wahrscheinlich, wenngleich der Gegenbeweis, der Lage der Dinge nach, nicht erbracht werden kann. Aber das Mailied ist seiner ganzen Anlage nach ein Lied breiter Öffentlichkeit, das Liebeslied geheimer Zweisamkeit. Und dann muß man wohl die Rolle bedenken, die im Mailiede die Vögel spielen. Sie helfen nicht nur das ständig zur Einleitung dienende Naturbild vervollständigen, sondern vermitteln auch den Ausdruck menschlicher Gefühle: sie begrüßen die Ankunft des Sommers, wie sie sein Scheiden beklagen, sie freuen sich des Maien, der sie der Wintersorge überhoben hat, und sollen mit dieser Freude den Menschen ein Vorbild sein. Wie nahe, sollte man meinen, läge nun der Gedanke, das allen Beobachtern so deutliche Liebesleben des Vogels im Mai auf den Menschen umzudeuten! Aber davon finden wir in den unzähligen Gedichten mit Natureingang fast keine Andeutung.[1]) Hätte im Mailiede die Liebe von Anfang an einen Ausdruck gefunden, so würde sich das meiner Meinung nach unbedingt in der Auffassung der Vogelseele widerspiegeln müssen. Weil aber von der Vogelliebe fast nirgends die Rede ist, so liegt, meine ich, der umgekehrte Schluß auf der Hand, daß von ihr ursprünglich im Mailiede nicht die Rede war.

Aber, wie unser Pfaffenliedchen beweist: schon vor 1000 muß das Mailied diese wichtige Erweiterung erfahren haben. Und, so einfach und geradezu auch hier noch der Liebesantrag gestellt wird, so zeigt

1) Ich finde die Liebe des Vogels in Minnesangs Frühling nur zweimal angedeutet: bei Heinrich von Veldecke 62, 25 in einem vom alten Mailiede schon recht entfernten Liede (In dem aberillen, sô die bluomen springen, sô louben die linden und gruonen die buochen, sô haben ir willen die vogele ⟨mit⟩ singen, wan si minne vinden aldâ si si suochen, an ir genôȥ: wan ir blîtschaft ist grôȥ; der mich nie verdrôȥ: wan si swigen al den winter stille. Die von Veldecke neuerfundenen Züge habe ich hervorgehoben) und dann in einem Liede des größten dieser vorwaltherischen Dichter, Heinrichs von Morungen 127, 34, dem man am ehesten eigene Erfindung wird zutrauen dürfen: Eȥ ist site der nahtegal, swan si ir liep volendet, sô geswîget sie. Dem Schreiber kam dieser Gedanke so fremd vor, daß er liep in das hier den ganzen Gedanken vernichtende liet veränderte.

er doch sicher nicht mehr seine ursprüngliche Fassung. Denn schon haben wir hier die Einengung des singenden Chores auf einen Zwiegesang. Die ältere Entwicklungsstufe scheint uns erhalten in einem unzweifelhaft alten Liedchen, wo der Frauenchor mit den Worten:

swaȥ hie gât umbe, daȥ sint alleȥ megede.
die wellen âne man allen disen sumer gân

auf Anträge der Burschen antwortet, die uns im Wortlaute leider nicht erhalten sind.

Weitere Andeutungen, daß wir es in dem Pfaffenliedchen mit einer jüngeren Entwicklungsgestalt zu tun haben, kann man darin finden, daß das Mädchen den Antrag mit dem Hinweise auf einen bevorzugten Nebenbuhler ablehnt, und weiter, daß Antrag und Absage in einem deutlichen, regelmäßig gegliederten Wechsel geschehen. Das Gedicht kennzeichnet sich damit als einen sogenannten Liebesstreit, welche bestimmte Liedgattung wir also mit großer Sicherheit als einheimischen Sprößling des alten Mailiedes ansprechen dürfen. Die entsprechenden welschen Gedichte — frz. débat, provenzalisch tenso, ital. contrasto — zeigen im Bau und Inhalt wesentliche Unterschiede von dieser deutschen Gestalt, die sich mehr oder weniger rein bis in unsere Zeit erhalten hat.[1])

Die Annahme liegt nahe, daß außer dem zufällig belegten Liebesstreite auch noch andere Liedgattungen aus dem Mailiede hervorgegangen sind, obgleich uns die Zeugnisse darüber im Stiche lassen. Diese Annahme findet eine gewisse Unterstützung in dem Umstande, daß schon die allerältesten Lieder aus geschichtlicher Zeit in gewissen Punkten deutlich eine bestimmte Überlieferung befolgen, auf einem uns nur nicht bekannten Grunde weiter bauen. Vielleicht läßt sich auf diesem Wege auch ohne ausdrückliche Zeugnisse etwas Weiteres über die vorgeschichtliche deutsche Liederdichtung sicherstellen.

Dem Liebesstreite würden zunächst die Arten des Zweigesanges oder Wechsels an die Seite gestellt werden können, wo die Liebe nicht, wie in ihm, einseitig bleibt, sondern Erwiderung findet. Da hätte man zunächst an das Koselied[2]), dann an die Abschiedsklage und an das Wiedersehen zu denken. Nach meiner Meinung läßt sich nun

1) In Frankreich ist aus diesem Wechsel zwischen einem Liebhaber, der sein Verlangen vorbringt, und der Frau, die ihn zurückweist, später die Pastourelle erwachsen, die erst in slavischer Nachahmung (Carmina burana 183, 216) nach Deutschland drang, später in dem Grasliede (Volkslied[4] S. 135) in wesentlich veränderter Gestalt im deutschen Volksgesange heimisch wurde. — 2) Fachlich „Oaristys" (griech. „Geplauder") genannt.

höchstens die Abschiedsklage als einheimischer Sprößling des Mailiedes erweisen.

Unter dem Namen Dietmars von Eist geht das sehr altertümliche Gedicht MF 39, 18, das älteste deutsche Tagelied, das wahrscheinlich als Weiterbildung eines selbstgewachsenen Zweiges am Baume deutscher Dichtung gelten darf:

'Slâfest du, mîn friedel?[1]) wan[2]) wecket unsich[3]) leider schiere[4]).
ein vogellîn sô wol getân daz ist der linden an daz zwî[5]) gegân.'

'Ich was vil sanfte entslâfen. nu rüefestu, kint, wâfen, wâfen[6]).
liep âne leit mac niht gesîn[7]). swaz[8]) du gebiutst[8]), daz leiste ich,
friundin mîn.'

Diu frouwe begunde weinen. 'du rîtest hinne und lâst mich einen[9]).
wenne wilt[10]) du wider her? owê du füerest mîne fröide dar[11]).

Trotz seines Alters enthält dieses Liedchen bereits die Vermischung verschiedener Züge. In der ersten Zeile ist der Wächter „sehr hoch von der Zinnen" angedeutet, dem in den späteren Tageliedern immer die Rolle des Weckers zufällt. Dieser Wächter ist wohl unzweifelhaft in der welschen Dichtung beheimatet[12]) und dann mit so vielen anderen Zügen daraus nach Deutschland gekommen. Aber die Andeutung ist hier noch sehr schwach; deutlich läßt sich erkennen, daß in den Liedern, die unserm Tageliedchen zugrunde liegen, es der Vogel war, der mit seinem Morgengesange von der Linde herab die Liebenden weckte. Der Liebende entfernt sich zu Pferde, während das Roß in dem Zusammenhange, den der Wächter voraussetzt, durchaus unmöglich erscheint. In den ursprünglichen Tageliedern aber werden die Liebenden im Freien zusammengekommen sein, weil sie eben Einengungen des Tanzliedes zu einem Zweigesange sind, under der linden an der heide, wie bei Walther. Allerdings darf man aus diesem Tageliede auch nicht zuviel erschließen wollen. Es trägt schon deutliche Züge der ritterlichen Standesdichtung — die Liebenden sind beide adlig, der Frauendienst spielt schon herein —, während sein Urbild gewiß die Menschen noch nicht im Gesellschaftsanzuge vorgeführt haben wird.

Mit einiger Sicherheit lassen sich dann weiter auch solche Liedarten noch der vorgeschichtlichen einheimischen Dichtung zuweisen, die den ur-

1) Liebster — 2) man — 3) alter Akkusativ von wir — 4) bald — 5) Zweig — 6) Wehe — 7) sein — 8) was du auch befehlen magst — 9) allein — 10) willst — 11) dorthin, fort. — In den Zeilen 2 und 6 scheinen die ursprünglichen altertümlicheren Reime durch neuere ersetzt. — 12) Neuerdings denkt man auch an arabische Einflüsse und sieht in ihm den Muezzim.

sprünglichen Chor noch weiter einengten und nur noch einen der Liebenden im Selbstgespräche vorführen. Hier sind als Unterabteilungen denkbar Lieder der Erwartung und der Erinnerung; jene kann sich freudig oder bang, diese froh oder traurig äußern; jede dieser Abarten läßt sich dann noch nach den Geschlechtern unterscheiden.

Von dieser Fülle der Möglichkeiten lassen sich nun nur wenige als wahrscheinliche Sprossen des Mailiedes erweisen.

Frohe Erwartung finden wir CB 136[a]:

> Kume, kume, geselle mîn, ich enbîte[1]) harte dîn.
> ich enbîte harte dîn, kume, kume, geselle mîn!
>
> Süezer, rôsevarwer munt, kum und mache mich gesunt,
> Kum und mache mich gesunt, süezer, rôsevarwer munt!

Dies ist deutlich die Ablösung der Aufforderung zum Tanze.

Dann haben wir MF 3, 17 die bange Erwartung der Frau:

> Mich dunket niht sô guotes[2]) noch sô lobesam,
> sô[3]) diu liehte rôse und diu minne mînes man.
> diu kleinen vogellîn diu singent in dem walde,
> dêst[4]) menegem herzen liep.
> mirn kome[5]) mîn holder selle, in[6]) hân der sumerwunne niet.

Andere sehen in diesem Liedchen die Klage der Verlassenen, welche Liedgattung wir am sichersten der Vorzeit zuschreiben können. CB. 112 steht ein in seiner einfachen Seelenzeichnung höchst altertümliches Gedicht:

> Floret silva nobilis floribus et foliis.
> Ubi est antiquus meus amicus?
> hinc equitavit, eia, quis me amabit?[7])
>
> Floret silva undique, nâch mînem gesellen ist mir wê.
> grüenet der walt allenthalben: wâ ist mîn geselle alsô lange?
> der ist geriten hinnen. owî, wer sol mich minnen?

Die untereinander verwandten Gedichte MF 4, 1 und MF 37, 18 — vielleicht das älteste aller erhaltenen Lieder, sicher mit Unrecht Dietmar von Eist zugeschrieben — sind Klagen der im Herbste Verlassenen, die für den fernen Geliebten den Einfluß falscher Frauen da draußen in der Fremde fürchtet:

1) warte — auf — 2) nichts so gut (von dem substantivischen niht, niet hängt ein Genetiv ab) — 3) wie — 4) das ist — 5) wenn mir nicht kommt; das angehängte n (ne, en) ist die Verneinung — 6) ich nicht = so habe ich keine Sommerfreude — 7) Das Lateinische ist nachher ziemlich wörtlich deutsch wiedergegeben: Es blüht der edle Wald mit Blumen und Blättern. Wo ist mein alter Freund? Er ritt von hinnen; ach wer wird mich lieben?

MF 37, 18. 'Sô wê dir, sumerwunne! daȥ vogelsanc ist geswunden:
als ist der linden ir loup. jârlanc[1]) mir truobent[2]) ouch
mîniu wol stênden ougen. mîn trût, du solt gelouben[3])
dich anderre wîbe: wan, helt, die solt du mîden.
dô du mich êrst sæhe[4]), dô dûhte[5]) ich dich zewâre[6])
sô rehte minneclîch getân: des man[7]) ich dich, lieber man.'

Auch die beiden Falkenlieder dürften auf ältere einheimische Vorbilder zurückgehen. MF. 37, 4 wird ebenfalls Dietmar von Eist zugeschrieben, wird aber beträchtlich älter sein:

Ez stuont ein frouwe alleine, und warte[8]) uber heide,
unde warte ir liebe. sô gesach si valken fliegen.
'sô wol dir, valke, daȥ du bist! du fliugest swar[9]) dir liep ist:
du erkiusest[10]) in dem walde einn boum der dir gevalle.
alsô hân ouch ich getân: ich erkôs mir selbe man:
den welten mîniu ougen. daȥ nîdent schœne frouwen.
owê wan[11]) lânt si mir mîn liep? jo[12]) engerte[13]) ich ir deheiner
trûtes niet[14]).

Der Dichter will die Frau in ihrer von Eifersucht genährten Sorge um die Treue des Geliebten vorführen. Er stattet sein Lied mit einem prachtvollen malerischen Anfange und einem zarten geistvollen Schlußgedanken aus. Aber deutlich verrät sich die Unfreiheit des noch an Vorbildern Haftenden. Nur in den ersten vier Zeilen ist der Gedankenfortschritt stetig, auf einmal wird dann der angeschlagene Gedanke aufgegeben. Erwarten wir doch nach dem Bilde vom sehnsuchtweckenden freien Falken jetzt den Ausdruck des Wunsches, dem Geliebten nachzuzuziehen, des Bedauerns, daß dies nicht gegönnt ist; also statt „So wie du" ein „Leider nicht so wie du". Was jetzt aber den Inhalt der letzten drei Zeilen bildet, hängt innerlich mit dem Vorhergehenden kaum zusammen. Man wird diese Unbestimmtheit der Anlage nicht, mit dem Auge auf goethische Lieder, etwa so deuten wollen, als bestände dennoch eine innere Einheit, die des Fühlens, das von einem Gedanken zum andern überschlage. Denn das Gefühl, das die Frau beseelt, Trennungsweh und Eifersucht mit Furcht, kann kaum den an den Anblick des Falken geknüpften Gedanken erzeugen. Man wird diesen inneren Zwiespalt des Liedes so zu erklären haben, daß den Dichter das Falkenbild so sehr bestach, daß er es der Geschlossenheit des Ganzen zu-

1) jetzt, wo es sich jährt — 2) sind trübe — 3) sich eines dinges gelouben = es aufgeben — 4) sahest — 5) dünkte — 6) fürwahr — 7) mahne. — 8) schaute — 9) überallhin, wo — 10) wählst aus. Präteritum erkôs — 11) warum nicht — 12) fürwahr — 13) begehrte nicht — 14) wörtlich: Nichts des Schatzes von einer von ihnen = nicht den Schatz usw., s. S. 10, Anm. 2.

liebe nicht zu unterdrücken vermochte. Also wieder eine Mischung aus zwei Bestandteilen. Das Lied ist in seiner Kunstform so altertümlich, daß es aus einer Zeit stammen muß, für die man schwerlich fremden Einfluß wird annehmen dürfen; bei seinen einheimischen Vorbildern also erst recht nicht.

Das bekanntere zweite Falkenlied, MF. 8, 33, geht unter Kürnbergs Namen. Ebenfalls einer Frau in den Mund gelegt und vielleicht auch von einer Frau verfaßt, ist es eines der schönsten aller altdeutschen Gedichte:

'Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete [1], als [2]) ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant.

Sît sach ich den falken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn.
got sende si zesamene die gerne geliebe wellen sîn.'

Dem gezähmten Falken werden — meist lederne, hier seidene — Schlingen, Würfel genannt, an die Ständer gebunden; daran hält man ihn auf der Faust, ehe die Jagd beginnt, fest, und fängt ihn bei der Rückkehr wieder auf. Die Umwindung des Gefieders mit Gold dient zum Schmucke. Unser Lied wird verschieden ausgelegt. Die einen meinen, der mit dem Falken gemeinte Geliebte habe seine Liebe in der Fremde nicht vergessen und kehre mit den Zeichen, die sie ihm einst verliehen, zurück; andere halten im Gegenteile das Lied für eine Klage der Verlassenen, die in den seidenen Würfeln an seinem Fuße fremde Liebesketten erkenne. Ich bin der ersten Ansicht, glaube aber, daß wir einen Ausdruck mehr vertiefter Seelenzeichnung vor uns haben. Die seidenen Riemen und der Goldschmuck stammen zwar von der redenden Frau — denn darin, daß sie den Falken zamete, als si in wolte hân, liegt auch ausgedrückt, daß sie ihm Würfel angelegt hatte —, aber sie ist beim Anblicke des so lange fremd gewesenen Geliebten unsicher, ob er, der äußerlich noch die Zeichen seines alten Verhältnisses zu ihr trägt, ihr noch im Herzen treu geblieben ist; denn er scheint zu zögern. Darum das Gebet zum Schlusse. Die Abreise an sich bedingt durchaus noch keine Trennung auch der Herzen. Das Lied könnte — nach Joseph — recht wohl von einer Frau stammen und als Botschaft für den Geliebten selbst bestimmt gewesen sein: „ich bin dir noch treu; wie steht's mit dir?" Dafür spräche die deutliche Zurückhaltung der Gefühle der Redenden.

Es gibt ein altitalienisches Sonett mit auffälligen Anklängen an diesen überaus zarten Sehnsuchtsklang mit seinen wunderbaren Farben. Doch kann darin schon aus dem Grunde nicht die Quelle des deutschen Liedes fließen, weil es Sonette vor dem Anfange des 13. Jahr-

1) gezähmt hatte — 2) so wie.

hunderts nicht gegeben hat, unser deutsches Lied aber mindestens ein Menschenalter älter sein muß. Dann aber übertrifft unser Lied ohne Zweifel das italienische bei weitem an dichterischer Kraft. Selbst ein so sehr von der Bedeutung welscher Einflüsse auf die deutsche Liederdichtung des Mittelalters überzeugter Forscher wie der Franzose Jeanroy hält unser deutsches Falkenlied für ein ursprüngliches Zeugnis tiefen Gefühls und dichterischer Farbe. Es stammt natürlich, wie das einfachere zuerst besprochene, aus ritterlichen Kreisen, aber verleugnet einheimischen Boden nirgends, und kann so, wenn man die hohe Altertümlichkeit seiner Kunst bedenkt, angesprochen werden als die Blüte deutschen Liedes vor der Zeit sichtbarer Beeinflussung durch die welsche Dichtung.

Eins zeichnet dieses Lied vor den anderen bisher betrachteten aus: es ist das einzige, das unbestreitbar ein persönliches Fühlen ausdrückt, während die anderen sich in der Vorführung von Lebenslagen gefallen, die Darstellung des Fühlens aber noch ganz allgemein gehalten ist. Dies letztere ist eine der Vorbedingungen des Volksgesangs, des Mailiedes, das jene Sprossen entsandte. Unser Lied kann also, ganz abgesehen von seiner ausgesprochen ritterlichen Färbung, nicht in den Kreis des Volksgesanges einbezogen werden. Wir hatten nun früher den Liebesgruß für die vorgeschichtliche deutsche Liederdichtung als ziemlich wahrscheinlich erwiesen und fanden ihn bei den höheren Ständen. Ist es gewagt zu schließen, daß das Falkenlied seine ursprünglichsten Anregungen in den leider verklungenen Liebesgrüßen fand? Auch für Dietmars Botenlied 32, 13 mit seinen so altertümlichen Maßen, Reimen, Empfindungen und Ausdrucksmitteln möchte ich eine Anregung durch bestehende Muster annehmen:

Seneder friundinne bote, nu sage dem schœnen wîbe,
daȥ mir tuot âne mâȥe wê, daȥ ich si sô lange mîde.
lieber hete i'r [1]) minne, dan al der vogele singen.
nu muoȥ ich von ir gescheiden sîn. trûric ist mir al daȥ herze mîn.

Und auch für den durch Boten übermittelten Wechsel Kürnbergs MF 7, 1; 7, 10 könnte man Wurzeln in der vorgeschichtlichen Dichtung vermuten:

'Vil lieber friunde *scheiden* daȥ ist schedelîch.
swer sînen friunt behaltet, daȥ ist lobelîch.
die site wil ich minnen.
bite in daȥ er mir holt sî, als er hie vor was:
und man in waȥ wir redeten, dô ich in ze jungest [2]) sach.'

1) ich ihre — 2) zuletzt.

Wes manest du mich leides, mîn vil liebez wîp?
unser zweier scheiden müez ich geleben [1]) niet.
verliuse ich dîne minne,
sô lâz ich die liute harte wol entstân [2]),
daz mîn fröide ist des [3]) minnist wider [4]) alle ander man.

Wir würden auf diesem Wege gerade Botenlieder für die vorgeschichtliche Zeit als wahrscheinlich erschließen können und ahnen, daß diese Liedart die älteste Gestalt sei, worein die höheren Stände ihre Liebeslieder kleideten. Das würde ja auch zu dem stimmen, was wir über Rudliebs Liebesgruß wissen.

Zum Schlusse sei noch das bekannte reizende Gedichtchen MF 3, 1 genannt:

dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen.
verlorn ist daz slüzzelîn:
dû muost immer darinne sîn.

Wenn auch wahrscheinlich kein eigentliches Lied, ist es doch ein Zeugnis für die Liebesdichtung und reicht mit seinen Wurzeln tief in die vorgeschichtliche Zeit hinein.

Für die vorgeschichtliche Zeit hätten wir also außer mit den Abzweigungen aus den Mailiedern des Volksgesanges — Liebesstreit, Abschiedsklagen, Liedern freudiger und banger Erwartung, Klagen der Verlassenen — deren Anlage und Inhalt sich wegen ihrer Herkunft in festgelegten Bahnen bewegen, auch noch mit Liebesliedern der höheren Stände zu rechnen, die zwar aus der gemeinsamen Wurzel des Liebesgrußes, den der Bote übermittelt, erwachsen sein könnten, aber unter sich mannigfach verschieden waren, weil eben hier im Gegensatze zu den Sprossen des Mailiedes ein Band fehlte, das die einzelnen zusammenhielt.

Der vorgeschichtlichen Zeit kann man nach unserer vorsichtigen Prüfung das Liebeslied im eigentlichen Verstande also nicht absprechen. Auf diesem Grunde bauen wir weiter, wenn wir uns nunmehr der geschichtlichen Zeit zuwenden.

1) erleben — 2) verstehn — 3) deshalb — 4) im Vergleiche mit. Die Handschrift hat und, was für uid[e], die Abkürzung von wider, verlesen ist.

II. In Kürenberges wîse.

Von den Gedichten in der Sammlung „Minnesangs Frühling" — welche im wesentlichen die gesamte erhaltene Liederdichtung vor Walther umfaßt — stehen die unter den Namen Kürnberg, Regensburg, Meinloh von Sevelingen, Rietenburg und Dietmar von Eist gehenden, ferner einige namenlose und, allerdings nur dem Inhalte nach, die des Kaisers Heinrich allen anderen gegenüber. Die äußere Kunst ist darin noch reindeutsch. Der Reim ist noch nicht höfischrein, sondern anklingend nach den bisher gültigen einheimischen Kunstgesetzen[1]), und eine genaue Sonderung von stumpfen (einsilbigen) und klingenden (mehrsilbigen) Zeilenschlüssen ist noch nicht angestrebt. Die Reimstellung ist noch ganz einfach: paarweise gebundene, noch nicht künstlich verschlungene Zeilen. Zwischen die Reimpaare drängt sich ja schon die Waise, eine nicht reimende Zeile, die anfangs nur vor der letzten Reimzeile des Gesetzes steht, um sie hervorzuheben, dann bald vor mehr und schließlich vor allen: aber deutlich erkennt man auch in dieser Erweiterung noch das uralte deutsche Gesetz von vier, in je vier Tongipfeln gehobenen, paarweise gebundenen Zeilen. Die ursprüngliche Vierzahl der Hebungen in der Einzelzeile erfährt schon Abänderungen, indem wir sehr häufig in den durch Waisen erweiterten Gesetzen die ersten drei Zeilen mit weniger oder die letzte Zeile mit mehr als vier Tongipfeln ausgestattet finden, was immer den Zweck hat, die wichtige letzte Zeile stärker hervortreten zu lassen. Mit diesen Erweiterungen und Abänderungen stellt sich das Lied aber ganz an die Seite der in dieser selben Zeit ausgebildeten Heldendichtung, deren Nibelungengesetz z. B. mit dem von Kürnberg gebrauchten ganz übereinstimmt. Zwischen den Hebungen können im Gegensatze zur späteren Zeit die Senkungen nach freiem Ermessen noch ganz fehlen. Endlich besteht das Lied noch fast immer nur aus einem einzigen Gesetze, wie die weisen Sprüche der höherstehenden Volkssänger, der Meister[2]), z. B. der beiden Spervogel; und diese Gesetze zeigen noch keine Gliederung in die drei Teile der beiden Stollen und des Abgesanges, wie das späterhin in Anlehnung an die welsche Dichtung immer mehr Brauch wird und schließlich die Regel bildet. Doch zeigen Rietenburg und Dietmar von Eist — natürlich auch Kaiser Heinrich — schon Ansätze zur Weiterbildung.

Ebenso reindeutsch und dem Strome der einheimischen Überlieferung folgend ist die Redeform dieser Gedichte. Im Ausdrucke findet sich

1) vgl. Volkslied[4] S. 128 — 2) Volkslied[4] S. 70.

eine große Menge formelhaften Sprachstoffes; man merkt überall, daß für die verwendeten Begriffe und seelischen Lagen der Ausdruck längst geprägt war. Oft gewinnt man auch den Eindruck, daß eine solche feste Prägung des Ausdruckes am unrechten Platze erscheint: man erwartet eine andere Wendung oder wenigstens eine Abänderung der verwendeten; deutliche Anzeigen für das Bestehen einer einflußreichen Überlieferung. In vielen dieser Lieder finden wir, wie in den Sprüchen der Meister, das Sprichwort, meist zu Anfang als Leitgedanken. Von besonderem Werte für die Feststellung des Einflusses der Überlieferung sind die vielfach erscheinenden jahreszeitlichen Eingänge. Man könnte darüber staunen, daß die Natur in diesen Dichtungen immer wieder dieselben, verhältnismäßig wenigen Züge in ständigen Verbindungen zeigt, während eine große Menge möglichen Stoffes niemals zur Verwendung gelangt. In den Frühlingseingängen ist der Wald, mit der ständig genannten Linde, frischbelaubt; Heide oder Anger sind mit Blumen, deren ständige Vertreterin die rote Rose ist, mit Klee und Gras geschmückt; die Vögel, fast nur die Nachtigall, freuen sich über den mit Gesang begrüßten Mai, der ihrer Wintersorge ein Ziel gesetzt hat. In den Wintereingängen werden diese ständigen Züge in der Verneinung gebraucht. Ich gebe einige Beispiele.

MF. 33, 15 (Dietmar):

Ahî, nu kumet uns diu zît, der kleinen vogellîne sanc.
ez gruonet wol diu linde breit, zergangen ist der winter lanc.
nu siht man bluomen wol getân üeben an der heide ir schîn.
des wirt vil manic herze frô. des selben trœstet sich daz mîn.

Umgekehrt ein Wintereingang MF. 37, 30 (Dietmar):

Sich hât verwandelôt diu zît. daz verstên ich an den dingen:
geswigen sint die nahtegal, si hânt gelân ir süezez singen,
und valwet[1]) obenân[2]) der walt.

Diese Behandlung der Natur steht in einem deutlichen Gegensatze zu der Art, wie bei anderen Völkern und in der gelehrten lateinischen Dichtung unseres Mittelalters die Auswahl aus der Fülle des Möglichen getroffen wird. Auch das weist deutlich darauf hin, daß diese Dichtung noch unter dem Banne von Mustern steht, die Auswahl und Anordnung der Züge von alters fest überkommen hatten, eben den Mailiedern. Erst allmählich beginnen dann die späteren Dichter sich gegen die Überlieferung aufzulehnen, indem sie neue Züge erfinden — wie Veldeke, S. 7, A. 1 —, oder sich gegen die überlieferten Gefühlswerte

1) wird fahl — 2) droben.

wenden, die Frühling oder Winter dem Menschen gewähren, oder auch, indem sie sich geflissentlich der Naturschilderung enthalten.

Ihrem Inhalte nach unterscheiden sich aber diese Gedichte noch weit auffallender von ihren Nachfolgern. Während uns in der späteren Minnedichtung fast nur ein einziger Gedanke in immer wieder neuem Gewande vorgeführt wird: die schmachtende, selbstgefällige, am eigenen Leide sich ergötzende Liebe des Mannes, den die Frau nie erhört, finden wir bei diesen älteren Dichtern im allgemeinen eine köstlich frische ungezwungene Natürlichkeit des gegenseitigen Verhaltens der beiden Geschlechter, die diesen Liedern einen Reiz verleiht, wie wir ihn sogar in Walthers Liedern der niederen Minne kaum verspüren. Dabei sind wenigstens Kürnberg, Meinloh und Dietmar keineswegs Leute mit noch ursprünglichen, einfachen Empfindungen; im Gegenteile zeigen sie bereits ein höchst fein verzweigtes Innenleben, Meinloh sogar schon eine an Heine erinnernde selbstgefällige Empfindsamkeit.

Allerdings tönt uns hier keine Geibel-Thumannsche Schwärmerei entgegen. Diese Mädchen und Frauen gehen nicht versonnen durch die Fluren, von ihrem schüchternen Verehrer in schicklichem Abstande angeschmachtet; auch treffen wir sie nicht, wenn sie wirklich zusammen sind, beim Einschneiden von Namen in die Buchenrinde. Vor ihren Augen wallt der Vorhang nicht, der seit Schillers Glocke den Hintergrund der schönen Zeit der jungen Liebe züchtig verhüllt. Diese Frauen sind Julien, keine Theklen. Doch auch sie sehen wir dem Widerstreite der Pflichten oft genug ausgesetzt, da ihr jungfräuliches Empfinden mit der Liebe harte Sträuße aussicht.

MF 35, 32 (Dietmar):

Swer mêret[1]) die gewizzen[2]) mîn, dem wil ich dienen ob ich kan.
und wil doch mannen[3]) fremde sîn, wan[4]) deich[4]) ein senede[5]) herze hân.
ez wære mir ein grôziu nôt, wurd er mir âne mâze[6]) liep.
sô tæte sanfter mir der tôt, liez er mich des geniezen niet.[7])

Aber nur einmal finden wir (MF 32, 1 bei Dietmar), daß die Frau vor der „Hute", der sie ausgesetzt ist, zurückschrickt:

„Waz ist für daz trûren guot, daz wîp nâch liebem manne hât?
gerne daz mîn herze erkande, wan ez sô bedwungen[8]) stât.'
alsô reit[9]) ein frouwe schœne. 'an ein ende[10]) ich des[10]) wol kœme[10]),
wan[11]) diu huote. selten sîn[12]) vergezzen wirt in mînem muote.'

1) vermehrt — 2) Einsicht in das Geziemende — 3) Männern — 4) außer daß ich = aber ich — 5) sehnsüchtiges — 6) ohne Maß = allzu — 7) nicht — 8) traurig — 9) redete — 10) ich käme wohl dahinter — 11) außer = wenn nicht wäre — 12) seiner.

Und nur einmal, bei dem eigentümlichen Meinloh (MF 13, 22), beteuert die Frau ihre Unschuld. Sonst schwankt sie nicht lange. Alle anderen Freuden der Welt, alle Rücksichten schwinden dahin vor der Seligkeit in den Armen des Geliebten. Aber wie zart und keusch gedenkt sie bei Kürnberg MF 8, 17 (S. 30) der Stunde des Glückes! Die freche Begehrlichkeit eines Weibes dagegen wird MF 8, 1; 9, 29 (S. 29) höhnend von demselben Dichter gegeißelt.

Diese leidenschaftliche sinnliche Liebe tröstet sich nicht mit dem Treugedenken über das schmerzliche Trennungsweh hinweg.

MF 32, 5 (Dietmar):

'Genuoge jehent, daȥ grôȥiu stæte[1]) sî der besten frouwen trôst.
des enmag ich niht gelouben, sît mîn herze ist unerlôst.'[2])
alsô redeten zwei geliebe, dô si von einander schieden. 'owê minne.
der dîn âne[3]) möhte sîn, daȥ wæren sinne.'[4])

Denn Trennung ist schon der Tod. Gott kann den Verlust des Geliebten nie ersetzen (Kaiser Heinrich 5, 5). Sie kann sich nie mehr freuen, seitdem er von ihr gegangen ist (Kürnberg 7, 25; Dietmar 39, 29). Schon eine kurze Trennung erscheint ihr unerträglich (Kaiser Heinrich 5, 2; Dietmar 34, 11). So spielt in diesen Liedern das bittere Scheiden eine große Rolle. Öfter ist der Grund der Trennung nicht ersichtlich. Jeanroy macht darauf aufmerksam, daß manchmal gar keine zwingende Ursache anzunehmen ist. Der Dichter scheint dann nur den so dankbaren Zug gewählt zu haben, um der Liebe Leid ausdrücken zu können.

Oft aber sehen wir deutlich die Ursache ein: die bösen Aufpasser suchen mit ihren Verleumdungen Zwietracht zwischen die Liebenden zu säen. Das gelingt ihnen ja nicht immer:

MF 13, 14 (Meinloh):

Sô wê den merkæren![5]) die habent mîn übele gedâht.
si habent mich âne schulde in eine grôȥe rede brâht.
si wænent mir in leiden[6]), sô si sô rûnent[7]) under in.[8])
nu wiȥȥen[9]) algelîche, daȥ ich sîn friundinne bin . . .
stæchens[10]) ûȥ ir ougen, mir râtent mîne sinne an deheinen andern man.

Aber oft gewinnen sie doch ihr Ohr, so daß sie in unbedachtem Zorne ihren Liebsten verleugnet (Rietenburg 18, 4) und sagt, sie hätte einen anderen ebenso lieb. Das wird ihm dann hinterbracht, und es kommt zum Bruche (Kürnberg 9, 17).

---

1) Treue — 2) unbefriedigt — 3) ohne — 4) d. wäre verständig — 5) Ständige Bezeichnung der Aufpasser — 6) verleiden — 7) raunen, tuscheln — 8) sich — 9) mögen sie wissen — 10) stächen sie.

Diese Frauen sind noch ganz das schwache Geschlecht, das seine Gewalt über das Herz des Mannes noch nicht dazu mißbraucht, ihn herrisch zu meistern oder mit grillenhaften Launen zu entwürdigen. Sie sehen zum Manne empor, nicht gefühllos ihrer Eitelkeit fröhnend auf ihn hinab, wie später so oft. Er ist ihr ganzer Stolz, ein in Gold gefaßter Edelstein: ein Hochgefühl, das sich in diesen Zeiten, für uns einigermaßen befremdend, im Grunde aber äußerst natürlich, darin äußert, daß sie — wie Kriemhild in ähnlicher Lage im Königinnenstreite — mit innerlicher Genugtuung ihrer Vorgängerinnen gedenkt.

MF 13, 27 (Meinloh):

Mir welten mîniu ougen einen kindeschen[1]) man.
daz nîdent ander frouwen. ich hân in anders niht getân,
wan[2]) ob ich hân gedienet[3]), daz ich diu liebeste bin.
dar an wil ich kêren mîn herze und allen den sin.
swelhiu[4]) sînen willen[5]) hie bevor hât getân,
verlôs[6]) si in von schulden[7]),
der wil ich nu niht[8]) wîzen[9]), sihe[10]) ichs[10]) unfrœlîchen stân.

Darum schwebt sie auch in steter Besorgnis, andere Frauen möchten ihr den Liebsten entfremden.

MF 4, 26 (Kaiser Heinrich):

Ich hân den lîp gewendet an einen ritter guot.
daz ist alsô verendet[11]), daz ich bin wol gemuot.
daz nîdent ander frouwen und habent des[12]) haz
und sprechent mir ze leide,
daz si in wellen schouwen. mir geviel in al der werlte nie man baz![13])

MF 4,5 (namenlos):

Vil ist unstæter[14]) wîbe[15]). diu benement im den sin.
got wizze wol die wârheit, daz ich ime diu holdeste bin.
si enkunnen niewan[16]) triegen[17]) vil menegen[18]) kindeschen man.
owê mir sîner jugende[19])! diu muoz mir al ze sorgen ergân.[20])

Aber die Frau denkt durchaus nicht selbsüchtig nur an sich. Mit herzlicher Innigkeit will sie dem Geliebten den Kummer ersparen.

---

1) jungen — 2) als daß — 3) verdient — 4) wenn eine — 5) ihm zu Willen gewesen ist — 6) verlor — 7) aus eigener Schuld — 8) nichts — 9) vorwerfen — 10) sehe ich sie — 11) das hat solchen Ausgang genommen 12) objektiver Genetiv, von haz abhängig — 13) besser — 14) unbeständig — 15) Gen. Plur., abhängig von dem Subst. vil — 16) nichts als — 17) betrügen — 18) manchen — 19) Jugend — 20) die (seine Jugend) macht mir lauter Sorgen.

MF 36,8 (Dietmar):

si wellent daȝ ich mîde
den besten friunt, den ieman hât. wie sol des iemer werden rât?[1])
sol ich im lange fremde sîn,
ich weiȝ wol, daȝ tuot ime wê. daȝ ist diu meiste[2]) sorge mîn.

Gerne nimmt sie für ihn Ungemach auf sich.

MF 32,21 (Dietmar):

Nu sage dem ritter edele, daȝ er sich wol behüete....
ich muoȝ ofte engelten[3]) sîn....

Und die Erfüllung des Sehnens nennt sie, in Übereinstimmung mit ihrer Hingebung, seinen Willen tun.

Zwischen ihr und sein Herz drängt sich kein Nebengedanke. Sie schielt nicht zur Seite, um etwa sich an einem neidischen Blicke zu weiden, der auf ihr Glück fiele; sie fragt auch nicht, warum er, der Herrlichste von allen, gerade sie sich erkoren hat. Nur bei Rietenburg, der schon auf der Grenze zu dem Gesinnungswechsel steht, der die Folgezeit kennzeichnet, finden wir die Frau, die den Mann erst prüfen will, ehe sie ihn erhört, die sich von ihm trennen will aus Laune.

Der Mann erscheint in den ältesten dieser Lieder, denen des Kürnbergers, in einer so eigentümlichen Auffassung, daß man sie nicht für allgemein kennzeichnend halten darf, sondern aus der dichterischen Besonderheit dieses in seiner Art genialen Sängers erklären muß. Sonst gibt sich der Mann wohl gemessener und besonnener als die leidenschaftlichere Frau — vgl. das Tagelied S. 9 —, aber deswegen ist sein Empfinden nicht weniger natürlich. Eher als bei der Frau finden wir bei ihm Äußerungen des Glücks, in das ihn das Bewußtsein der Liebe versetzt. Die Ursprünglichkeit seiner männlichen Empfindung bezeugt die häufige Betonung des Hochgefühls, das ihm der Sieg über das Frauenherz und seine Nebenbuhler verleiht. In diesem Gefühle wurzelt die frohe Stimmung des sich geliebt Wissenden, die in stehenden Ausdrücken bekundet wird. Bezeichnend für den Mann ist aber auch die Unruhe, die über ihn kommt, solange er seines Sieges noch nicht sicher ist.

MF 32,9 (Dietmar):

sô al diu werlte ruowe hât, sô mag ich eine[4]) entslâfen niet.
daȝ kumet von einer frouwen schœne, der ich gerne wære liep,
an der al mîn fröide stât. wie sol des iemer werden rât?
jô wæne ich sterben. wes lie si got mir armen man ze kâle[5]) werden?

---

1) das je möglich werden können? — 2) größte — 3) entgelten für ihn — 4) allein — 5) Qual.

Es ist das noch nicht die schöngekräuselte künstliche Trauer der späteren Zeit, sondern wahre Natur. Aber bei Meinloh meldet sich jene schon an, wenn er, der stolzlîche lebt, so daß es niemand in der Welt besser geht, mit Gedanken trauert; wenn er ihr versichert, sie habe ihm Verstand und Leben verdreht, so daß er um ihretwillen eine volle Freude um ein Trauern dahingegeben habe (11, 22; 12, 27). Und auch bei Rietenburg finden wir solche Klänge.

Erst bei Dietmar stoßen wir auf den Gedanken, daß die Liebe den Mann veredelt — was sicher nicht in unserm[1]) Sinne auszulegen ist, sondern auf die Verfeinerung der Sitten zielen wird, also in den Bannkreis des späteren Minnesanges gehört:

33, 27 swaȥ ich dîn beȥȥer worden sî, ze heile müeȥ eȥ mir ergân.
39, 3 si benimet mir mange wilde tât.

In der Trennung empfindet der Mann nicht minder innig als die Frau.

34, 3 (Dietmar):

ûf der linden obene dâ sanc ein kleineȥ vogellîn.
vor dem walde wart eȥ lût[2]). dô huop sich aber[3]) daȥ herze mîn
an eine stat, da'ȥ ê dâ was. ich sach die rôsebluomen stân.
die manent mich der gedanke vil, die ich hin zeiner frouwen hân.

Vgl. auch S. 13 fg.

Aber viel mehr als bei der Frau spielt, was natürlich ist, ein Widerschein aus der andern Welt in das Liebesempfinden des Mannes hinein. Er vergleicht die Geliebte mit anderen Frauen, er vergißt nicht seine Lebensaufgaben, er kommt aus der Ferne und zieht in die Fremde. Man sieht deutlich, wie für ihn die Liebe nur Unterbrechung des tätigen Lebens, nicht, wie für die Frau, das Leben selbst ist.

So finden wir, um noch einmal das Wichtigste zusammenzufassen, in diesen Liedern der Frühzeit eine Empfindungswelt gezeichnet, die durchaus natürlich und durchaus deutsch anmutet. Aber keineswegs fehlen fremde, welsche Einflüsse. Deutlich können wir verfolgen, wie diese allmählich an Breite und Tiefe gewinnen. Zunächst nur leise angedeutet, ja teilweise vielleicht absichtlich abgelehnt, beginnen sie bei Meinloh um sich zu greifen, erscheinen hier aber vielleicht noch als angeklebtes, mit dem Übrigen noch nicht verwachsenes Beiwerk, und treten endlich bei Rietenburg und Dietmar von Eist schon als mehr oder weniger notwendige Bestandteile auf. Daß Kaiser Hein-

1) Vgl. Goethe in seinen Tagebüchern zur Blütezeit der Liebe zur Frau von Stein 1780! — 2) laut — 3) wieder.

rich, dessen Gedichte ihrer äußeren Gestalt nach einer beträchtlich späteren Zeit angehören, sich in einen bewußten Gegensatz zu seinen Zeitgenossen stellt, ergibt außer der noch ganz natürlichen Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter auch das Fehlen dieser welschen Beigaben, deren die Minnesänger seiner Zeit gar nicht mehr zu entraten vermochten, weil sie die von ihnen beliebte Auffassung jenes Verhältnisses erst bedingten[1]).

Aus welcher Gegend diese welschen Einflüsse kommen, ist noch nicht sicher festgestellt. Eher wissen wir, wann und wie sie zu wirken beginnen und sich ausbreiten. Ehe die provenzalische Dichtung selbst in Deutschland Kenner und Nachahmer fand, haben bereits Beziehungen zwischen Mittel- und Nordfrankreich, der Provence und Oberitalien einerseits, dem Südwesten und Südosten Deutschlands anderseits bestanden. Besonders der Kreuzzug, den Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich gemeinsam unternahmen, half bei uns in den ritterlichen Kreisen die feinere französische Bildung verbreiten. Diese Beziehungen färben erst auf die äußere Lebenshaltung und die Sitten des gesellschaftlichen Verkehrs ab, um dann immer tiefer dringend allmählich eine völlige Änderung der Welt herbeizuführen, in der sich die Vorstellungen und Gefühle bewegen. In der Zeit, aus der unsere ältesten Lieder stammen, hat dieser Einfluß bereits weite Ausdehnung genommen, aber das Geistesleben der Kreise, aus denen die Lieder stammen, noch nicht durchdrungen, es noch nicht aus den natürlichen Geleisen gedrängt. Wenn Dietmars Gedichte wirklich auf einen Verfasser zurückgehen — woran man — von 37, 4; 37, 18; 39,18 und 40, 19 abgesehen — im Grunde nur nach Anzeichen der äußeren Kunst zu zweifeln braucht —, ist dieser Dichter ein gutes Beispiel dafür, wie der fremde Einfluß allmählich das Denken und Fühlen desselben Menschen anderen Bahnen zu führen kann.

1) Dieser Gegensatz zwischen Inhalt und Kunstübung in den Gedichten des Kaisers ist eine so überaus auffällige Erscheinung, daß wir nach einem zwingenden Grunde dafür suchen müssen. Den kann man nur in der Person des Dichters finden. Bei einem Fürsten von dieser Stellung und dieser Sinnesrichtung, wie es Heinrich VI. war, kann man es begreifen, wenn er sich auch nicht dem Scheine nach unter das demütigende Joch des Frauendienstes beugen wollte; bei einem anderen Verfasser wäre aber diese Auflehnung nur dann denkbar, wenn es sich, wie bei Walther, um einen überragenden Künstlergeist handelte. Diese Lieder aber sind zwar sinnig, aber keineswegs besonders tief, und ihr Ausdruck öfter etwas ungelenk. Aus diesen Erwägungen heraus muß ich den Liedern den erlauchten Verfasser gönnen, den ihnen die Handschriften beilegen.

In unseren Gedichten ist es nun, wie angedeutet, erst eine oberflächliche fremde Färbung, die auf welschen Einfluß zurückzuführen ist. Da finden wir zunächst den Frauendienst, diesen hervorstechendsten Zug späteren Minnesangs, bereits bei Kürnberg angedeutet — denn die Bildersprache des Falkenliedes S. 12 ist deutlich genug, und die Ablehnung, S. 29, der Wünsche der begehrlichen Frau kann man wohl in diesen Anschauungskreis rücken. Der Graf von Regensburg läßt zwar MF. 16, 1 noch ganz im Gegensatze zur Folgezeit die Frau sagen, sie sei mit rechter Treue einem guten Ritter untertan, aber Meinloh und Dietmar in seinen späteren Gedichten geben sich schon wenigstens mit Worten ganz in den Dienst der Geliebten, allerdings noch ohne sich an der Wollust der Schmerzen des Niebelohnten zu berauschen. Bei Rietenburg endlich schwingt sich die Frau bereits auf den Thron, von dem aus sie nach ihrer Laune die Herren der Schöpfung lenkt.

Auf welschen Einfluß führt man wohl mit Recht auch die Einführung von Nebengestalten, die auf der Bühne der Liebesdichtung eine Rolle spielen, zurück. Da sind neben dem Wächter (S. 9) vor allem die Merker, die schon bei Kürnberg stark hervortreten. Die Merker und ihr Neid haben (Kürnberg 7, 19) der Frau den feinen Ritter genommen, dessen Bekanntschaft sie gewann; lügenære nennt die entrüstete Frau (Kürnberg 9, 13) diese Störer ihres Glückes. So gibt auch schon Kürnberg 10, 1 dem Mädchen den Rat, sich nicht zu verraten, damit niemand merke, wie es um sie beide stehe. Regensburg erwähnt 16, 15 die Merker in einem unklaren Zusammenhange; wenigstens sieht die Anlage des Gedichtes verschoben aus, wohl eine Folge der Einflechtung dieses noch fremdartigen Zuges. Meinloh gefällt sich an der Ausmalung des Einflusses dieser Leute mit ersichtlicher Freude über diese Vermehrung des Vorrates an dichterisch verwendbaren Stoffen, wie er vielleicht darum auch den Frauendienst so stark hervorhob. Bei Rietenburg und Dietmar treten die Merker wieder etwas zurück, nicht als ob sie nunmehr ihre Rolle ausgespielt hätten, aber diese ist jetzt nichts Neues mehr, wie zu Meinlohs Zeit.

Den eigentlichen Nährboden aber findet dieses Eindringen fremder Anschauungen und Gefühle in den Standesverhältnissen der Dichter, wie diese auch die weitere Entfaltung der so verheißungsvoll beginnenden Liebesdichtung in der eingeschlagenen natürlichen Richtung verhinderten.

Daß diese Dichter ausnahmslos dem Ritterstande angehören, kann keinem Zweifel unterliegen, auch wenn wir nicht Heinrichs von

Melk Zeugnis in Des tôdes gehügede[1]) dafür hätten, daß um 1160 die österreichischen Ritter troutliet, Liebeslieder, zu dichten pflegten, als weitverbreitete Sitte, die der Dichter als eines der Zeitübel mit seinem Hasse verfolgt. Es ist sogar denkbar, daß schon in dieser frühen Zeit das Dichten eigentlicher Liebeslieder als ein ausschließliches Vorrecht des ritterlichen Standes galt, wofür der spätere Minnesang des 13. Jahrhunderts ohne Zweifel angesehen wurde. Ein solches Recht enthält aber dann auch stets eine Art Verpflichtung. Nun ist gerade in diesen Zeiten der Ritterstand alles eher als eine in sich abgeschlossene Adelskaste. Neben den verhältnismäßig dünnen Oberschichten des fürstlichen und des burggesessenen Geburtsadels stehen deren Dienstmannen, die Ministerialen und Ritter (milites). Ursprünglich Kriegsgesinde und Verwaltungsbeamte des Fürsten oder Burgherrn, vielfach sogar unfreier Geburt, dienen sie nach Leistung des Treueides auf Frist oder Lebenszeit gegen Gewährung des Lebensunterhaltes und der Sicherheit von Gut und Leib und in steter Erwartung einer besonderen Anerkennung durch Verleihung eines Afterlehens. Durch ihre Dienste machen sich die Mannen, um mit Schönbach zu reden, ihren adligen Herren unentbehrlich, treten, allmählich die gesellschaftliche, wenn auch noch nicht die gesetzliche Gleichberechtigung sich erringend, neben sie und gelangen sogar über sie hinaus. Aber bis 1250 bleibt ein gewisser Makel der Herkunft an ihnen haften; so bestand zwischen ihnen und dem Geburtsadel so lange kein Eherecht. Ritter aber dem Stande und dem Auftreten nach außen hin sind sie alle. Weitüberwiegend die Mehrzahl aller späteren Minnesänger waren solche Dienstmannen.

Diese Männer mit ihrer Zwitterstellung in Leben und Rechten suchen und finden am Hofe ihres Herrn Lebensaufgabe und Lebensinhalt. Sie streben nach der Gewinnung höfischer Sitte, um ihren durch die Gegensätze noch tiefer empfundenen Geburtsmakel vergessen zu machen. Sie streben vor allem nach der Gunst der seit dem Eindringen welscher Sitten und Anschauungen für den Ton am Hofe maßgebenden Frauen. Da mußten die dichtenden Dienstmannen bald inne werden, daß die Bewahrung dieser wertvollen Gunst nur mit einer Abkehr von der bisherigen Richtung ihrer Kunst erkauft werden konnte.

Denn in der Stellung der adligen Frau hatte sich in der unmittelbar voraufgehenden Zeit in Anlehnung an die welsche Sitte, die selbst wieder vom Islam und von Byzanz her beeinflußt war, eine Wandlung von weittragender Bedeutung vollzogen. Früher war das junge

1) Memento mori. —

Edelfräulein oft eine wilde Hummel gewesen, Jagd, Rossetummeln und Waffenschwingen waren ihr vertraut, junge Männer ihre täglichen Genossen gewesen. Dieser Freiheit machte die neue Sitte ein Ende. Nur noch selten und dann nur von Anstandsdamen begleitet und bespäht erscheint das Fräulein in der Gesellschaft. Zumeist lebt sie in fast klösterlicher Absperrung in der Kemenate bei weiblicher Handarbeit, nachdem sie einen für die Zeit ziemlich gründlichen Unterricht, auch im Lateinischen, genossen und sich dabei eine jedenfalls tiefere Bildung angeeignet hat, als sie die Herren besitzen. Die Ehe ist selten eine Gefühlssache, zumeist der Abschluß geschäftlicher Verhandlungen der Eltern. Und doch wird sie mit Sehnsucht erstrebt. Denn sie öffnet das Tor zur goldenen Welt. Die verheiratete Frau ist, nicht zum mindesten wegen ihrer überragenden Geistesbildung, der Mittelpunkt des feinen gesellschaftlichen Lebens, der Gegenstand steter Huldigung durch all die tapferen und geistvollen Männer, die am Hofe das Leben suchen. Welche Wandlung gegen eine noch nicht weit zurückliegende, von den Älteren noch mit erlebte Zeit, wo die Ehefrau nach der rauhen einheimischen Sitte nicht viel mehr gewesen war als die Dienerin ihres Herrn!

Bei diesen Verhältnissen mußte die unmittelbare frische Liebesdichtung, deren Reste uns bei unseren frühen Dichtern entgegentreten, von Anfang an an einem inneren Widerspruche kranken, der ihre Weiterentwicklung hemmen mußte. Sie war trotz ihrer Frische ein totgebornes Kind. So natürlich sie anmutet, so unwirklich mußte sie in ihrer Zeit sein.

Ein Liebesverkehr nämlich zwischen Ritter und Edelfräulein, wie ihn diese frühen Liebeslieder voraussetzen, ist seit dieser Wandlung der Sitten in Wirklichkeit nicht denkbar. Aber ebensowenig ist die Annahme berechtigt, wir hätten es in diesen Gedichten mit verheirateten adligen Frauen oder mit Mädchen niederen Standes zu tun. Die Stimmung, die von so gut wie allen diesen Liedern ausgeht, verflüchtigt sich, wenn wir an Ehefrauen denken sollten. Und alle Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, daß in dieser Übergangszeit, die wie jede ähnliche von echtestem Snobgeiste erfüllt war, aber noch keinen sicheren gesellschaftlichen Halt besaß, die also auf Äußerlichkeiten das größte Gewicht legte, daß damals der Dichter sich durch ein zur Schau getragenes Verhältnis zu einer Bauerndirne an den Lästerpfahl gestellt hätte.[1]) Das konnte erst Walther wieder wagen, in einer Zeit, die, mit Bildung übersättigt, wieder die Sehnsucht nach der Natur kannte — und auch ihm nahm man es recht übel, daß er seinen Sang sô nidere wandte.

1) Daß Kürnberg Lieder niederer Minne habe, kann ich gegen Joseph nicht annehmen.

Es bleibt also für die überwiegende Mehrzahl dieser Gedichte nur die Annahme übrig, daß sie auf einer unwirklichen, nur in der Einbildung bestehenden Welt beruhen. Anfangs konnte dies noch nicht so sehr stören. Denn das Ritterlied der ersten Zeit, das sich an bestehende einheimische Muster anlehnte, fand hier, in den Liebesgrüßen und Botenliedern, in dem volkstümlichen Mailiede, in der in dieser Zeit etwa beginnenden Vertiefung dieses Liedes durch die Vaganten und in den Sprüchen der Meister die Welt, in die es seine Frauen versetzt, vor und bedachte nicht, daß sie wohl für die befolgten Muster, aber nicht für ihn auch wirklich war. Denn was ihn zum Dichten bewog, war ja zunächst nicht das eigene Erlebnis oder Empfinden, sondern vor allem die Absicht, sich in dem von Welschland neu herübergekommenen Dichtsporte auszuzeichnen. Bald aber mußte sich ihm der unverbrückbare Gegensatz auftun, in den er sich mit seinen, natürliches Liebesleben vorführenden Gedichten zu seiner ganzen eigenen Welt und der seiner Umgebung setzte. Die Frau, an deren Urteil und Geschmack er sich mit seinen Liedern hauptsächlich wandte, konnte in den dargestellten Verhältnissen weder sich selbst erkennen, noch sich auch mit der untergeordneten Rolle zufrieden geben, die ihr, als wäre sie eine Dorfdirne, in diesen Liedern zugewiesen war. So mußten diese unzeitgemäßen Lieder schon bald veralten und den neuen Klängen weichen, die in bewußter Anlehnung an die welschen Troubadours Mann und Frau in einem zwar widernatürlichen, aber doch in einem Verhältnisse zeigten, das dem damaligen gesellschaftlichen Wunschbilde mehr entsprach, als es das Ritterlied in Kürenberges wîse vermochte, das der einheimischen Dichtung und deren frischer ursprünglicher Art nachempfunden war.

Bei dieser Gelegenheit muß ich für eine Frage eine kurze Antwort suchen, die sich jeder schon nach einer flüchtigen Bekanntschaft mit diesen Liedern stellen muß: Kommen für diese Lieder auch Frauen als Verfasserinnen in Frage? Von den Gedichten, die hierher gehören, ist etwa die Hälfte Frauen in den Mund gelegt. Späterhin erscheint zwar auch noch die Frau als Verkünderin ihres Empfindens, aber mit einem wesentlich geringeren Anteile; ganz deutlich hatte die alte Zeit eine Vorliebe für das Frauenlied.

Wilhelm Scherer war geneigt, diese Frauenlieder samt und sonders auch wirklich Dichterinnen zuzuschreiben. Bei eingehender Prüfung braucht man dies aber vielleicht nur für ein einziges Gedicht, allerdings das beste von allen, das Falkenlied S. 12, anzunehmen. Je älter die Gedichte sind, um so häufiger finden wir in ihnen eine erzählende Einkleidung: sprach daȥ minneclîche wîp; redte ein wîp; alsô reit (re-

dete) ein frouwe schœne; diu frouwe begunde weinen. Das sind Reste einer älteren Kunstübung, die wir ziemlich unangetastet noch in dem Falkenliede Dietmars (S. 11) finden. Nur die Frau, nie der Mann[1]), wird so eingeführt. Das gibt uns einen Fingerzeig. Der dichtende Mann, der weibliches Empfinden darstellen wollte, bekundete dies anfangs durch eine erzählende Einführung in die anzusetzenden äußeren Verhältnisse. Diese Einführung schrumpfte zu den mitgeteilten kurzen Sätzchen, die meist am Liedende stehen, zusammen und blieb schließlich ganz weg. Die Wahrscheinlichkeit dieses Entwicklungsganges spricht mehr dafür, daß in der Hauptsache nur Männer als Dichter anzunehmen sind, was wir in diesem und jenem Falle auch dem Liede selbst entnehmen können, trotz des scheinbar echtesten weiblichen Tones (vgl. hier unten).

Es erübrigt mir noch, einen dieser Dichter eingehender zu betrachten.

Die auffallende Erscheinung der unter Kürnbergs Namen gehenden Lieder hat schon viele Federn in Bewegung gesetzt, aber fast ebenso viele einander völlig widersprechende Urteile gezeitigt. Während Karl Lachmann sie für Volkslieder, Wilhelm Scherer für Augenblickseingebungen von Frauen und Rittern hielt, hat man sich jetzt wieder mehr der schon sehr früh verfochtenen Ansicht genähert, daß wir wirklich in der Hauptsache einen Dichter vor uns haben, dem man seinen überlieferten Namen nicht mehr vorenthält, und zwar einen Dichter von ausgesprochen männlicher Eigenart, keine Frau. Seitdem Friedrich Vogt es über jeden Zweifel erhoben, daß das S. 30 abgedruckte zarte Liedchen 8, 17, so frauenhaft auch seine Stimmung anmutet, nicht die unmittelbare Empfindung der redenden Frau, sondern den Eindruck widergibt, den diese Frau in dem vorgeführten Augenblicke auf den Betrachtenden macht, hat man keine Veranlassung mehr, an Frauen als Verfasserinnen zu denken.

Von den fünfzehn Einzelgesetzen stehen fünf den übrigen gegenüber. 7, 1 und 7, 10, auch in einem abweichenden Maße gehalten (vgl. den Abdruck S. 13 fg.) und 8, 33 und 9, 5 (das Falkenlied S. 12) weichen in dem angeschlagenen Tone — der Ehrlichkeit der vorgetragenen Gesinnung — stark von den andern ab. 8,9 wird nach dem Vorgange von Wilmanns jetzt wohl ziemlich allgemein als gelungene Verulkung der Art des Dichters eingeschätzt. Von den verbleibenden zehn Gesetzen, je fünf Frauen- und Männerliedern, stehen das zweite Frauenlied (8, 1) und das zweite Männerlied (9, 29) in einer ganz deutlichen Wechselbeziehung.

1) Bei Dietmar (S. 18) einmal zwei geliebe, das Liebespaar.

Es erhob sich frühzeitig die Frage, ob nicht auch die anderen acht Gesetze je paarweise einander entsprechen könnten. Schon die Handschrift scheint das vorauszusetzen, deren Bild — Ritter und vornehme Frau, durch Schriftbänder verbunden — bereits v. d. Hagen für das Sinnbild einer Wechselrede zwischen den beiden hielt. Doch blieben die Versuche, innere Beziehungen aufzudecken, ziemlich unbeachtet, bis Eugen Joseph den Schlüssel zum Verständnisse fand. Wenn ich seinen Urteilen auch keineswegs überall folgen kann, so darf man ihm doch in der Hauptsache zustimmen.

Die Frauenlieder finden tatsächlich in den Männerliedern jedesmal eine Entsprechung. Schon rein äußerlich bewahrt die Überlieferung noch die Spur der alten Anordnung, da — nach Ausscheidung der fünf oben bezeichneten Gesetze — die Lieder nach der Stelle ihrer handschriftlichen Reihenfolge zusammengehören. Zu diesem äußerlichen Hilfsmittel treten aber wenigstens bei drei der sonst noch zweifelhaften Paare gewisse Übereinstimmungen in den verwendeten Ausdrücken oder in stimmungweckenden Zügen hinzu. Im Gegensatze zu Joseph möchte ich die von der Überlieferung gegebene Reihenfolge der Liedpaare beibehalten, da eine gewisse Absicht dieser Ordnung gut erkennbar ist und diese recht wohl auf den Dichter selbst zurückgeführt werden kann. Im ersten, dritten und fünften Wechsel ist nämlich die Frau mit Empfindungen ausgestattet, die dem Herkömmlichen entsprechen, während der Mann in einem völligen Gegensatze dazu erscheint, im zweiten und vierten dagegen liegen die Dinge in dieser Hinsicht gerade umgekehrt.

In diesen fünf Wechseln haben wir es nun nicht mit eigentlichen Zwiegesprächen zu tun. Die Frauenlieder erkennt man auf den ersten Blick als laute Gedanken der Vereinzelten; dächte man sich einen Mann mit auf dem Bilde, so würde ein gut Stück Stimmung schwinden. Die Antworten des Mannes darauf können also auch nur so gemeint, nicht echte Antworten sein; daß bei zweien davon die Annahme einer Anrede näher läge, kann im Zusammenhange nichts besagen. Diese Wechsellieder sind also unseren Bildpendants zu vergleichen, die ihre Zusammengehörigkeit erst für den dritten, den Beschauer, gewinnen, nicht aber für eine unmittelbare Wirkung aufeinander selbst berechnet sind. Die Männerlieder können wegen ihrer absichtlichen Umkehrung der Empfindungen eine Wirkung auf die Frau, deren Liede sie entsprechen, gar nicht bezwecken. Sie ergänzen also das entsprechende Frauenlied nicht an sich, sondern erst, wenn man die beabsichtigte Gesamtwirkung der beiden Lieder auf einen Unbeteiligten berücksichtigt. So haben diese Wechsellieder eine bestimmte Absicht: sie sind zur Unter-

haltung eines Hörerkreises bestimmt. So sehen wir ja auch unten den Sänger auf dem Burghofe von der lauschenden Menge umdrängt.

Aus diesen Verhältnissen heraus erklärt sich nun auch die auffällige Zeichnung der Seelen. Der Dichter will weder gemeingültige Bilder im Zeitgeschmacke schaffen, noch auch sein eigenes Empfinden wiedergeben. Er erfindet zu den Frauengedanken Entsprechungen von solchen Männerherzen, die absichtlich in einem großen Gegensatze zu denen der Frauen, die sich eben geäußert haben, gehalten sind. Und jedesmal sind es anders empfindende Herzen, zu denen stets wieder möglichst überraschende Entsprechungen ersonnen werden.

Im ersten Wechsel (7, 19 und 9, 21) beklagt die Frau den Verlust des Geliebten:

Leit machet sorge, vil liebe wünne.
eines hübschen [1]) ritters gewan ich künde. [2])
daȝ mir den benomen hân die merker und ir nît,
des mohte mir mîn herze nie frô werden sît.

Nun läßt der Dichter nicht etwa den verlorenen Geliebten antworten, sondern führt einen neuen Bewerber ein, dessen kecke Aufforderung, verbrämt mit Beteuerungen und einem Seitenhiebe auf den treulosen Vorgänger, zu der wehmütigen Stimmung der Frau einen grellen Gegensatz bildet. Wie gering muß er die Frau einschätzen, bei der er doch einen Erfolg seiner in diesem Augenblicke unverschämten Werbung erhofft!

Wîp vile schœne, nu var du sam [3]) mir!
lieb unde leide teile ich sament [3]) dir.
die wîle unz [4]) ich daȝ leben hân, sô bist du mir vil liep.
wan [5]) minnest einen bœsen, des engan [6]) ich dir niet.

Im zweiten Wechsel erscheint die Begehrlichkeit der Frau in überraschender Farbe:

8, 1 Ich stuont mir nehten [7]) spâte an einer zinnen.
dô hôrt ich einen ritter vil wol singen
in Kürenberges wîse al ûȝ der menigîn [8]).
er muoȝ mir diu lant rûmen [9]), ald [10]) ich geniete [11]) mich sîn.

9, 29 Nu brinc mir her vil balde mîn ros, mîn îsengwant.
wan ich muoȝ einer frouwen rûmen diu lant.
diu wil mich des betwingen, daȝ ich ir holt sî.
si muoȝ der mîner minne iemer darbende [12]) sîn.

1) höfischen — 2) Bekanntschaft — 3) mit — 4) solange als — 5) aber wenn — 6) gönne nicht — 7) gestern Abend — 8) Menge — 9) räumen — 10) oder — 11) halte mich an — 12) entbehrend.

Umgekehrt ist es wieder im dritten Wechsel. Auf die keuschzarte Äußerung der weiblichen Empfindung antwortet der Mann mit einer Mahnung, die wegen des völlig entgegengesetzten Tones höchst eigenartig wirkt:

8, 17 Swenne ich stân aleine in mînem hemede,
und ich gedenke ane dich, ritter edele,
sô erblüejet sich mîn varwe, als rôse an dorne tuot,
und gwinnet mir daz herze vil manegen trûrigen muot.

10, 1 Dirre [1]) tunkelsterne [2]), der birget sich.
als tuo du, frouwe schœne. sô du sehest mich,
sô lâ du dîniu ougen gên an einen andern man.
son [3]) weiz doch lützel [4]) iemen, wiez undr uns zwein ist getân.

Wie im ersten Wechsel, aber nur noch greller beleuchtet, erscheint der Mann als leichtfertiger Verächter weiblicher Gefühlszartheit, wenn er voraussetzt, daß diese so schamhafte Seele seinen Vorschlägen folgen wird, die auf eine Buhlerin angelegt scheinen.

Im vierten Wechsel bewegen sich wieder, wie im zweiten, die Empfindungen der Frau in anderen als den herkömmlichen Bahnen:

8, 25 Ez hât mir anme herzen vil dicke [5]) wê getân,
daz mich des geluste, des ich niht mohte hân
noch niemer mac gewinnen. daz ist schedelîch.
jon [6]) mein ich golt noch silber; ez ist den liuten gelîch [7]).

Das Mädchen empfindet Kummer, daß es keine Hoffnung hegen darf, den begehrten Mann zu besitzen. Und doch ist es so schädlich, ihn zu entbehren. Dieser durchschimmernden Sinnlichkeit wird nun ein guter Junge gegenübergestellt, der über die Jungfräulichkeit seiner Angebeteten entzückt ist, in seiner Schüchternheit aber zu keinem rechten Entschlusse kommen kann:

10, 10 Aller wîbe wünne diu gêt noch megetîn.[8])
als ich an si gesende den lieben boten mîn,
jô würbe ichz gerne selbe, wær ez ir schade niet.
in [9]) weiz, wiech [10]) ir gevalle: mir wart nie wîp alsô liep.

Er brächte so gerne selbst seine Werbung vor, aber das könnte ihr Schade sein. So wird, schließen wir, seine Werbung wohl unterbleiben — so leichten Erfolg sie sicher haben würde; und damit wird das Mädchen betrogen sein, die so sehnsüchtig danach verlangt — weil der Mann die Reinheit ihres Empfindens falsch einschätzt.

1) dieser — 2) Abendstern — 3) so nicht — 4) wenig; „wenig irgendeiner" = gar keiner — 5) oft — 6) fürwahr nicht — 7) es ist ein Mensch, Mann. — 8) Jungfrau — 9) ich nicht — 10) wie ich.

Im letzten Wechsel endlich erscheint die Frau zwar heftiger und leidenschaftlicher als die Frauen des ersten und dritten Wechsels, als die traurig ergebene und die schamhaft empfindsame; aber auch diese noch hoffende, etwas beschränkte Seele kann als Vertreterin einer häufig begegnenden Frauenklasse gelten:

9, 13 Ez gât mir vonme herzen, daz ich geweine.
ich und mîn geselle müezen uns scheiden.
daz machent lügenære: got der gebe in leit!
der uns zwei versuonde [1]) vil wol, des wær ich gemeit. [2])

Wie wenig begründet ihre Hoffnung auf Versöhnung ist, zeigt das entsprechende Männerlied, in dem sich der Don Juan an der Leichtgläubigkeit des schönen Geschlechtes weidet:

10, 17 Wîp unde vederspil [3]) die werdent lîhte zam.
swer [4]) si ze rehte lücket [5]), sô suochent si den man.
als warb ein schœne ritter umb eine frouwen guot.
als ich dar an gedenke, sô stêt wol hôhe mîn muot.

Die Gesellschaft, für die der Dichter diesen Liederkranz bestimmte, kann gewiß nicht mehr die ursprünglich empfindende gewesen sein, die sich an den volkstümlichen Gedichten, wie ich sie S. 11 ff. vorführte, ergötzte. Denn ist der Grundzug in diesem Liederkranze nicht die Verspottung des herkömmlichen Empfindens der guten alten Zeit? So ist es wohl nicht mehr fraglich, daß das Falkenlied (S. 12) und die Liebesgrüße des anderen Tones (S. 13 fg.) demselben Dichter nicht zugesprochen werden dürfen.

Jedenfalls ist Kürnberg mit seinem Liederkranze eine einzig dastehende Erscheinung. Sie bleibt auch ohne Nachfolger. Verhöhnungen ihres Geschlechtes verträgt die Frau auf die Dauer nicht, wenn sie sich auch einmal daran belustigen kann, wenn der Hohn Empfindungen trifft, die sie zwar selbst wohl auch hegt, die ihr aber die Mode als unzeitgemäß zu verleiden nicht müde wird.

III. Der Minnesang.

Wohl führen Brücken von dem Liebesliede der Frühzeit hinüber zu dem eigentlichen Minnesange. Wie wir dort schon Klänge aus der fremden Welt welschen Lebens vernehmen, so gehen hier, wenigstens was die äußere Gestalt und den Ausdruck betrifft, noch zahlreiche Spuren aus der traulichen Natur einheimischen Sanges hinüber in

1) versöhnte — 2) froh — 3) Vögel, bes. Falken — 4) wenn einer sie — 5) lockt.

den steifen Kunstgarten. Aber es wäre nicht richtig, von einer regelrechten Entwicklung des Minnesanges aus seinem einfachen Vorläufer zu sprechen. Dieses Lied in Kürenberges wîse hat in Deutschland am Minnesange wohl einen zeitlichen Nachfolger, aber keinen blutsverwandten Leibeserben gehabt. So behalten in gewissem Sinne jene Gelehrten doch recht, die von einem einheimischen Ursprunge des deutschen Minnesanges nichts wissen wollten. Mit dem Selbstgefühle des Eroberers sitzt der Minnesang auf dem Throne, von dem er den rechtmäßigen Inhaber verdrängt hat.

Schon früh wurde erkannt, daß diese neuartige Dichtung alles Wesentliche der Anregung durch die welsche Dichtung verdankt. Indessen ist das nicht so aufzufassen, als seien die deutschen Gedichte getreue Übersetzungen oder knechtische Nachahmungen ihrer Vorbilder. Für die große Mehrzahl von ihnen gilt sicher, was man für Friedrich von Hausen und Rudolf von Fenis hat nachweisen können, daß sie zwar voller Erinnerungen an gehörte, seltener wohl gelesene welsche Dichtung stecken, dieser die Grundgedanken, Farbe, äußere Anlage und einzelne Wendungen entnehmen, aber doch als Ganzes genommen geistiges Eigentum ihres Verfassers sind, in höherem Maße und Sinne als etwa die Reimromane Hartmans von Aue, die sich im wahren Wortsinne an französische Vorlagen halten. Man kann etwa an die Art der Abhängigkeit der Einsamen Menschen Gerhart Hauptmanns von Ibsens Gesellschaftsstücken erinnern. Deshalb ist es nur in verhältnismäßig wenigen Fällen möglich, mit zwingender Überzeugungskraft eine welsche Quelle wirklich als solche zu erweisen; deshalb auch ist man noch nicht genau über den etwaigen unmittelbaren Einfluß nordfranzösischer und italienischer Dichtung auf die deutsche im reinen, der sehr wahrscheinlich bestanden hat, wenn er auch nicht entfernt von der Kraft gewesen sein kann, die von der provenzalischen Dichtung auf die deutsche wie auf die aller Nachbarvölker ausstrahlte.

Hier, in der Provence, ist diese neue Dichtung zu Hause. Aus dem Schwarme der niederen Spielleute — ioculatores, „Gaukler“, „jongleurs“ mit dem Sammelnamen für alle Fahrenden benannt, von denen sie den wichtigsten Teil bildeten — ist seit den Kreuzzügen der Troubadour zum Range eines Hofdichters emporgestiegen. Zu den Abkömmlingen der Kinder der Landstraße gesellen sich viele verarmte Adlige, verlaufene Klosterschüler und Bürgersöhne, die höheren Drang in sich fühlten. Die Troubadours sind im Gegensatze zu den meisten deutschen Minnesängern keine Ritter, sondern Dichter und Tonsetzer von Beruf. Wenn ihre Lieder auch vielfach von vornehmen Liebhabern

nachgeahmt wurden, so hat doch das Rittertum als Stand an der provenzalischen Troubadourdichtung keinen anderen als den allerdings bedeutsamen mittelbaren Anteil, daß es ihr den gesellschaftlichen Nährboden gab. In Wirklichkeit stehen ja Rittertum und Minnesang in einem großen inneren Gegensatze, dem bei uns Wolfram von Eschenbach z. B., ein auf sein Schwertamt stolzer Ritter, einen nicht gut mißzuverstehenden Ausdruck gegeben hat in seinem Angriffe auf Walther von der Vogelweide, einen der wenigen deutschen Minnesänger, die ihrem äußeren Leben nach mit den Troubadours verglichen werden können. Der Troubadour trägt der adligen Gesellschaft seine kunstvoll vertonten Lieder entweder allein vor, wozu er auf Geige oder Harfe den Gesang einleitet oder die Weise vorspielt, seltener aber den Vortrag selbst begleitet; oder er hat einen „Jongleur“ bei sich, der diese Tonbegleitung übernimmt; oder er überläßt auch dem angestellten Jongleur den ganzen Vortrag. Zum Unterschiede von dem Jongleur, der bestenfalls unserem Musikanten vergleichbar ist, sucht der Troubadour — wie schon das Wort verrät, das „Erfinder“ bedeutet —, seinen größten Stolz darin, Eigenes und möglichst Neues sowohl in Weisen wie in Worten zu geben. Sein Sang ist von Anfang an eine ausgesprochene „Kunst für die Kunst“ und trägt infolgedessen schwindsüchtige Züge schon in der Jugend. Aber er konnte sich die große Welt ganz West- und Mitteleuropas erobern und deren Fühlen auf anderthalb Jahrhunderte hinaus der Natur entfremden, weil sein Grundgedanke mit dem seines Hörerkreises wunderbar zusammenklang.

Längst hatte die feudale Gesellschaftsordnung die maßgebenden Schichten mit Abhängigkeitsgefühlen durchtränkt, die dem Bewußtsein persönlicher Freiheit und der Besinnung auf das Natürliche nur noch wenig Raum gestatteten. Zu allererst war man Lehnsmann, Vasall, eines anderen; man suchte und fand darum überall Gleichungen zum eigenen Sein. Auch der Glaube muß sich diesen Vorstellungen anbequemen. Von Gott haben die mächtigsten Herrscher ihr Reich zu Lehen; darum beansprucht der Stellvertreter Christi auf Erden die Hoheit über den Kaiser, darum fordert Gott die Christenheit als sein Lehnsgefolge auf, ihm im Kampfe gegen den Teufel und dessen Vasallen, die Heiden, beizustehen. So fanden — und das ist ihre entscheidende Tat — die Troubadours auch für die Liebe eine Formel, die sich den allgemeinen feudalen Anschauungen einfügte: den Frauendienst, domnei. „Der Dichter bezeichnete sich als Lehensmann der Geliebten und nahm sowohl Pflichten als Rechte der Vasallität für sich in Anspruch. Die Geliebte war ihm die Lehnsherrin, und er diente

ihr in der Erwartung, daß sie seine Dienste schließlich durch eine rechtskräftige Anerkennung, ein Lehen, belohnen werde. So erscheint bei den Troubadours das Liebesverhältnis in der zeitgeschichtlichen Form eines Rechtsverhältnisses. Es wird entwickelt und dargestellt in den Rechtsformen mittelalterlicher Vasallität. Die Sprache der neuen Liebeslyrik stammt zu einem wesentlichen Teile aus dem Gedankenkreise und Sprachschatze des feudalen Rechtes[1])".

Dieses Feudalrecht stellt sich etwa folgendermaßen dar.

Die Vasallität beruht auf einer freiwilligen gegenseitigen Verpflichtung zur Treue zwischen dem Herrn und dem Vasall. Beide schulden einander auxilium, Waffenhilfe in Krieg und Fehde, und consilium, Beistand vor Gericht. Der Vasall wurde entweder auf Lebenszeit oder auf Frist in Dienst genommen. Er war es aber auch oft schon durch seine Geburt. War er auch im Hause des Herrn aufgewachsen und gehörte er zum Gefolge, so hatte er Anspruch auf die Anrede „amics"; besonders bevorzugt waren die nourris, Pflegesöhne, die zum persönlichen Dienste des Herrn erzogen und oft durch Annahme an Kindes Statt zu rechtlichen Gliedern der Familie des Herrn erhöht wurden. Bei der Annahme mußte der Vasall einen Treueid leisten und zu dessen Bekräftigung Bürgen stellen, die mit Leib und Gut für seine Treue hafteten. Der Eid erstreckte sich besonders auch auf Verschwiegenheit in allen militärischen und politischen Angelegenheiten des Herrn. Oft schloß sich an diesen Treueid unmittelbar die Huldigung an, die eigentlich die Danksagung für die Belehnung (s. nachher) ist: der Vasall kniete vor dem Herrn nieder, küßte ihm den Fuß und leistete, die Hände in die des Herrn gefaltet, den Eid, das Lehen gegen alle Feinde des Herrn verteidigen zu wollen; der Herr küßte den Vasallen zum Zeichen seines Vertrauens auf den Mund und steckte ihm einen Ring an. In den vorgeschriebenen Worten, die diese Handlung begleiteten, behielt der Herr sich das Besitzrecht an dem Lehen ausdrücklich vor.

Der Herr hat neben der Leistung von auxilium und consilium wenigstens die sittliche und vom Vasallen stets vorausgesetzte Verpflichtung, die geleisteten Dienste durch eine besondere Anerkennung, zumal ein Lehen, zu belohnen. Der Vasall darf um eine solche Gunst bitten und hat diese Bitte wiederholt und in vorgeschriebenen Worten vorzubringen; er darf darum mahnen und geht sogar zu Drohungen über, er werde das Treuverhältnis lösen, falls der Herr ihn unbelohnt

1) Eduard Wechßler „Frauendienst und Vasallität" in der Zs. f. franz. Sprache und Litt., 24, I (1902) S. 159—190. Die wertvollen Ergebnisse dieser Abhandlung sind den folgenden Ausführungen zugrunde gelegt.

lasse. Ist der Vasall in Bitten oder Mahnungen zu weit gegangen, so muß er sich entschuldigen. Kommt aber der Herr seinen Pflichten nicht nach, so darf der Vasall vom Vertrage zurücktreten. Sonst ist eine Lösung des Verhältnisses nur nach einer ausdrücklichen Absage möglich, wofür die Fassung vorgeschrieben ist.

Der Troubadour stimmt also das stärkste Gefühl, dem wir Menschen unterliegen, auf einen Grundton, der das männliche Geschlecht tief demütigen muß; er schwächt das heißeste Verlangen zu einem aussichtslosen Schmachten ab. Ich glaube, schon daraus erkennt man deutlich, daß diese Gedichte, mögen sie auch alle ein Ich zum Gegenstande haben, unmöglich Erlebnisse widerspiegeln können. Der Troubadour besingt nicht seine eigenen Gefühle, sondern erfundene. „Oft vermissen wir alle persönliche Wärme und hören statt Liebe nur Schmeichelei, statt Zärtlichkeit Höflichkeit. Erlebte Liebe aber — z. B. bei Bernhard von Ventadour — wird zur heftigsten Liebesklage." (Wechssler.) Das läßt sich aber auch aus dem gesellschaftlichen Range der beiden „Liebenden" erschließen. Während — um wieder mit Wechssler zu reden — die besungenen Frauen in der Hauptsache vornehmsten Standes sind, Gattinnen, Schwestern, Töchter von grand seigneurs, die alles überstrahlenden Sonnen eines reichen, glänzenden Hofes, sind gerade die hervorragendsten Troubadours von niederster Herkunft oder doch völlig arm. Unter den Umständen mag der berühmte Jude Apelles glauben, daß diesen Liebesliedern Tatsachen zugrunde liegen könnten. Die meisten der besungenen Frauen waren verheiratet, brauchten es aber nicht zu sein, was man wohl irrtümlich als ein Haupterfordernis richtiger Troubadourdichtung angesehen hat; wesentlich ist aber der Stand der besungenen Dame als einer dompna „Herrin", mhd. frouwe. Die Herrin wird oft mit ihrem Namen angeredet, im Liede selbst oder in der tornada, der Zueignung. Gelegentlich wird aber neben der „Geliebten" auch eine andere Herrin in demselben Liede gefeiert, ja der Troubadour widmet das „Liebeslied" gar dem — Ehemanne. Das sieht doch auch nicht danach aus, als ob eigenes Gefühl diese Dichtung erzeugt hätte. Nein, wir haben es im wesentlichen mit einer richtigen Dichtung, dies Wort im eigentlichen Sinne verstanden, zu tun, bei der Geist und Verstand, nicht aber das Gefühl alles ist.

Der Frauendienst ist keineswegs die einzige Neuheit an der Troubadourdichtung. Wenigstens für den Hörerkreis neuartig waren auch die Aufstellungen dieser Dichter über Werden und Wesen der Liebe, wenn diese auch nicht ihre eigenen Erfindungen waren, sondern auf der philologischen und philosophischen Gelehrsamkeit der Zeit fußten, vor

allem auf der „Liebeskunst" Ovids, die das ganze Mittelalter hindurch in hoher Wertschätzung stand. Die Art, wie der Troubadour dem Gefühle der Liebe in seinen Einzelheiten und Verzweigungen, Ursprüngen und Wirkungen, Ähnlichkeiten mit und Unterschieden von anderen Seelenregungen nachging, fand viel Anklang und Nachahmung, wenn auch durch sie der frischen Rose viel trockener Staub anflog. Aber der Frauendienst ist doch das eigentliche Kennzeichen dieser Dichtung. „Überaus tief war der Eindruck, den der Gedankenkreis des Frauendienstes auf die literarischgebildete Laienwelt des römisch-christlichen Europas machte. An den feudalen Höfen Nordfrankreichs, Deutschlands, Italiens und der Pyrenäenhalbinsel fand er schnellen Eingang, überall wo Fürstin und Fürst Teilnahme bekundeten. Fruchtbar weitergebildet wurde der Frauendienst nicht in dem Mutterlande, — wegen der Albigenserkriege —, sondern in der französischen deutschen und italienischen Literatur. Nirgends scheinen hier dieselben äußeren und inneren realen Bedingungen, unter denen der provenzalische Minnesang entwickelt worden war, auf die Dauer vorhanden gewesen zu sein. Überall finden wir daher eine eigentümliche, stets verschiedene Umgestaltung des Überkommenen." (Wechssler.)

Der Hauptunterschied des deutschen Minnesanges von der provenzalischen Troubadourdichtung scheint mir durch die Persönlichkeiten der Dichter bedingt zu sein. In der Provence finden wir eine Berufssängerschar am Werke, in Deutschland sind es zunächst nur Liebhaber, vornehme Herren — wie der Graf von Rietenburg, Dietmar von Eist, Friedrich von Hausen, der Graf von Fenis — oder doch Dienstmannen, die unter auskömmlichen Verhältnissen lebten und jedenfalls nicht auf das Dichten und Singen als Lebensberuf hingewiesen waren. Der einzige Heinrich von Veldeke scheint nach seiner Stellung unter den älteren Minnesängern den Troubadours vergleichbar, später Reimar von Hagenau und Walther von der Vogelweide. So erklärt sich die größere Wärme des Tones bei den deutschen Dichtern; ihr Lied ist trotz aller Vermummung persönlicher und inniger; wir vermuten mehr eigene Empfindung als dort, wenn es auch gewiß unrichtig wäre, was vielfach versucht wurde, diese Dichtungen wie die goethischen Herzensbeichten zu bewerten. Hinzu kommt der wesentliche Unterschied der Volksarten. Dem Provenzalen sind Kunst und Geist, dem Deutschen Gefühl und Bedenken das Bestimmende; während dem Provenzalen das Neuschaffen im Sinne des Zeitgeistes Strebensziel ist, fragt der Deutsche ängstlich, ob er denn nicht von den gültigen Mustern abweiche; jener macht, dieser kehrt sich an Moden, die oft nicht die aller-

neuesten sind. Daraus erklärt sich die so häufige Unsicherheit oder Unbestimmtheit der deutschen Minnesänger in der Verwendung der Darstellungsmittel, soweit deren Zweck ist, dem Liede eine modische Färbung zu geben; meist ist diese Farbe zu dick aufgetragen, oft genug aber auch falsch gewählt. Man kann aber auch weiter sagen, daß dem deutschen Geiste überhaupt ein Dichten im Sinne des Frauendienstes wenig liegt. Geistreichen Doppelsinn rühmt Wechßler den provenzalischen Liedern nach. In der Tat sind sie hauptsächlich genießbar wegen ihres unverkennbaren echt welschen „Esprits", des Witzes im höheren Sinne, der im Grunde auf eine geschickte, oft absichtlich überraschende Verwendung der Ausdrucksmittel mit rhetorischen Beizwecken hinausläuft, willkommen wegen des feingeschliffenen Gefäßes, in dem uns der Troubadour diese Spenden reicht, das uns hinwegtäuscht über den im Grunde unbedeutenden Gehalt der Gabe. Wenn wir nun von Walther absehen, der in der Tat auch als geistreicher Mann alle Welschen übertraf, so finden wir kaum einen deutschen Minnesänger, dem man das nachsagen könnte. Bei Reimar merkt man oft verstimmt die Absicht, geistreich zu scheinen, ohne mehr als spitzfindig zu sein, und Hausens wie Morungens große Vorzüge liegen auf ganz anderen Gebieten.

Wir wenden uns nunmehr dem deutschen Minnesange selbst zu. Wir können in seiner Entwickelung drei Absätze erkennen: den Anstieg, den Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke unternehmen, ein jeder von einem anderen Ausgangspunkte aus; in ihrer Gefolgschaft finden wir Ulrich von Gutenburg, den Grafen Rudolf von Fenis, Albrecht von Johansdorf, Heinrich von Rugge, Bernger von Horheim, Hartwig von Rute und Bligger von Steinach. Für das Verweilen auf der Höhe liefern Heinrich von Morungen, Reimar von Hagenau, Hartman von Aue, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide die hervorragendsten Beispiele. Den langsamen und langweiligen Abstieg im 13. und 14. Jahrhunderte finden wir unterbrochen zuerst durch Walthers Lieder der niederen Minne einerseits, durch seine politischen Sprüche anderseits, die beide der Liederdichtung neue, verheißungsvollere Bahnen eröffnen; dann tritt Neidharts eigenartige Dichtung mit zahlreicher Gefolgschaft auf und raubt dem Minnesange Dichter und Hörer; endlich weiß sich, zum Teile im Anschluß an Walthers Spruchdichtung, der Meister bedeutende Geltung zu verschaffen und die bedeutendsten Köpfe unter den Lieddichtern der späteren Zeit für seine Dichtung, die der Liebe nur noch wenig Raum vergönnt, zu gewinnen. So bleiben dem Minnesange, dem sich schon Walther abzuwenden begonnen hatte, in der Zeit nach diesem bedeutendsten Sänger

des Mittelalters nur die mittelmäßigen und unbedeutenden Begabungen treu, einer der vielen verschiedenen Gründe für seinen Verfall.

In der äußeren Gestalt hebt sich der Minnesang von dem Liede in Kürenberges wîse deutlich ab. Die Gedichte aus der Zeit des Anstieges tragen wohl noch alle Kennzeichen des Überganges, aber sie stehen im wesentlichen von ihrem Vorgänger viel weiter ab als von ihrem Nachfolger. Das Streben nach reinen Reimen ist für die neue Dichtung die bezeichnendste Äußerlichkeit. Nur bei Hausen finden wir noch keinen Widerwillen gegen den ererbten spielmännischen anklingenden Reim; Veldeke dagegen, den Gottfried von Straßburg deswegen nicht hoch genug preisen kann, und die anderen versuchen sich nur noch auf den steifen Stelzen des reinen Reimes und verfallen daher oft der Gefahr des Gesuchten und Gequälten. Mit dem Spielmannsreime ist wirklich sehr viel frische Kraft und munteres Leben aus unserer Dichtung geschwunden. Weiter sehen schon die frühesten dieser Dichter auf das strengste darauf, daß im mehrgesetzigen Liede stumpfe, einsilbige, und klingende, mehrsilbige, Versausgänge nicht mehr unterschiedslos erscheinen. Das eigentliche Kennzeichen der Kunst des Minnesanges ist aber die künstliche Verschlingung der Reime. Paarweise durch Reime gebundene Zeilen, wie früher, gibt es kaum noch. Die Waisen sind jetzt fast immer aufeinander gereimt. Oft wird in der ersten Zeit und bei Morungen der Doppelreim durch das ganze Gesetz durchgeführt, was schon sehr an die welsche Dichtung erinnert. Die Blütezeit nimmt von diesen Reimhäufungen wieder Abstand. Die Reimsucht erzeugt sogar vielfach Binnenreime; von da zum Wortgeklingel ist es nur noch ein Schritt. Ein Beispiel aus noch früher Zeit (Bernger von Horheim, MF 115, 27):

> Nu lange [1]) ich mit sange die zît hân gekündet [2]):
> swanne si vie [3]), al zergie [4]) daȝ ich sanc.
> ich hange an getwange [5]). daȝ gît diu sich sündet;
> wan si michs [6]) ie niht erlie, si getwanc [7])
> mich nâch ir, diu mir sô betwinget den muot.
> ich singe unde sunge [8]), betwunge ich die guoten
> daȝ mir ir güete baȝ tæte. sist guot.

In der Blütezeit nimmt dieser Binnenreim wieder bedeutend ab.

Man darf bei der Beurteilung allerdings nicht vergessen, daß dem Durchschnittsminnesange — ähnlich wie dem Volksliede — das Wort

1) Zeitadverbium — 2) verkündet — 3) anfing — 4) zerging — 5) Zwang — 6) mich dessen (abhängig von erlie, erließ) — 7) zwang — 8) sänge.

stets weniger gegolten hat als die uns fast gänzlich unbekannte Weise. Ihren Hauptruhm ernteten bei den Zeitgenossen Reimar von Hagenau und sogar Walther nicht als Dichter, sondern als Tonkünstler. Nehmen wir aber, da wir es nicht anders können, diese Lieder nur von ihrer schriftlischen Seite vor, so kann man ihnen zwar oft unser Erstaunen über ihre Reimgeschicklichkeit nicht versagen — Gutenburgs Leich z. B. ist ein Wunderbau, wenn man ihn nur nach seiner äußeren Kunst betrachtet —, sie aber deswegen zu bewundern, wie das unsere deutsche Altertumswissenschaft früher wohl tat, haben wir wirklich keine Veranlassung.

Auch der Versbau ist gegen früher regelmäßiger angelegt; nur noch bei den ältesten hierher zu zählenden Dichtern finden wir, daß zwei Tongipfel unmittelbar aufeinander folgen, während die Senkung dazwischen später streng gefordert wird. Eine besondere Eigentümlichkeit der älteren Minnesänger ist ihre Vorliebe für einen Tonfall, der äußerlich wie die griechisch-lateinischen Daktylen[1]) anmutet und auch so von uns gelesen wird, ob mit Recht, ist noch nicht entschieden. Friedrich v. Hausen, MF 53, 15:

> Wáz mac daz sín, daz diu wérlt heizet mínne,
> únde ez mír tuot sô wé zaller stúnde?

Das Einzellied besteht zwar in der älteren Zeit noch oft nur aus einem Gesetze, und wo mehrere zusammen ein Lied bilden, vermißt man noch sehr häufig den rechten inneren Zusammenhang dieser Einzelteile. Aber gegen früher ist die Abwechslung im Baue der Einzeltöne sehr groß. Während von den Dichtern in Kürenberges wîse eigentlich nur Dietmar über eine größere Mannigfaltigkeit der Töne verfügt — da unter 26 Einzelliedern 11 Einzeltöne sind —, nähert sich bei Hausen, Veldeke, Johansdorf die Zahl der Töne der der Lieder, und bei Fenis ist sie dieser gleich.[2]) In der Blütezeit sind eingesetzige Lieder seltene Ausnahmen; die politischen Sprüche Walthers gehören ja nicht zum Minnesange als solchem selbst.

Die Einzelteile der Gesetze — Aufgesang, in zwei Stollen von durchaus gleichem Baue zerfallend, und Abgesang — erscheinen in scharfer Gesetzmäßigkeit erst zur Zeit der Blüte, doch finden wir die Ansätze, zunächst zu der scharfen Trennung des Abgesanges, bereits von Anfang ab, während früher höchstens Dietmar sich zur Teilung des sonst

1) lang, kurz, kurz, wie in Goethes Hermann und Dorothea — 2) Verhältnis von Lied zu Ton: Hausen 21 : 17, Veldeke 39 : 34. Johansdorf 18 : 14.

eingliedrigen Gesetzes hinneigt. Schon bei Hausen beginnt im Abgesange fast regelmäßig ein neuer Satz.

Wir sehen deutlich, daß die Blütezeit einzelne Neuerungen ihres Vorgängers wieder aufgibt: die Durchführung des Doppelreimes durch das ganze Gesetz, den Daktylus, die Binnenreime.

Was die Ausdrucksmittel angeht, so finden wir das Sprichwort fast ganz verschwunden. Von den älteren Dichtern eröffnet wohl Heinrich von Rugge seine Sprüche gerne mit einer weisen Bemerkung in der Art der höheren Spielmannsdichtung, deren Wortlaut und Sinn aber sein eigen sind. Auch sonst, z. B. in seiner Vorliebe für Einzelgesetze und in der Beibehaltung des jahreszeitlichen Einganges in vererbter Gestalt und Verwendung, verrät dieser Dichter, daß er nähere Beziehungen zur volkstümlichen Meisterdichtung unterhält. Die jahreszeitlichen Eingänge treten bei Heinrich von Veldeke zwar noch sehr häufig und in ihrer alten Verwendung auf — der Sommer bringt Freude, der Winter Leid —, aber wir konnten schon S. 7 Anm. feststellen, daß der Dichter geflissentlich das Überkommene verändert und erweitert. In noch höherem Grade ist das bei Albrecht von Johansdorf der Fall (MF 90, 23):

> Wîʒe, rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras,
> brûne, gel und aber rôt, dar zuo des klêwes blat,
> von dirre[1]) varwe wunder under einer linden was.
> dar ûfe sungen vogele. daʒ was ein schœniu stat.
> kurz gewahsen bî ein ander stuont eʒ schône.

Auch daß Gutenburg nicht mehr die Nachtigall, sondern, wie auch Veldeke, das merlikîn, die Amsel, den Sommer begrüßen und daß Reimar (?) Veilchen neben Rosen blühen läßt, gehört hierher. Wenn Fenis aber 83, 25 in offenem Gegensatze zu dem einfachen Empfinden der Vorzeit sich darauf etwas zugute tut, daß er dem Sommer keine Träne nachweint und dafür dem Winter alle Ehre antun will, wenn dann sein Träumen sich erfüllen soll, oder wenn Reimar 169, 9 singt:

> Mir ist ein nôt vor allem mînem leide,
> doch durch disen winter niht.
> waʒ dar umbe, valwent[2]) grüene heide?
> solher dinge vil geschiht.
> der ich aller muoʒ gedagen[3]).
> ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen.

— oder wenn Friedrich von Hausen und andere geflissentlich jede Äuße-

1) dieser — 2) wenn — fahl werden — 3) verschweigen (mit Genetiv).

rung des Naturgefühls unterdrücken, so ist das jedenfalls auf Rechnung der neuen Kunstanschauungen zu setzen, die nicht nur Neues einführen, sondern zu einem großen Teile auch alles, was an die volkstümliche Dichtung anklingt, bekämpfen wollen. Was Walther von der Vogelweide in seinen späteren Minneliedern aus den einfachen überlieferten Zügen der Sommer- und Wintereingänge Neues zu schaffen verstand, werden wir später sehen. Er steht aber auch schon in seinen älteren Liedern den Reizen der Natur mit Verständnis gegenüber und weiß aus ihnen, unter Bewahrung des überlieferten Stoffes, manchen neuen Zug zu gewinnen. Als echten Dichter verrät sich Morungen, der sonst von den Natureingängen wenig hält, wenn er 139, 19 die abgegriffenen Schilderungen der Natur durch die Wiedergabe der Eindrücke auf die Sinne auffrischt:

> Ich hôrte ûf der heide lûte stimme und süezen sanc.
> dâ von wart ich beide freuden rîch und trûrens kranc.
> nâch der mîn gedanc sêre ranc unde swanc,
> die vant ich ze tanze, dâ si sanc. âne leide ich dô spranc.

Und auch Reimar (?) kann man nennen, der 203, 24 wie später Walther, das Ballspiel der Mädchen im Frühling erwähnt.

S. 23 sahen wir, daß einer der ältesten Züge, die aus Welschland in die deutsche Liebesdichtung gedrungen sind, die Rolle war, welche die Aufpasser spielen. Schon bei Kürnberg heißen sie merkære. Ihr Beruf ist die huote, Hut, in der sie die Geliebte halten, zuerst so von Dietmar 32, 3 genannt. Deswegen muß die Liebe tougen, verschwiegen, sein, was schon sehr frühe ein namenloser Dichter MF 3, 12 anrät:

> Tougen minne diu ist guot. si kan geben hôhen muot.
> der sol man sich flîzen.
> swer mit triuwen der niht pfliget, dem sol man daz verwîzen.

Der fremde Zug wird in Deutschland anfangs mit einem vielleicht schon vorhandenen einheimischen verquickt, dem Zwischenträgertume der Tanten und Basen, der „Freunde" und „Leutchen" des Volksliedes. Hauptsächlich diese, die ihn bei ihr und umgekehrt verleumden, kennen Kürnberg und Meinloh. Bei Hausen finden wir 50, 23 — vielleicht auch 43, 28 — deutlich dieses Zwischenträgertum von der echten Hute, die von der welschen Sitte für jede Frau von Stande gefordert wird, unterschieden. Der Dichter verwünscht die verleumderischen Zungen, die der Geliebten die Minne ausreden wollen; an der Hute findet er aber sogar gute Seiten heraus. „Besser ist, sie steht unter der Aufsicht der

Hute, als daß ein jeder frei mit ihr sprechen könnte und bei der Gelegenheit den Dichter bei ihr anschwärzte." 43, 28 wünscht Hausen sich sogar die Hute. „Wie gerne würde er sich über die Merker beklagen! Sein Herz wünscht nichts sehnlicher, als daß er bis zum Tode die Hute leiden müßte, wenn sie nur berechtigten Grund zum Hasse gegen ihn hätte." Sonst sind natürlich die unbequemen Merker den Dichtern willkommen als Ziele des Hasses. In einem schönen Gegenwechsel 48, 32 verwertet auch Hausen sie in diesem Sinne:

der Mann spricht:

Deich[1]) von der guoten schiet
und ich zir niht ensprach,
als[2]) mir wære liep,
des lîde ich ungemach.
daȥ lieȥ ich durch die diet[3]),
von der mir nie geschach
deheiner slahte[4]) liep.
wan der die helle brach,
der füege in wê und ach.

die Frau spricht:

Si wænent hüeten mîn,
die sîn doch niht bestât[5]),
und tuont ir nîden schîn,
daȥ wênic si vervât.[6])
si möhten ê den Rîn
gekêren in den Pfât[7]),
ê ich mich iemer sîn
getrôste[8]), swieȥ ergât[9]),
der mir gedienet hât.

Zu den eigenartigen Gedanken Hausens kann sich der trockene Veldeke nicht erheben. Ihm genügt es, wenn er den Merkern eine Stelle im Rahmen des neuen höfischen Lebens anweisen kann. Die Merker stören das Liebesglück. Liebesglück ist nach den Aufstellungen des Minnesanges nichts eigentlich Sinnliches, sondern „Freude" ziemlich unbestimmter Art, etwa das, was wir seit Goethe den 'süßen Frieden' nennen. Darum sind die Merker traurige Freudenhasser, deren Gesellschaft der frohe Weise gerne vermeidet. Man könnte versucht sein, die in der späteren Dichtung, vor allem bei Walther, so häufig auftretenden mürrischen Griesgräme für Abkömmlinge der Merker zu halten. Bei Morungen und Reimar treten die merkære schon sehr zurück; sie sind eigentlich nur noch zum Betrogenwerden da. Die Zwischenträger Kürnbergs und Meinlohs tauchen bei Morungen noch einmal auf, wandeln sich aber dann zu bloßen Neidern um, bei denen man sich oft vergebens nach der eigentlichen Berechtigung ihres Neides fragen muß.

Der Frauendienst erscheint schon bei Meinloh und Dietmar stark ausgebildet. Wir erfahren von Meinloh, wie der Dienst anhebt (11, 1):

1) daß ich — 2) wie — 3) Volk — 4) irgenderlei — 5) das ihnen d. n. zusteht — 6) sie richten damit nichts aus — 7) Po — 8) über ihn hinwegtrösten könnte — 9) wie es auch ergehe.

Dô ich dich loben hôrte, dô hete ich dich gerne erkant.
durch [1]) dîne tugende [2]) manige fuor ich ie welnde [3]), unz ich dich vant.

Durch einen Boten läßt er der Herrin den Dienst anbieten (11,14):

Dirnbiutet [4]) sînen dienest, dem du bist, frouwe, als der lîp.
er heiʒt dir sagen zewâre, du habest im elliu andriu wîp
benomen ûʒ sînem muote, daʒ er gedanke niene [5]) hât.
nu tuoʒ durch dîne tugende und enbiut im eteslîchen rât.
du hâst im nâch [6]) verkêret beidiu sin unde leben:
er hât dur dînen willen eine ganze freude gar umbe ein trûren gegeben.

Und 14, 1 läßt er mit dem Anerbieten gleich die Forderung des Lohnes durchblicken:

Ich sach boten des sumeres. daʒ wâren bluomen alsô rôt.
weist du schœne frouwe, waʒ dir ein ritter enbôt?
verholne [7]) sînen dienest. im wart liebers nie niet.
im trûret sîn herze, sît er nu jungest von dir schiet.
nu hœhe im sîn gemüete gegen dirre [8]) sumerzît.
frô enwirt er nimmer, ê er an dînem arme so rehte güetlîche gelît.

Daß er auf den Lohn nicht lange warten will, entspricht seinen Grundsätzen (12, 14):

Eʒ mac niht heiʒen minne, der lange wirbet umbe ein wîp.
die liute werdents inne, und wirt zerfüeret [9]) dur nît.
ungæhiu [10]) friuntschaft machet wankelen muot.
wan sol ze liebe gâhen [11]): deist [12]) für die merkære guot,
daʒs iemen [13]) werde inne, ê ir wille si ergân.
sô sol man si triegen. da ist gnuogen an gelungen, die daʒ selbe hânt [getân.

Verschwiegenheit des Verhältnisses fordert er in zwei Liedern, 12, 1 und 14, 1. „Wer edeln Frauen dienen will, muß ebenfalls edler Gesinnung sein. Er muß sein schmerzliches Sehnen verhohlen tragen und darf es keinem sagen. Der Biedermann, der Frauen dient, bekommt ja herrlichen Lohn. Wer aber ein unkeusches Herz hat, d. h. wer von seiner Liebe andern erzählt, kann nie edlen Frauen richtig hold sein." „Wer gut hehlen kann, besitzt die größte Tugend. Jener führt ein schädliches Dasein, der alles sagen will, was er weiß."

Warum er seiner Herrin dient, sagt er uns 13, 1. „Seitdem er den Dienst übt, hat sie ihm täglich besser gefallen. Anmutiger und schöner wird sie jeden Tag. Stürbe er nach ihrer Minne, und würde er dann wieder aufleben, er würde zum zweiten Male um sie werben."

1) um — willen — 2) Vorzüge — 3) wählend, prüfend — 4) dir entbietet — 5) wörtlich „nichts von Gedanken nicht" — 6) fast — 7) verhohlen — 8) dieser — 9) und es wird auseinandergebracht — 10) unschnelle — 11) eilen — 12) das ist — 13) hier = niemand.

Und 12,27 gibt er uns einen Einblick in seine Seele: „Er lebt stolzlich, niemandem geht es auf Erden besser. Aber in *Gedanken trauert er.* Das kann niemand abwenden als die edle Dame, deren Schönheit, feines Benehmen und sonstige Vorzüge ohnegleichen sind. Den Tag will er hochhalten, wo sein Auge sie sehen darf."

So gibt uns Meinloh die Hauptzüge des Frauendienstes im Keime. Um einige Züge bereichert Dietmar das gewonnene Bild. Zweimal hebt er hervor, daß der Dienst ihn *veredle* (vgl. S. 21). Zweimal *beklagt* er sich, daß sie des Lohnes nicht gedenkt:

38,23 Der al die werlt geschaffen hât, der gebe der lieben noch die sinne,
deich [1]) si mit armen umbevâ und mich von rehtem herzen minne.
mich dunkent ander frowen guot. ich gewinne von ir keiner niemer [hôhen muot,
sin welle gnâde enzît [2]) begân,
diu sich dâ sündet ane mir und ich ir vil gedienet hân.

39,11 Wie möhte mir mîn herze werden iemer rehte fruot [3]),
daz mir ein edeliu frouwe alsô vil ze leide tuot!
der ich vil gedienet hân, als ir wille was getân.
nu wil si gedenken niht der mangen sorgen mîn.
sô hôh ôwî, sol ich ir lange fremde sîn.

Bei beiden Dichtern fühlen die Frauen noch ihre Verpflichtung, die treuen Dienste zu belohnen. Das wird nun schon bei Rietenburg anders. Bei diesem Dichter finden wir zum ersten Male, daß die Herrin den Anbeter auf die *Probe* stellen will. Damit ist er einverstanden, denn er kann durch die Probe nur gewinnen; wird doch auch Gold in der Feuerprobe lauterer. Und dann finden wir hier 19, 27 die launische Gänglerin: „Seit sie will, daß ich von ihr scheide — und oft tut sie, als ob das ihr Wille sei —, so gebe sie erst ihre Schönheit und Güte auf, dann will ich mich von ihr kehren. Wenn ich dann in der Fremde fahre, behüte Gott ihr Leben. Mein Herz erkor sich diese Not. Der Tod wäre mir lieber als ein Dienst, von dem sie nichts wissen will."

Nunmehr erhält der Frauendienst sein eigentliches Kennzeichen: *die Frau versagt den ersehnten Lohn.* Das ist von Hausen ab das eigentliche Rückgrat der Minnedichtung. In eintönig wirkender Gleichmäßigkeit klingt die ewige Klage versagter Huld an unser bald ungeduldig werdendes Ohr. Zwar sind durchaus nicht alle Lieder der früheren Minnesänger solche Klagen. Bei Veldeke überwiegt noch

1) daß ich — 2) wenn sie nicht will beizeiten — 3) froh.

bei weitem Hoffnung und Freude. Er hält ja auch das Liebesleid für ein nötiges Kennzeichen der höfischen Minne, deren Herold er ist. Von rechter Minne läßt seine Frau ihn lange Pein erleiden; wer um der Minne willen Pein leidet, ist ein seliger Mann, wohl ihm! Es wäre unrecht und verwunderlich, wenn er ohne Freude wäre trotz seiner Lage; all sein Leid kommt ja von der Liebe her. Ähnlich flicht Gutenburg in seinen Leich 73, 34 unter seine Bitten an die Frau die ein, sie möchte ihn zeitlebens im Dienste behalten, damit er immer seine Not und diese Pein, die er nun schon lange erdulde, mit Züchten und schön trage. Auch Heinrich von Rugge ist durchaus noch nicht der Klage verfallen. Dagegen überwiegt diese schon bei Hausen, Gutenburg, Fenis und bildet in der Blütezeit die Regel. Nur bei Morungen erweckt sie da im Hörer kein Gefühl des Überdrusses.

Die Klage kann mehreren Gründen entspringen: entweder hält die Frau den Mann nur hin, oder sie will von ihm nichts wissen. Daß die Frau die Treue des Mannes auf die Probe stellen will, sahen wir schon bei Rietenburg und finden es bei Rugge und Reimar wieder. Der Mann hat treu zu sein, und er darf von den Frauen nichts Übles reden.

In dieser Hervorhebung der Treue, der stæte, unterscheidet sich die deutsche Minnedichtung nicht unwesentlich von ihrem welschen Vorbilde, wo Absagen häufig vorkommen. Stæte erscheint als die wertvollste Mannestugend. Diese Dichter reden viel weniger von Liebe, erklären und beteuern sie viel seltener als die Unwandelbarkeit ihrer Gesinnung. Johansdorfs erste Liebe soll auch seine letzte sein. Schon als Kind hat er sie vor allen Frauen geliebt, Hartmann von Aue sogar, „als er noch auf dem Stecken ritt“. 91, 29 findet Johansdorf den schönen Ausspruch, der an unser Fühlen anklingt:

> Swâ zwei herzeliep gefriundent sich,
> unde ir beider minne ein triuwe wirt,
> die sol nieman scheiden, dunket mich,
> al die wîle, unz[1]) si der tôt verbirt.[2])

Daß die Welt unstät wird, ist die Klage des alternden Dichters.

Die Frauen zu schelten, ist mit die größte Schuld, die ein höfisch gesinnter Mann auf sich laden kann. Diese Sittenvorschrift entschuldigt einigermaßen die sonst unverständliche Zurückhaltung der immer und immer wieder hingehaltenen und betrogenen Männer. Veldeke, Rugge,

1) solange — 2) meidet.

Hausen, Morungen und Reimar beteuern, daß sie nie von den Frauen Übles gesprochen hätten. Sich gar der Gunst der Frauen zu rühmen, verdient strengste Ahndung.

Solange der Mann noch hofft, wartet er geduldig auf die Gnade der Frau; er bittet oder mahnt um seinen Lohn. Zu eigentlichen Drohungen kommt es nur bei Morungen, der seiner Herrin Krieg ansagt und dazu alle seine Freunde aufbietet; bei Reimar sieht die Frau solche Drohung schon in einer einfachen Andeutung des Mannes, sein Recht „bereden“ zu wollen, und setzt sich sofort, nach dem Grundsatze „die beste Abwehr ist der Hieb“, in Kriegszustand: „besteht er mich, so soll ich ihm ein ganzes Heer dünken.“ In großem Gegensatze zu den Provenzalen spielt die S. 33 fg. erwähnte Gleichstellung des Frauendienstes mit dem Rechtsverhältnisse eine recht bescheidene Rolle; sicher infolge der Verpflanzung dieser neuen Anschauungen auf fremden Boden, der ihrem heimatlichen zwar ähnlich, aber doch lange nicht gleich war. Die Bezugnahme auf den Rechtsstandpunkt schimmert deutlich nur bei Fenis, Johansdorf und Reimar durch; sonst wird in wenig durchsichtigen Beziehungen von der „Gewalt“ — potestas der Lateiner — und der „Gnade“ der Herrin gesprochen.

Von außerordentlichem Umfange ist die Rolle, die wân und gedinge, das Hoffen, spielen. „Mein Leben“, sagt Reimar einmal, „dünkt mich so gut, und ist es das nicht, so wähne ich's doch.“ In seine Hoffnungen spinnt sich der Minnesänger ein, baut aus ihnen sich seine Welt und vergißt darüber alles um sich her, seine eigene Würde, ja sogar die Geliebte selbst. Denn er fühlt sich eigentlich nur dann wohl, wenn er, von der Geliebten entfernt, von ihr oder vielmehr von seinen Hoffnungen träumen kann. Sitzt er aber ihr leibhaftig gegenüber, so findet sein Herz keine Worte und er muß „ungesprochen“ von ihr gehen. Das ist für uns der minnende unsin, nicht was Hartwig von Rute darunter versteht, die Übermacht der Leidenschaft. Schließlich tritt dann auch die minne selbst an die Stelle der Geliebten, diese ist nur noch eine nötige Ausstattungssache. Die minne wird mit all den Vorwürfen bedacht, die eigentlich der Frau wegen ihrer Hartherzigkeit zukämen. Das Wort, dessen ursprüngliche Geltung „Erinnerung“ längst sich in „Liebe“ verwandelt hatte, entkleidet sich jetzt vorläufig fast jedes sinnlichen Nebengedankens (vgl. S. 42) und kehrt zu seinem Ursprunge zurück. Es bezeichnet wieder ein einseitiges Fühlen, und Walther muß später in eisernder Lehre immer und immer wieder betonen, daß minne ist zweier herzen wünne, daß minne entouc eine „vereinzelt nicht taugt“, si muoȥ sîn gemeine „gemeinsam“, daß eines friundes

minne keinen Wert hat. Aber schon vor ihm findet Hartmann von Aue die richtige Stellung:

> Ir minnesinger, iu muoȝ ofte misselingen.
> daȝ iu den schaden tuot, daȝ ist der wân.
> ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen,
> sît mich diu minne hât und ich si hân.
> daȝ ich dâ wil, seht, daȝ wil alse gerne haben mich.
> sô müeȝt ab ir verliesen under wîlen wânes vil.
> ir ringent umbe liep, daȝ iuwer niht enwil.
> wan müget ir armen minnen solhe minne als ich?

Ja, sie ringen um Liebe der Frauen, die nichts von ihnen wissen wollen. Das äußere Kennzeichen ist die Versagung des freundlichen Grußes. Anfangs vernehmen wir wohl noch Gründe. Heinrich von Veldeke, der eigentliche Lehrmeister des Minnelebens, setzt in einem langen Gedichte (56, 1) auseinander, daß der Liebende die Huld der schönsten Frau zwischen Rhone und Save durch seinen bäurischen, völlig unhöfischen Mangel an mâze verloren hat. „Haltung bewahren" ist noch heute die erste Forderung im Sittenbuche des Edelmannes. Er hat nämlich, von ihrer Schönheit hingerissen, um ihre Umarmung gebeten, nun kein weiser Mann mehr, sondern ein gedankenloser Unbesonnener. Die Frau, die ihm von Herzen hold gewesen war, weil sie ihn für höfisch gehalten hatte, gibt ihm jetzt ohne Gewissensbisse den Laufpaß. „Er heischte von mir zu reichen Sold, zu lose Minne. Das gibt's bei mir nicht." In einem zu Unrecht Dietmar zugeschriebenen Liede (40, 19), das etwa mit Veldeke gleichaltrig sein wird, stößt die Frau den Mann von sich, weil er sich ihrer Gunst anderen gegenüber gerühmt hat. Aber später wird gar nicht mehr nach Gründen gefragt. Die Frau will eben nicht, damit genug. Bei Johansdorf gerät die Frau schon in helle Wut, als er nur erst angefangen hat, von seinem sehnenden Kummer zu sprechen. Bei Reimar äußert die Frau wohl ihre Bedenken, dem Manne die Gunst zu gewähren mit den spitzfindigen Gründen, die bei diesem Dichter überall die Einfachheit natürlichen Fühlens überwuchern: es ist nicht die Rücksicht auf ihre Ehre, was sie zurückhält, sondern der Umstand, daß die Minne „der Tod ist und manchen Leib verdirbt, bald bleich, bald rot die Frauen färbt". Einen ähnlichen Gedanken hatte schon Veldeke 67, 17 geäußert. Eine andere will nicht minnen, weil „stäten" Frauen die „Unstäte" weh tut. Wohltuend hebt sich von dieser Worttiftelei das treffliche Lied Hausens (54, 1) ab, wo die Frau ihre Bedenken gegen die Gewährung mit verständlicher Natürlichkeit des Empfindens äußert. Mehrfach bekunden die Frauen Reimars, daß es ihnen deswegen so schwer falle, dem Geliebten die Gunst

zu versagen, weil er ein so trefflicher Dichter ist; bei der Selbstgefälligkeit, mit der dieser „Narziß seines Tintenfasses" sich selbst beschaut, kein Wunder.

Uns erscheint die Lammesgeduld der Abgewiesenen unglaublich. „Möchte er auch tausendmal Äneas heißen", sagt die Geliebte Friedrich von Hausen ins Gesicht, „sie würde doch nie seine Dido." Und auf die Beteuerung desselben Dichters, sein Herz solle ihre und dürfe keiner anderen Klause sein, hat sie die hochfahrende Antwort bereit: „Dann werden dort wohl immer die Frauen leben können, ohne daß sie sich drängeln." Albrecht von Johansdorf fällt aus allen Himmeln (86, 17): „Ich hatte gewähnt, sie könne mich gar nicht erwarten; nun schneidet sie mich sogar auf der Straße. Ich muß bitten und betteln, nichts hilft. Lieber Gott, wann wird das mein Leben sein, daß mir nie mehr Leid geschieht?" Derselbe Dichter betont — wie übrigens viele andere —, daß sie sich offenbar aus ihm auch rein nichts mache, ihn sogar hasse; aber dennoch gibt's für ihn noch Freude und Sommer; denn sie ist so reich an Tugenden, d. h. Vorzügen des Leibes und der feinen Sitte. Das verstehen wir so außerhalb des Zusammenhanges nicht. Sehr bezeichnend und belehrend ist nun ein längeres Lied desselben Dichters: „Ich fand sie ohne Hute allein. Die Gute sprach: „Was wollt ihr so allein?" „Das kam so von ungefähr." „Sagt, warum seid ihr hier? Sagt mir's doch." „Meinen Sehnsuchtskummer klage ich euch, meine liebe Herrin." „Ach, ihr Dummer, was sagt ihr? Ihr könnt eure Klage gut unterlassen." „Herrin, ich kann Klage nicht entbehren." „In tausend Jahren werde ich euch nicht erhören." „Ach nicht doch, Königin! Soll mein Dienst so ganz vergeblich sein?" „Ihr seid wahnsinnig, daß ihr mich in solchen Zorn versetzet." „Herrin, euer Haß bringt mir den Tod." „Wer hat euch, lieber Mann, denn zu solcher Not gezwungen?" „Eure Schönheit war's, liebliches Weib." „Eure süßen Töne wollten mich in meiner Standhaftigkeit schwächen." „Gott behüte." „Erhörte ich euch, so hättet ihr davon Ehre, mein wäre der Spott." „Laßt mich noch dessen genießen, daß ich euch immer von Herzen ergeben war." „Ihr mögt ruhig Verdruß davon haben, daß ihr eure Wörtlein gegen mich schleudert." „Dünkt euch denn meine Rede nicht gut?" „Sie hat meinen standhaften Sinn oft beschwert." „Ich bin auch sehr treu, wenn ihr der Wahrheit die Ehre geben wollt." „Folgt meinem Rate und lasset die Bitte sein, die nie erfüllt werden kann." „Soll das mein Lohn sein?" „Gott gebe euch anderswo Erhörung eures Wunsches." „Soll denn mein Singen und mein Dienst gar nichts bei euch vermögen?" „Euch soll's doch gelingen; ohne Lohn sollt ihr nicht

sein." „Wie meint ihr denn das, gute Herrin?" „Ihr sollt um so werter sein und dazu hochgemut."" — Wir von unserem Standpunkte aus verstehen die Lehre dieser Abhandlung über höfisches Lieben nicht. Wie soll sich ein stolzes Mannesherz aus seiner so niederdrückenden Trauer erheben können, wenn ihm keine Hoffnung gegeben wird, wo diese Trauer doch gerade dieser Hoffnungslosigkeit entspringt? Hören wir aber (68, 6) Veldeke, so verstehen wir, was bei Johansdorf die Herrin wollte: „Wäre ich unfroh, der Lage entsprechend, in der ich mich befinde, so wäre das unrecht und zu verwundern. Kommt doch all mein Leid von der Liebe her. Die Minne ist's, die mein ganzes Herz erfüllt: da mengt sich keinerlei ‚dorpeit' — bäurischer Zug — zwischen, nur Freude, die die Trauer besiegt. Darum fühle ich mich um so wohler: Trauer wird mir mehr und mehr fremd." Liebe also, und wenn sie noch so hoffnungslos ist, muß an sich den Mann erheben. Klagen darf der Unbelohnte; wirklich ernsthafte Trauer aber steht nur dem Bauerntölpel an. Sie widerstreitet der höfischen Zucht und ihrer Forderung der mâze.

Wenige dieser Dichter haben ein Auge für das Würdelose dieses vergeblichen Werbens. Den Gipfel erklimmt wohl Reimar 156, 27:

Sô vil sô ich gesanc nie man,
der anders niht enhæte wan den blôzen wân.
daz ich nu niht mêre enkan,
desn wunder[1]) nieman: mir hât zwîvel, den ich hân,
al daz ich kunde gar benomen.
wanne soll mir iemer spilndiu[2]) freude komen?
noch sæhe ich gerne mich in hôhem muote als ê.
michn[3]) scheide ein wîp von dirre[4]) klage
und spreche ein wort als ich ir sage,
mir ist anders iemer wê.

Ich alte[5]) ie von tage ze tage,
und bin doch hiure[6]) nihtes wîser danne vert.[7])
und hete ein ander mîne klage,
dem riete ich sô, daz ez der rede wære wert,
und gibe mir selben bœsen rât.
ich weiz vil wol waz mir den schaden gemachet hât:
daz ich si niht verhelen[8]) kunde, swaz mir war.[9])
des hân ich ir geseit sô vil,
daz si es niht mêre hœren wil:
nû swîge ich unde nîge dar.

1) des nicht wundere sich — 2) spielende — 3) wenn mich nicht — 4) dieser — 5) werde alt — 6) heuer, in diesem Jahre — 7) im vergangnen Jahre — 8) ihr verhehlen — 9) von werren verdrießen.

Ich wânde ie, eʒ wære ir [1]) spot,
die ich von minnen grôʒer swære [2]) hôrte jehen. [3])
desngilt ich sêre, semmir [4]) got,
sît ich die wârheit an mir selben hân ersehen.
mirst komen an daʒ herze mîn
ein wîp, sol ich der volle ein jâr unmære sîn,
und sol daʒ alse lange stân,
daʒ si mîn niht nimet war,
sô muoʒ mîn freude von ir gar
vil lîhte ân allen trôst zergân.

Sît mich mîn sprechen nu niht kan
gehelfen noch gescheiden von der swære mîn,
sô wolte ich daʒ ein ander man
die mîne rede hete zuo der sælde [5]) sîn:
unde iedoch niht an die stat
dar ich nu lange bite und her mit triuwen bat:
darn [6]) gan [7]) ich nieman heiles, swenne eʒ mich vergât. [8])
nu gedinge [9]) ich ir genâden noch.
waʒ si mir âne schulde doch
langer tage gemachet hât!

Und wiste ich niht, daʒ si mich mac
vor al der werlte wert gemachen, obe si wil,
ichn diende ir niemer mêre tac:
sô hât si tugende, den ich volge unz an daʒ zil,
niht langer, wan die wîle ich lebe.
noch bite ich si daʒ si mir liebeʒ ende gebe.
waʒ hilfet daʒ? ich weiʒ wol daʒ sieʒ niht entuot.
nu tuo sieʒ durch den willen mîn,
und lâʒe mich ir tôre sîn,
und neme mîne rede für guot.

Einige Dichter sehen wohl die Torheit der hoffnungslosen Dienerei ein, die sich schließlich mit der Rolle eines Hofnarren zufrieden gäbe, wie Reimar am Schlusse. Rugge meint 103, 35, er sei wohl vom Geschlechte der dummen Gäuche, daß er einer Frau Minne verlange, die nichts von ihm wissen will. Und Fenis, der sich in seiner Liebe mit dem Schmetterlinge vergleicht, der sich am Lichte die Flügel verbrennt, nimmt mehrfach einen Ansatz zur Absage. Nachdem er 80, 25 die Vergeblichkeit seines treuen Dienstes in beweglichen Worten vorgeführt hat, sagt er, es sei wohl sein Recht, diesen Dienst aufzugeben, wenn er es könnte. Aber er könne es nicht. Es sei eine wahre Not, daß er

1) ir . ., der Spott derer, die . . — 2) Trauer — 3) jehen mit Gen. = bekennen — 4) mit mir (sei) = bei — 5) Glück, Seligkeit — 6) dorthin nicht — 7) gönne — 8) übergeht. Man beachte, wie Reimar auch hier wieder den ungemeinen Stolz auf die Vorzüglichkeit seines Dichtens bekundet — 9) hoffe.

kein Maß in seiner Liebe zu ihr fände, die ihn so sehr hasse. Auf einen spaßigen Einfall kommt Johansdorf 89, 15. Er fragt einen Weisen, ob man nicht insgeheim zwei Frauen dienen könne, falls dies mit Fug geschehen und nicht als Untreue ausgelegt werden könne. Die Antwort lautet, den Männern solle man es gestatten, den Frauen nicht. Aber eigentlich finden nur Hausen und Walther sich in zorniger, trotzigstolzer Absage zur Natur zurück. Hausen 47, 33:

Nieman darf mir wenden daȥ zunstæte [1]),
ob ich die haȥȥe, diech dâ minnet ê.
swie vil ich si geflêhet oder gebæte,
sô tuot si rehte, als ob sis niht verstê.
mich dunket, wie ir wort gelîche gê
reht als eȥ der sumer von Triere tæte.[2])
ich wær ein gouch, ob ich ir tumpheit hæte
für guot: eȥ engeschiht mir niemer mê.

Und Walther, der, wie wir sehen werden, auch in seinem Minnesange stolzere männlichere Töne anschlägt als seine Genossen, macht der Liebesdichtung die Bahn zur Weiterentwicklung wieder frei, die durch den Frauendienst verschüttet war. Seine Absage an den Frauendienst lesen wir 48, 38:

'Wîp' muoȥ iemer sîn der wîbe hôhste name,
und tiuret [3]) baȥ dan 'frowe', als ichȥ erkenne.
swâ nû deheiniu sî, diu sich ir wîpheit schame,
diu merke disen sanc und kiese denne.
under frouwen sint unwîp [4]),
under wîben sint si tiure [5]);
wîbes name und wîbes lîp
die sint beide vil gehiure.
swieȥ umb alle frouwen var,
wîp sint alle frouwen gar.
zwîvellop daz hœnet.
als [6]) under wîlen [7]) 'frouwe'.
'wîp' dêst ein name, ders [8]) alle krœnet.

Ich sanc hie vor den frouwen umb ir blôȥen gruoȥ.
den nam ich wider mîme lobe ze lône.
swâ ich des geltes [9]) nû vergebene warten muoȥ,
dâ lobe ein andrer, den si grüeȥen schône.
swâ ich niht verdienen kan
einen gruoȥ mit mîme sange,

1) als Untreue auslegen — 2) Diese Beziehung ist unaufgeklärt. Wahrscheinlich ist der trierische Sommer einer, der viel verspricht, aber wenig hält — 3) verleiht höheren Wert — 4) gibts Unweiber — 5) selten — 6) wie — 7) manchmal — 8) der sie — 9) Entgeltes.

dar kêr ich vil hêrscher[1]) man
mînen nac[2]) ode ein[3]) mîn wange.[3])
daz kît[4]): 'mir ist umbe dich
rehte als dir ist umbe mich.'
ich wil mîn lop kêren
an wîp, die kunnen danken:
waz hân ich von den überhêren?

Im allgemeinen ist der Minnesang keine erfreuliche Erscheinung. Wir müssen beklagen, daß er dem vielversprechenden Liede in Kürenberges wîse ein vorschnelles Ende bereitet hat. Wir müssen bedauern, daß unter seinem Banne eine dichterische Begabung ersten Ranges wie die Heinrichs von Morungen die Kraft an einem undankbaren Gegenstande verpulverte. Die Bedeutung des Minnesanges liegt vor allem auf dem Gebiete äußerer Kunst — und auch da sind Zweifel berechtigt, ob nicht die von ihm begründete neue Kunst der Dichtung im Grunde mehr geschadet als wirklich genützt hat. Nur in dieser äußeren Hinsicht läßt sich ein Fortschritt in der Entwicklung des Minnesanges erkennen. Nicht an der Dichtung als solcher. Reimar scheint allerdings einen Ansatz dazu zu machen. Denn während das Frauenlied im übrigen Minnesange gegen früher auffallend zurückgetreten war, nimmt es bei Reimar wieder einen größeren Raum ein, was ich der Absicht des Dichters, dem Minnesange ein neues Gebiet zu eröffnen, zuschreibe. Diese Frauenlieder Reimars lassen sich über drei Gruppen verteilen. Die eine führt im Anschlusse an ein wertvolles Gedicht Hausens die Bedenken der Frau vor, die sich vor die Entscheidung gestellt sieht. Die andere legt der Frau die Gedanken in den Mund, die der Mann als Lohn seines Dienens sich vorgaukelt, die aber selbst auszusprechen er sich nicht traut, aus „Zucht" und Angst vor einem Schicksal, wie es dem armen Tölpel Veldekes (S. 47) beschieden war. Solche Lieder hatte schon die Dichtung vor dem Minnesang gekannt; sie nehmen sich in ihrer Eindeutigkeit neben den Männerliedern voller Zurückhaltung recht eigentümlich aus. In der dritten Gruppe endlich finden wir Reimars Neuerung: die Klage der Frau, der des Mannes ganz entsprechend. Sie sind wenig gelungen und überzeugen uns von dem Unvermögen des Dichters, den Minnesang auf ein frisches Feld zu führen. Das war einem größeren, Walther, vorbehalten. Aber auch er vermochte es nur durch Zertrümmerung des alten Götzen.

1) herrischer — 2) Nacken — 3) meine eine W. — 4) heißt.

IV. Von Friedrich von Hausen bis Bligger von Steinach.

Friedrich von Hausen, ein vornehmer und gebildeter rheinischer Edelmann, des Kaisers Barbarossa „Vertrauter und Geheimschreiber", wie ihn eine Zeitgeschichte nennt, war vielfach außer Landes; zweimal, 1175 im Gefolge des Erzbischofs von Mainz und 1186/7 mit dem späteren Kaiser Heinrich VI., in Italien, 1187 mit Barbarossa in den französischen Maasgegenden, wo er als Zeuge eines Gespräches Barbarossas mit dem Könige Philipp August von Frankreich erscheint. 1190 nahm er an dem Kreuzzuge teil und stürzte, noch in jugendlichen Jahren, in einem Scharmützel bei Philomelium beim Überspringen eines Grabens so unglücklich mit dem Pferde, daß er sich das Genick brach. Sein Tod versetzte das ganze Heer in tiefe Trauer.

Heimat und Leben setzten den Dichter wohl instand, sich mit der welschen Dichtung bekannt zu machen. Man kann bei ihm deutlich Bezugnahme auf bestimmte provenzalische Gedichte nachweisen, zugleich aber auch eine sehr selbständige Stellung ihnen gegenüber. In seinen 21 Liedern finden wir einige unbezweifelbare persönliche Beziehungen. In Italien ist mindestens eines sicher gedichtet; zweimal gedenkt er der rheinischen Heimat; daß er auf Reisen ist, erwähnt er öfter; in drei Liedern bezieht er sich auf den Kreuzzug. Dies alles legt den Gedanken nahe, daß wir es mit einer im gewissen Sinne persönlichen Dichtung zu tun haben; wir machen dabei aber all den Vorbehalt, der in dieser Hinsicht einem mittelalterlichen Dichter gegenüber geboten ist. Den zugrunde liegenden Wirklichkeiten darf man wenigstens nicht in dem Sinne nachgehen wollen, wie wir das von der Beschäftigung mit Goethe her vielfach zu Unrecht uns angewöhnt haben. Nähme man bei Hausen alles für den Widerschein wirklichen eigenen Erlebens, so würde sich ein sehr sonderbares Bild von dem Wahrheitssinne des Dichters ergeben. Sein eigenes Erlebnis hat ihm einige der Gedichte eingegeben; diesen Kern hat er dann zu Liedromanen mit künstlerischen Absichten, nicht um sein Herz zu beichten, ausgebaut.

Einige dieser Gedichte erwecken den deutlichen Eindruck gelegentlicher Entstehung. Unmittelbar der Empfindung scheint so 48,23 entsprungen:

In mînem troume ich sach
ein harte [1]) schœne wîp
die naht unz an den tach.
dô erwachet ich ê zît.

1) sehr.

dô wart si mir benomen,
daȥ ichn weiȥ wâ si sî,
von der mir freude kom.
daȥ tuont mir diu ougen mîn.
der wolte ich âne [1] sîn.

Auch 45, 1 ist ein solches Gelegenheitsgedicht:

Gelebt ich noch die lieben zît,
daȥ ich daȥ lant solt wider schouwen,
dar inne al mîn freude lît
nu lange an einer schœnen frouwen,
sô gesæhe mînen lîp
niemer weder man noch wîp
getrûren noch gewinnen rouwen [2].
mich dûhte nu vil maneges guot,
dâ von ê swære was mîn muot.

Ich wânde ir ê vil verre sîn,
dâ ich nu vil nâhe wære.
alrêrste [3] hât daȥ herze mîn
von der fremde grôȥe swære.
eȥ tuot wol sîne triuwe schîn.
wær ich iender [4] umb den Rîn,
sô friesche [5] ich lîhte ein ander mære,
des ich doch leider nien vernam,
sît daȥ ich über die berge kam.

Das Lied ist im Unterschiede von den meisten andern offenbar nicht zugunsten eines Zusammenhanges überarbeitet. Dasselbe kann man von der S. 51 mitgeteilten schroffen Absage sagen. Dann enthält auch 51, 33 als Kern ein Gelegenheitsgedicht, diesmal keine Empfindung widerspiegelnd, sondern einen Gedanken:

Ich denke under wîlen,
ob ich ir nâher wære,
waȥ ich ir wolte sagen.
daȥ kürzet mir die mîlen,
swenn ich ir mîne swære
sô mit gedanken klage.

Aus diesen Erwägungen heraus hat man, vorab Müllenhoff, versucht, die inneren Zusammenhänge zwischen den 21 Liedern aufzudecken. Man wird nicht umhin können, solche anzunehmen, nicht um persönliche Zeugnisse für das Liebesleben des Dichters zu gewinnen, aber wohl um die verschiedenen selbständigen Liederkränze gegeneinander abzugrenzen, mit denen wir zu rechnen haben. Mit Müllenhoff nehme

1) ohne — 2) Trauer — 3) jetzt erst — 4) irgend — 5) würde vernehmen.

ich drei solcher Liederkränze an, ordne sie aber zeitlich anders und weise einem Gedichte eine andere Stelle an; drei, die Müllenhoff einreihte, können nicht wohl in diesen Zusammenhängen belassen werden und sind wahrscheinlich ursprünglich Einzellieder gewesen.[1])

Bei genauerer Prüfung ergibt sich auch für jeden der drei Liederkränze je ein gemeinsames inneres Band. In dem ältesten, unvollständig erhaltenen, glaubt die Frau nicht an die Aufrichtigkeit der Liebesbeteuerungen des Mannes; sie hält den Geliebten hin und kargt mit dem Lohne. Das Paar ist nicht getrennt. In dem zweiten ist die Frau dem Manne zugetan; ihre Liebreize sind die Ursachen seines Kummers, denn er kann ohne sie nicht leben; sie ist aber nach seiner Meinung für ihn zu vornehm, und das Geschick verhindert die Aussprache beider. Die Merker spielen an bezeichnenden Stellen — anfangs, auf der Höhe und zum Schlusse — eine bedeutsame Rolle. Die Liebenden sind die ganze Zeit über einander fern. In dem dritten steht die Hartherzigkeit der Frau, die von Anfang an nichts von dem Manne wissen will, und des Mannes fester Entschluß, diesen Trotz zu brechen, im Mittelpunkte. Die beiden müssen sich scheiden, die letzten Lieder sind in der Fremde entstanden. Es ergeben sich nun folgende Zusammenhänge:

I. . . . . 43, 28. 44, 13. 45, 19. 53, 15. 52, 37.

II. 48, 23. 48, 32, 49, 13. 49, 37. 50, 19. 51, 13. 51, 33. 54, 1.

III. 42, 1. 45, 37. 47, 9. 46, 19. 48, 3.

Außerhalb der Zusammenhänge stehn 45, 1, s. S. 54, 43, 1, s. S. 62, und 47, 33, s. S. 51.

Der älteste Liederkranz liegt deutlich im Banne des Hergebrachten, wie es Hausen aus der welschen Dichtung her bekannt war. In ihm finden wir das älteste Liebesverhältnis im Sinne des neuen Minnesanges dargestellt. Er ist daher von bezeichnender, aber an sich von geringer Bedeutung.

---

1) Müllenhoff stützte sich auf philologische Erwägungen. Der eine Liederkranz ist nur in einer Handschrift erhalten, was für seine ehemalige Selbständigkeit spricht. Er scheint mir aber nicht vollständig erhalten. Einerseits fehlt ihm der Anfang, anderseits gehört ein Lied, das nach Müllenhoff einem anderen Liederkranze angehört, seiner Stimmung und dem Versmaße nach noch zu ihm, während das Lied 45, 1 ihm abzusprechen sein wird. Gegen Müllenhoff halte ich diesen Liederkranz für den ältesten; es spricht vieles dafür, und nach der Ausscheidung von 45, 1 nichts mehr dagegen. Es ist denkbar, daß der Dichter diesen seinen ältesten Versuch späterhin aus dem Verkehre zu ziehen versucht hat; im Grunde ist er nur ein Doppelstück zu dem jüngsten.

Im ersten Liede finden wir schon einen echt Hausenschen Gedanken, die erwünschten Merker; s. S. 41. Er tritt uns aber recht spitz und gesucht entgegen. „Weder Hut noch Neid können ihm in seinen Beziehungen zur Geliebten schaden. Sie haben ja nichts zu hüten. Nichts wünscht er sehnlicher, als daß sie, was ihn betrifft, einen berechtigten Grund zur Hute seiner Geliebten hätten. Wer möchte wohl große Freude ohne Kummer leiden? Nach solchem Kummer strebte er allezeit. Aber leider — das Glück versagt ihm diesen Kummer. Nur an der Herrin liegt es allein, ihn glücklich oder unglücklich zu machen."

Im zweiten Liede erwähnt der Dichter, gebunden an die Überlieferung, daß der Umstand sein ständiges Denken an die Geliebte verursacht, daß die Besten im Lande einstimmig ihr Lob verkünden. Ihre Schönheit und Güte ist ohnegleichen, ein Wunderwerk Gottes. Sein Herz schwillt bei dem hoffenden Gedanken, diese Schönheit einmal zu besitzen. Vorläufig aber ist sein Herz wund, sein Mund voller Klage. Ein hartes Herz könnte sie lehren, daß es in ihrer Macht steht, diesen Klagen ein Ende zu setzen. Sie möge ihn doch dessen genießen lassen, daß er sie so sehr liebt. Mit den späteren Liedern ähnlichen Inhaltes — 49, 37. 45, 37 — verglichen, steht die seelische Begründung diesen Klagen ziemlich tief.

Im dritten Liede beklagt sich der Dichter darüber, daß sie nicht an seine Liebe glauben will. Schon vor einem Jahre hätte die Schöne seinen Sorgen ein Ende machen können, wenn sie ernstlich wollte.

Am wertvollsten sind in diesem Liederkranze die beiden letzten Lieder. „Was mag das sein, was die Welt Minne nennt, mir aber so weh tut, mir so viel Besinnung nimmt? Ich glaube nicht, daß jemand das sagen kann. Wagte ich zu behaupten, ich hätte es gesehen, was mir so viel Herzeleid bereitet hat, ich wollte dran glauben. Minne, Gott möge mich an dir rächen! Wie viel Freude tötest du in mir! Ich hätte das Recht, dir dein schiefes Auge auszustechen, weil du nicht daran denkst, meine Not zu enden. Wärest du tot, das deuchte mich herrlich. So aber muß ich als dein Knecht leben."

Im selben bewegten Versmaße lesen wir die Absage an die Herrin. „Die Minne hat mich zugrunde gerichtet, weil sie mir den unseligen Wahn eingegeben hat, der mich meines Verstandes beraubt. Was habe ich wohl Unrechtes getan, daß die Gute mir ihren Gruß vorenthielt? So kann sie mir wohl das Herz verkehren. Daß ich in der Welt irgendein besseres Weib finde, sehet, das ist mein Glaube. Deswegen will ich den Dienst der Guten aufgeben, die mich ohne Rute so sehr schlägt."

Wir finden hier bei genauerem Zusehen überall noch die Zeichen noch nicht gefestigter Kunst. Die Gedanken erheben sich wenig über das gewöhnliche Maß, ihre Folge ist oft nicht zwingend. Vergleicht man die späteren Gedichte, so findet man dort einen gewaltigen Fortschritt. Es ist daher wohl denkbar, daß der Dichter diese älteste Probe seiner Kunst späterhin nur noch ungerne sah. Einige Züge daraus finden wir nachher besser durchdacht und durchgearbeitet wieder.

Auf voller Höhe steht die Kunst des Dichters in dem zweiten Liederkranze. Deutlich spricht aus ihm der Mann, während uns aus dem ersten noch jünglinghafte Töne entgegenklingen. Zu Anfang steht hier das S. 53 fg. mitgeteilte Gedicht.

Ein Traum hat den Dichter entzückt. Die grelle Wirklichkeit hat das Wunderbild zerstört. Darum verwünscht er seine Augen. Der Gedanke ist wirklich geeignet, als Geleitwort dem ganzen Minnesange voraufzugehen, dessen bedeutungsvollste Eigentümlichkeit die Abwendung vom Wirklichen, die Versenkung in eine geträumte Gedankenwelt ist. Es folgt dann der Gegenwechsel, S. 42. Der Mann hat wegen der Merker sich mit der Geliebten nicht aussprechen können. Aus den Worten der Frau entnehmen wir ihre Liebe und ihren Entschluß, den Merkern zu widerstehen. Damit ist der Gedanke des Romanes gegeben, den wir mit erleben sollen. Während der Hörer das Herz der Frau kennt und so über den schließlichen Ausgang im klaren ist, schwebt der Mann in Ungewißheit. Es folgen dann die Klagen selbst, jede von der anderen durch Stimmung und Ton in reizvoller Abwechslung verschieden. Allen gemeinsam ist der mit Rücksicht auf den schließlichen Ausgang wohlüberlegte Zug, daß der Liebende nicht zu einer persönlichen Aussprache kommen kann. Im einzelnen ist eine planmäßige Anlage unverkennbar.

In den ersten beiden Klagen führt uns der Liebende sein Leid und dessen Ursache vor. Es ist nicht die Hartherzigkeit der Geliebten; er hat ja mit ihr noch nicht gesprochen und darf im Grunde wohl ihrer Neigung gewiß sein. Aber sie ist so wunderlieblich, selbst den Kaiser dünkte ein Kuß von ihrem roten Munde Ehre. Er fühlt, daß er ohne sie nicht leben kann. Und nun diese Ungewißheit! Hat sich sein Herz nicht zu sehr erkühnt, als es sich ein so hohes Ziel setzte? Schließlich findet er Trost in Hoffnung. All sein Wille muß doch einmal sich erfüllen. Sein Herz ist ihr Ingesinde und wird ihr immer treu sein. An ihm soll es also nicht liegen; nur auf sie kommt es an.

Wir erwarten nun den Versuch des Mannes, doch zu einer Aussprache zu kommen. Wieder aber sind es die Merker, die das verhin-

dern. Der Liebende muß sich zu einer längeren Trennung entschließen. Er trägt anfangs das Schicksal in Geduld. Ruhige Überlegung gibt dem nun folgenden Liede den Ton. Es ist ausgezeichnet durch „das feine Spiel der Gedanken und den scharfsinnigen Vortrag der Gedankenfolge" (Müllenhoff.) „Ich preise Gottes Güte, daß er mir den Verstand verlieh, sie in mein Herz zu schließen. Sie verdient wohl geliebt zu sein. Besser ist es, man hält sie unter Hute, als daß ein jeder ihr sagte, was er wolle. Sie würde es nicht gerne hören und meine Freude vernichten. Es ist besser, ich meide sie, als daß sie ohne Hute wäre und dann jemand von mir Übles spräche. Ich habe sie aus allen Frauen erwählt. Wenn ich sie wegen der Merker nicht besuche und so mit den Augen ihr fremd werde: mein Herz liebt sie im geheimen doch. Früher habe ich die Liebe nicht gekannt; kein Weib hat mich je bezwungen und meines stolzen Hochgefühles beraubt. Jetzt erst habe ich recht das Leid empfunden, das man nach liebem Weibe fühlt. Drum muß ich die beste aller Frauen lange meiden, was meinem Herzen Kummer schafft, wo es so gerne froh wäre. So viel ich auch die Hute hier gelobt habe, so war es doch wahrlich nie mein Wille, denen jemals hold zu sein, die es darauf angelegt haben, der Guten treue Liebe zu verleiden. Ich will ihnen nichts tun, aber gerne würde ich hören, daß sie alles denkbare Unglück erlitten."

In beabsichtigtem Gegensatze zu dieser Ruhe steht das im selben Versmaße gehaltene nun folgende Lied. Er ist in der Fremde. Seine Sorgen sind unerträglich geworden. Wieder sind es ihre Schönheit und Güte, die daran schuld sind. Er muß dem Bangen ein Ende machen, so oder so. Er will ihr jetzt seine Lieder an Boten Statt senden, damit sie für ihn sprechen. Fährt auch sein Leib in der Fremde, sein Herz ist doch bei ihr. Niemand suche das wo anders. Es kann ihr nicht nahe genug kommen.

Ruhiger wieder ist das nun folgende Lied, aber erfüllt von den Qualen des Zweifels. Wir fühlen deutlich, wie die Erleichterung einerseits, die neue Beschwerung anderseits nachwirken, die beide durch die Entsendung des Botenliedes verursacht wurden. Ihm kürzt es die Meilen, wenn er so in Gedanken sich zu ihr hin versetzt und ihr sein Leid klagt. Äußerlich sieht ihm ja niemand seinen Kummer an. Aber der ist so groß, daß er ihn keinem wünschen möchte. In der Trennung wird der Kummer nur noch größer. Sein Trost ist wieder, daß niemand es ihm verwehren kann, sich ihrem Herzen nahe zu denken. Nur hier fällt im ungerechten Eifer die Bemerkung, die Geliebte habe ihn immer gehaßt.

Den versöhnenden Abschluß dieses Herzensromans legt der Dichter der Frau in den Mund. Inzwischen mag sein Lied als Bote eingetroffen sein. Ich setze dies Schlußgedicht, „das schönste und hervorragendste Beispiel von Hausens Dichtungsart", ganz her:

Wol ir, sist ein sælic wîp,
diu von senender arbeit nie leit gewan.
des hât ich den mînen lîp
vil wol behüetet, wan daz mich ein sælic man
mit rehter stæte hât ermant, daz ich im guotes gan[1]).
nu twinget mich der kumber sîn und tuot mir wê,
unde ist daz mîn angest gar,
sîn nemen wol tûsent ougen war,
swenne er kome, da ich in sê.

Owê, tæte ich des er gert,
dâ von möht ich gewinnen leit und ungemach.
lâze ab ich in ungewert,
daz ist ein lôn, der guotem manne nie geschach.
alrêrste müet mich, daz ich in ald[2]) er mich ie gesach
und sol ich sîn[3]) (daz ist ein nôt) ze[3]) friunde enbern,[3])
daz ist mir leit, und muoz doch sîn.
ich wil immer hüeten mîn;
ich entars[4]) in niht gewern.

Erst mir liep und lieber vil
danne ich immer im vil lieben manne sage.
ob er daz niht gelouben wil,
daz ist mir leit, sô[5]) nâhe als ich die liebe trage.
torst[6]) ich genenden[7]), sô wold ich im enden sîne klage;
wan daz ich vil . . . sendez[8]) wîp
erfürhten muoz der êren mîn
und . . . des lebennes sîn,
der mir ist alsam der lîp.

Ich wil tuon den willen sîn,
und wære ez al den friunden leit, diech ie gewan,
sît daz ich im holder bin,
danne in al der werlte ie frouwe einem man,
und ich daz herze mîn von im gescheiden niht enkan.
er hât gesprochen dicke[9]) wol, ich solte im sîn
immer liep für alliu wîp.
des ist er mîn leitvertrîp
und diu hœhste wunne mîn.

1) gönne — 2) oder — 3) sein(er) als Freundes entbehren — 4) wage nicht es (Gen.!) — 5) wo ich so . . . — 6) wagte — 7) mich zu erkühnen — 8) sehnendes — 9) oft.

Solte er des geniezen niht,
daz[1]) er in hôher wirde[2]) wol bewîsen mac,
daz man im des besten giht[3])
und alle sîne zît im guoter dinge jach[3])
und ouch daz sîn süezer munt des ruomes[4]) nie gepflac,
dâ von betrüebet iender[5]) wurde ein sælic wîp?
des ist er von mir gewert[6]),
alles swes sîn herze gert,
und solte ez kosten mir den lîp.

Den Gedanken des dritten Liederkranzes gibt dessen erstes Lied mit der S. 48 mitgeteilten schnöden Abweisung des Liebenden an. Sie würde nie des Dichters Dido werden. Der Dichter vergleicht sich mit Äneas, einem der Lieblingsromanhelden jener Zeit, den kurz vorher Veldeke durch sein langatmiges Heldengedicht in den Mittelpunkt des Interesses der Leser gerückt hatte. „Wie konnte sie nur so reden? Sie hat nicht nur sich selbst ihm genommen, sondern ihm auch sein Herz geraubt. Jetzt lernt er Trauer und Sorgen kennen, die ihm bisher fremd waren." Trotz ihrer hämischen Antwort (S. 48), trotzdem sie sich nichts aus ihm macht, will er zeigen, ob rechter Treue nicht Siegeskraft zukomme.

Es ist deutlich, daß dieses Lied nicht auf wirklichen Erlebnissen fußen kann; denn Hausen kennt die Liebestrauer von früher. Anderseits kann dieser Zusammenhang nicht über die letzten Lebensjahre des Dichters hinaufgerückt werden.

Im zweiten Liede hören wir den Überschwang der Liebe. „Sie darf mir wahrlich nicht vorwerfen, daß ich sie nicht von Herzen liebte. Man hat mich oft dabei ertappt, daß ich den Leuten am Abend guten Morgen bot, oder daß ich einen Gruß übersah. So sehr war ich in Gedanken an sie vertieft. Nur unter schwerstem Drucke konnte mein Herz daran denken, seinen Streit aufzugeben, den es nun schon so lange mit dem allerbesten Weibe aussicht. Wohin ich auch gehe, muß ich ihr dienen. Kann ich's nur irgend vor Gott verantworten, so denke ich ihrer. Er möge mir das vergeben. Warum schuf er sie so schön?"

Wir sehen, der Kreuzzug spielt schon herein. Die durch die Kreuznahme in den Vordergrund tretenden Gedanken an Gott erfüllen nun die weiteren Lieder und helfen dem Dichter, sich zum Verzichte durchzufinden.

Es muß jetzt das in der Handschrift erst nach dem folgenden kommende schöne Lied von der Entsendung des Herzens (47, 4) angeschlossen werden.

1) relativ „was" — 2) Würde — 3) einem eines dinges jehen = etwas von einem sagen — 4) vgl. S. 46 — 5) jemals — 6) gewährt; im mhd. persönlich gebraucht.

Mîn herze und mîn lîp diu wellent scheiden,
diu mit einander varnt nu mange zît.
der lîp wil gerne vehten an die heiden.
sô hât iedoch daz herze erwelt ein wîp
vor al der werlt. daz müet mich iemer sît,
daz si ein ander niene volgent beide.
mir habent diu ougen vil getân ze leide.
got eine müeze scheiden noch den strît.

Ich wânde ledec sîn von solher swære,
dô ich daz kriuze in gotes êre nam.
ez wær ouch reht, deiz[1]) herze, als[2]) ich, dâ wære,
wan daz sîn stætekeit im sîn verban.[3])
ich solte sîn ze rehte ein lebendic man,
ob ez den tumben willen sîn verbære.[4])
nu sihe ich wol, daz im ist gar unmære,[5])
wie ez mir an dem ende süle ergân.

Sît ich dich, herze, niht wol mac erwenden,[6])
dun[7]) wellest mich vil trûreclîchen lân,
sô bite ich got, daz er dich ruoche[8]) senden
an eine stat, dâ man dich wol enpfâ.
owê, wie sol ez armen dir ergân?
wie torstest[9]) eine[10]) an solhe nôt ernenden[11])?
wer sol dir dîne sorge helfen enden
mit solhen triuwen, als ich hân getân?

Nunmehr folgt die Begründung des Verzichtes. Der Dichter blickt noch einmal auf sein Liebesleid zurück. „Er vergaß über der Minne das Weise sein. Nun will er sich an Gott halten; der kann den Leuten helfen aus der Not. Niemand weiß, wie nahe ihm ist der Tod. Von der Herrin, die ihn in Dienst nahm, will er nur Gutes reden. Aber sie war ihm zu karg. Von aller Not glaubte er genesen zu sein, als sein Herz sich, der Gnade harrend, ihr zuwandte. Gnade fand er aber bei ihr nicht. Nun will er dienen dem, der lohnen kann.“ Im letzten Gesetze faßt er nochmal Klage und Trost zusammen. Noch einmal versichert er, daß er nur Gutes von Frauen gesprochen habe. Doch beklagt er, daß er so lange Gottes vergaß. Den will er nun immer allen Frauen vorziehen, danach ihnen ein holdes Herze tragen.

Das letzte Lied dichtet er schon auf dem Zuge. Es wendet sich an die Lieben in der Heimat, besonders an die Frauen in ihrer Gesamtheit. „Hätte ich um der Liebe willen zu Hause bleiben wollen, so wäre ich noch am Rheine. Denn das Scheiden von meinen lieben Freunden

1) daß das — 2) wie — 3) das (sîn) nicht gönnte — 4) unterdrücken könnte — 5) gleichgültig — 6) umstimmen — 7) außer wenn — 8) geruhe — 9) wagtest — 10) allein — 11) dich erkühnen.

tat mir weh. Gott, dir empfehle ich alle, die ich um deinetwillen zurückließ. Ich würde es guten Frauen nie gönnen, daß jemals der Tag anbräche, wo sie keinen liebhaben sollten. Das wäre ihrer Ehren Schlag. Wie könnte ihnen der dienen, der so sehr vor der Gottesfahrt zurückschreckte? Darum sende ich diese Lieder und warne sie, so gut ich's vermag. Sähen meine Augen sie auch nie mehr, mir täte es doch weh, hörte ich von ihnen Schlechtes."

Daß seine Todesahnungen in Erfüllung gingen, haben wir schon gesehen.

Die schroffe, ja grobe Absage S. 51 kann nicht in den Zusammenhang des letzten Liederkranzes gehören; der Ton und die wiederholte Versicherung, von der Frau nichts Übles reden zu wollen, verbieten die Zuweisung. Es ist ein Einzellied und wird auf ein Erlebnis zurückgehn, ist vielleicht der Wirklichkeitskern des dritten Liederkranzes, aber dann nicht mit hineinbezogen und deswegen nicht der dort zutage tretenden Stimmung angeglichen worden.

Außerhalb aller Zusammenhänge steht schließlich das unbedeutende Lied 43, 1. Ein Abschiedsgedicht: sie soll ihn nicht vergessen, wie er von ihr schied und er sie zuletzt ansah. Er mußte damals von der Freude Abschied nehmen, was ihm vorher nie geschehen war. Es wäre eine wonnige Zeit, wenn einer jetzt in Freuden sein könnte. Das klingt an die Natureingänge an, die Hausen sonst gar nicht kennt. Sollte das Lied ihm abzusprechen sein? Der Dichter würde nichts daran verlieren.

In den beiden letzten Liederkränzen, besonders aber dem ersten davon, tritt uns ein Dichter von ausgesprochener Eigenart entgegen. Die Sprache ist durchgängig von edlem Flusse, nirgend geziert oder anderseits platt. Das künstlerische Ziel wird innerhalb der Zusammenhänge immer im Auge behalten. Die Gedanken sind ohne Weitschweifigkeit fein ausgeführt und finden leicht Übergänge und Wandlungen von überraschender Ursprünglichkeit der Erfindung. Dabei hat man, vielleicht von dem älteren Merkerliede 43, 28 abgesehen, nirgends das Gefühl, einen verstiegenen Gedanken zu lesen. Die Gedankenfolgen heben nämlich ständig mit einer ganz einfachen Vorstellung an, und erst die Entwicklung bringt die Vertiefung; wegen der sorgsamen Überleitungen aber kommt uns dann die Zuspitzung ganz natürlich vor. Wirkliche Härten oder Tifteleien finden sich nur im ältesten Liederkranze, und auch nur hier muten gelegentlich die Gedanken abgegriffen an. Hervorzuheben ist schließlich noch die wohltuende vornehme Bescheidenheit des Dichters, die so vorteilhaft von Reimars Eitelkeit absticht. Dem stehen aber auch unverkennbare Schwächen gegenüber. Dar-

über, daß nur nachgedacht wird, kommt die Empfindung viel zu kurz. Das wirkliche Leben wirft keinen farbigen Glanz, weht keinen Duft über diese Gedichte. Das viel nachgeahmte Beispiel der reinen Gedankendichtung Hausens erzeugt vor allem den erkältenden Hauch des strenghöfischen Minnesanges.

Hausens Einfluß auf den Minnesang ist von großer Bedeutung gewesen. Er vor allem darf als der Wegweiser für den Minnesang bezeichnet werden. Seine Bedeutung in dieser Hinsicht wird vor allem klar, wenn wir damit den Einfluß der Lieder Veldekes auf die Minnesänger vergleichen. Wir wissen, von welch grundlegender Bedeutung das Beispiel, das Veldeke in seiner Eneit gab, für die Entwicklung des höfischen Heldengedichtes gewesen ist. Wenn seiner Liebesdichtung auch nicht entfernt ein ähnlicher Erfolg beschieden gewesen ist, so liegt das viel weniger an ihr selbst als daran, daß sie es an Eindrucksfähigkeit auf die höfische Hörerschar mit ihrem Wettbewerber Hausen nicht aufnehmen konnte.

Aus Hausens Liedern spricht uns ein Hofton mit der ganzen Selbstverständlichkeit an, die der geborene Edelmann allen seinen Äußerungen mitzugeben versteht. Veldeke stimmt seine Lieder auch auf diesen Ton, aber man merkt überall die lehrhafte Absicht des Mannes, der in sich ein neues Wunschbild geschaffen hat und davon nun alle Welt überzeugen möchte, ohne danach zu fragen, ob er denn nicht längst offene Türen einrennt. Veldeke ist durchaus kein Snob, aber auch seine ehrliche Begeisterung und volle Sachkenntnis können seinen Liedern nicht jenen unnachahmlichen höfischen Hauch verleihen, der die Minnesänger der Folgezeit an Hausens Dichtung so bestach. Die Empfindung so zurückzuhalten, die Natur ganz auszuschalten, nur Gedanken nachzugehen: das verlangte weder der höfische Ton noch das welsche Vorbild, das lag in Hausens Eigenart begründet. Aber weil sein Sang so durchaus höfisch anmutet, darum setzten die anderen das von ihm gegebene Beispiel fort, legten alles Gewicht auf das Gedankenhafte und ließen die Empfindung verkümmern. Am deutlichsten scheint mir das bei Reimar zutage zu treten, der im Grunde eine derbsinnliche Natur war, sie aber, dem Hausenschen Vorbilde nachstrebend, zu unterdrücken verstand.

Es ist in mancher Hinsicht zu bedauern, daß Veldeke mit seinen Liedern wenig Anklang gefunden hat. Sie haben, wenn auch manches trocken ist und nichts tiefere Gedanken verrät, doch viel Sinniges. Der Dichter besitzt Einbildungskraft, Humor und freut sich des Lebens. Daß er in höheren Lebensjahren zum laudator temporis acti[1]) wird,

1) Lobredner der Vergangenheit.

dem die gute alte Zeit höher steht als die jetzige Jugend ohne Tugend, verstehen wir gerne bei einem Manne, der seine Jugendideale mit solcher Inbrunst verkündete. Die Naturschilderungen, die Veldeke sehr liebt und um manchen hübschen Zug bereichert, vermissen wir in der von Hausen beeinflußten Minnedichtung nur ungerne. Es ist auch zu bedauern, daß Veldekes Beispiel es nicht vermochte, das altüberlieferte eingesetzige Lied zu halten, das nicht mit dem von Veldeke ebenfalls gepflegten Spruche im Sinne der höheren Spielmannsdichtung zu verwechseln ist.

Nachahmungen Hausens finden wir bei Ulrich von Gutenburg; er bietet ebenfalls im Liebeswahnsinne abends den Leuten guten Morgen und sagt, eher ließe sich der Rhein in den Po lenken, als er sich von ihr abbringen. Auch daß sein Liebeskummer durch ihre Schönheit und Güte verursacht wird, daß er „wund ist ohne Waffen", wie Hausen ohne Rute geschlagen wird, erinnert an Hausen, wie überall Kunst, Stil und das Überwiegen des Gedanklichen. Doch zeigt der Dichter auch Naturgefühl und bildliche Anschauung. Seinerseits einen Markstein hat der sprachlich sehr gewandte Dichter dadurch gesetzt, daß er die an die kirchliche Tonkunst angelehnte Liedart des Leiches in die deutsche weltliche Dichtung eingeführt oder doch wenigstens den ältesten uns bekannten weltlichen deutschen Leich verfaßt hat. Ein Leich besteht nicht aus einander gleichen Gesetzen, sondern seine Einzelteile zeigen bunteste Abwechslung, an gegebenen Stellen aber wieder Ähnlichkeiten, wahrscheinlich im Zusammenhange mit der nicht bekannten Vertonung. Der Leich hat naturgemäße Ähnlichkeit mit den Oden, eine Ähnlichkeit, die auch im Stile, im Schwunge und der Erhebung der Sprache zu kühnen Bildern und Vergleichen zu erkennen ist. Gutenburgs Leich behandelt seinen Frauendienst in streng-höfischem Sinne: die Lieblingshelden Alexander, Turnus, Floris müssen als Kronzeugen und Trostgeber herhalten, dabei kommt der Dichter aber über Mittelmäßigkeiten nicht hinaus. Am besten gelungen ist der Preis der Geliebten, der an ihren Wirkungen auf sein Gemüt anknüpft. Die Kunst des Reimens kann nicht übertroffen werden. Trotzdem darf der Dichter nicht, wie es versucht worden ist, ins 13. Jahrhundert hinabversetzt werden. In den anderen Liedern finden sich noch Spielmannsreime.

Eine selbständigere Stellung Hausen gegenüber nimmt der Schweizer Graf Rudolf von Fenis ein. Bei diesem Dichter hat man dagegen die weiteste Abhängigkeit von provenzalischen Troubadours nachgewiesen. Für sämtliche acht Lieder sind die welschen Vorbilder nachweisbar. Doch bietet auch er keine unselbständigen Übersetzungen, son-

dern Erinnerungen an Gelesenes oder Gehörtes. Im Gegensatze zu Hausen ist Fenis durchaus ein Gefühlsdichter. Von seinen immer wieder aufgegebenen Anläufen zur Absage ist S. 50 die Rede gewesen. Erzeugt der Minnesang überhaupt im Leser den Eindruck des Traumes, so kann man den bei diesem Dichter dahin näher bestimmen, daß es der Traum vom Nichtweiterkommenkönnen ist. Fenis vergleicht sich mit einem, der auf den Baum steigt, nicht höher kommen, aber auch nicht zurück kann und nun hängenbleibt, mit Sorgen die Zeit vertreibend. Die Sprache zeigt einen eigentümlichen, etwas schwerflüssigen Ernst, schwälendem Feuer vergleichbar; auch in der Klage lodert nirgends eine Flamme auf, obwohl wir das bei der Fülle des Gefühls, das den Dichter beherrscht, erwarten müßten. Aber des Gefühls ist so viel, daß der Wille darunter erstickt.

Von Albrecht von Johansdorf habe ich bereits S. 48 und 51 einiges mitgeteilt. Eigentümlich wirken beim Lesen dieses Dichters gewisse Vorahnungen späterer Klänge. Das Gesetz S. 45 gehört dazu. Die Frau, dessen Geliebter am Kreuzzuge teilnimmt, fragt sich beim Gedanken an seine Not „lebt mein Herzenslieb oder ist er tot?". „Sähe ich jemand," fängt ein Lied an, „der sagte, er käme von ihr, ich wollte ihn grüßen, wenn er auch mein Feind wäre." Johansdorf findet innigere Klänge als die meisten seiner Genossen; von besonderer Wärme sind aber seine frommen Gefühle. Seinen Liedern scheint vielfach das innere Erlebnis den Grundton zu liefern; wenigstens kann auch die von ihm beliebte Klage trotz ihrer höfischen Aufmachung nicht darüber hinwegtäuschen, daß er das Glück, geliebt zu werden, sicher gekannt hat. „Wie sich Minne hebt, das weiß ich wohl; wie sie Ende nimmt, das weiß ich nicht. Ist's, daß ich des inne werden soll, wie dem Herzen Herzelieb geschieht, so bewahr mich vor dem Scheiden Gott." „Die Sälde[1]) hat gekrönet mich mit der so süßen Minne. Darum muß ich immer ehren dich, du werte Königinne. Wenn ich die so Schöne han, kann mir niemals missegahn. Sie ist aller Güte ein Gimme (Edelstein). Gesprochen hat ihr roter Mund, daß ich muß immer mehre mit Freuden leben alle Stund', wohin des Lands ich kehre. So hat sie gelohnet mir. Geschieden hat mich nicht von ihr (= sich) Frau Zucht mit süßer Lehre."

In Heinrich von Rugge tritt uns ein Außenseiter entgegen. Seine Verwandtschaft mit dem höheren Spielmannssange ist schon S. 40 erwähnt worden: der Dichter verfällt oft in einen lehrhaften Ton, liebt die Natureingänge in der hergebrachten Weise, scheut sich nicht vor sprich-

1) Glücksgöttin.

wortähnlichen Äußerungen und hebt sich besonders auch durch seine Vorliebe für den Einzelspruch aus seiner Umgebung heraus. Aber noch mehr durch seine lohnbereiten Frauen. Unter seinen Liedern fallen drei hübsche Wechsel auf. Der eine, 100, 12, bietet, wie Hausen S. 42, Gegenstücke:

Der Mann spricht:

So sælic man enwart[1]) ich nie,
daʒ ir mîn komen tæte wol
und ouch dar nâch daʒ scheiden wê,
sît ich began, daʒ sich verlie
mîn herze, als eʒ belîben sol,
an[2]) ir mit triuwen iemer mê.
diu wunneclîche sündet sich.
doch denk ich, si versuoche mich,
ob ich iht[3]) stæte künne sîn.
solt ich eʒ bî dem eide sagen,
sô was eʒ ie der wille mîn.

Die Frau spricht:

Friundes komen wær alleʒ guot,
daʒ sunder angest möhte sîn
diu sorge, diu dâ bî gestât.
ich hân vernomen, daʒ stæter muot
des trûric wirt: daʒ ist wol schîn.
swenn eʒ an ein scheiden gât,
sô müeʒen solhiu dinc geschehen,
daʒ wîse liute müeʒen jehen,[4])
daʒ grôʒiu liebe wunder tuot.
dâ vallet freude in sendiu leit.
des sint si beidiu unbehuot.

Die beiden anderen sind Botenwechsel. 107, 7 ist sehr hübsch:

Der Mann denkt:

Mir wære starkes herzen nôt:
ich trage sô vil der kumberlîchen swære.
noch sanfter tæte mir der tôt,
dann ich eʒ hil,[5]) deich sus[6]) gevangen wære.
ich leiste ie, swaʒ si mir gebôt,
und iemer wil. wie ungerne ichs enbære!
diu zît hât sich verwandelôt.
der sumer bringet bluomen rôt.
mîn würde rât,
wolte si mir künden liebiu mære.

Die Frau sagt zum Boten:

Solt ich an freuden nu verzagen,
daʒ wære ein sin, der nieman wol gezæme.
er müese ein stæteʒ herze tragen,
als[7]) ich nû bin, der mich dâ von benæme.
er müese zouberliste haben.
wan mîn gewin sich hüebe, als er mir kæme.
sîn langeʒ fremden muoʒ ich klagen.
du solt im, lieber bote, sagen
den willen mîn,
wie gerne in[8]) sæhe und sîne freude vernæme.

Auch 110,8 und an anderen Stellen zeigt sich die Frau zum Lohne bereit. Ein anscheinend sehr hübsches Wechsellied derselben Gesinnung, 110, 26, ist leider verstümmelt. 106,15 scheint sich allen zeitgenössischen Anschauungen entgegenzustellen: Die Frau klagt über ihr Liebesweh; zum Schlusse heißt es nu lône als ich gedienet habe. ich bin, diu sîn noch nie vergaʒ. Wenn gedienet hier auch „(es) verdienet" bedeutet, so war doch der Stamm des Wortes damals noch so durch-

1) en ist Verneinung — 2) = auf sie — 3) etwa — 4) sagen — 5) verhehle — 6) daß ich so — 7) so wie ich — 8) ich ihn.

sichtig, das jedermann dabei an einen Dienst denken mußte. Und zweimal äußert der Dichter allen entgegen, daß schœne, „Schönheit“, nicht so viel Wert besitze wie Güte:

107,27: Nâch frowen schœne nieman sol
ze vil gevrâgen. sint si guot,
er lâȝes ime[1]) gevallen wol
und wiȝȝe daȝ er rehte tuot.

Unangenehm fällt uns bei Rugge manchmal die Neigung zum Binnenreime auf. Damit verwandt ist das Wortgeklingel 100,34:

Minne minnet stæten man.
ob er ûf minne minnen wil,
sô sol im minnen (Gen.) lôn geschehen.
ich minne (Verb) minne (Akk.), als ichs began.
die minne ich gerne minnen wil.
der minne (Dat.) minne (Gen.) ich hân verjehen (versprochen).
die minne erzeige ich mit der minne,
daȝ ich ûf minne (Gen.) minne (Akk.) minne (Verbum).
die minne meine ich an ein wîp.
ich minne, wan ich minnen sol
dur[2]) minne ir minneclîchen lîp.

In seinem frommen Leiche (s. S. 64) gedenkt der tumbe man von Rugge des Todes Kaiser Friedrichs.

Der eigentümliche Ritter-Spielmann zieht den Fachgelehrten auch dadurch an, daß die Überlieferung sehr viele seiner Gedichte dem ihm innerlich so wenig verwandten Reimar beilegt, die es nun dem berechtigten Verfasser zuzusprechen gilt.

Hartwig von Rute sieht 116,22, daß niemand zween Herren dienen kann, dem Kaiser und den Frauen:

des wil ich in — den Kaiser — mit sælden lân belîben.
er hât mich zin[3]) — den Frauen — versûmet manegen tac.

Wenn er das beste Weib sieht, kann er sich kaum halten, ihren reinen Leib zu umfassen und sie an sich zu reißen. Er steht oft wie zum Sprunge da, wenn sie so süß vor ihm steht. Nähme es auch die ganze Welt wahr: wenn ihn der minnende Unsinn angeht, könnte er den Sprung nicht unterlassen, falls er glauben könnte, durch solchen Unsinn ihre Huld nicht zu verscherzen.

Bernger von Horheim geht nicht nur im Äußeren in Hausens Spuren. Er erliegt demselben Widerstreite der Pflichten wie Rute: der König Heinrich (VI.) hat nach dem Tode des Königs Wilhelm von

1) sich — 2) um — willen — 3) zu ihnen.

Apulien zur Wahrung des Erbes seiner Gemahlin ein großes Heer zur Fahrt nach Sizilien aufgeboten. Dem Dichter zuleide starb dieser König; der ihm die Heerfahrt gebot — gewiß keine byzantinische Ausdrucksweise! —, will ihn nun von Liebe scheiden. Ach daß Apulien so ferne liegt! Er muß fahren und doch — wie Hausen — bei ihr bleiben.

Viel Humor verrät der Dichter (113, 1) in einem Lügenliede, dem ältesten in deutscher Sprache, wenn auch nicht in der deutschen Dichtung, da schon die Ottonenzeit lateinische Gedichte derart kennt. In dem dritten Gesetze denkt der Dichter an Hausens Merkerlied 43,28 (S. 56).

Mir ist alle zît, als [1]) ich vliegende var
ob al der werlte und diu [2]) mîn alliu sî.
swar [3]) ich gedenke, vil wol sprung ich dar.
swie verre eȥ ist, wil ich, [4]) sost mirȥ nâhe bî.
starc unde snel, beidiu rîche unde frî
ist mir der muot: dur daȥ loufe ich sô balde:
mirn mac entrinnen kein tier in dem walde. . . . .
daȥ ist gar gelogen: ich bin swære als ein blî.

Ich mac von freuden getoben âne strît:
mir ist von minne sô liebe geschehen.
swâ wær ein walt beidiu lanc unde wît,
mit schœnen boumen, den wolt ich erspehen.
dâ möhte man mich doch springende sehen.
mîn reht ist, daȥ ich mich an freuden twinge . . . .
wes liuge ich, gouch? ich enweiȥ, waȥ ich singe.
mir wart nie wirs, [5]) wil ich der wârheite iehen.

Ich mache den merkæren truoben den muot.
ich hân verdienet ir nît und ir haȥ,
sît daȥ mîn frouwe ist sô rîche unde guot.
ê was mir wê: nust mir sanft unde baȥ.
ein herzeleit, des ich niene vergaȥ,
daȥ hân ich verlâȥen und ist gar verwunden. [6])
mîn freude hât mich von sorgen enbunden.
mir wart nie baȥ . . . unde liuge ich iu daȥ.

Mir wil gelingen, dâ mir nie gelanc,
an minne der süeȥen, daȥ wil ich iu sagen:
die merkære habent mengen [7]) gedanc:
swenne si mich nu niht mêr hœrent klagen
dehein [8]) herzesêr, daȥ tuot si mir verjagen
— — — — — — — — — — — — —
des lôn ir got, daȥ mîn trûren hât ende . . . .
daȥ ist gar gelogen und ist dar [9]) doch lanc.

1) als ob — 2) daß diese (Welt) — 3) wohin — 4) wenn ich es will, so ist — 5) schlechter. engl. worse — 6) überwunden — 7) manchen — 8) irgendein — 9) dorthin.

S. 38 teilte ich ein Lied des Dichters mit Übermaß an Binnenreimen mit.

Bligger von Steinach stand zu seiner Zeit in großem Ansehen als Verfasser des „Vorhangs", eines uns leider bis auf wenige Bruchstücke verlorenen Gedichtes. Unter seinen drei Liedern fällt ein fein durchgearbeiteter Spruch auf über das alte *Μηδὲν ἄγαν* „nichts übertreiben". „Das Glas ist so leicht zerbrechlich, weil es so spröde ist. Ebenso ist es bei den Menschen. Wer ohne Milde und Scham Gutes tut, der erntet für ewig böse Nachrede. Mancher Mann lädt durch übertriebene Strenge der Fremden Haß und der Seinen Abneigung auf sich. Der Dichter hörte nie sagen noch hat er's je gesehen, daß solcher Leute Ehre lange bestanden hätte."

V. Heinrich von Morungen.

Die Stammburg Heinrichs von Morungen hat man im thüringischen Nordgaue, bei Sangerhausen, nachgewiesen. In diese Gegend deutet auch die Mundart des Dichters, soweit darauf die Reime einen Schluß gestatten. Von seinem Leben wissen wir nichts, da er in Urkunden nicht nachgewiesen ist. Die Nachwelt erwähnt ihn selten; wenn dies geschieht, sehen wir, daß sie von dem Dichter eine noch geringere Kenntnis gehabt hat als wir. Wie Tannhäuser, Neidhart und Brennenberg wird er zur sagenhaften Gestalt und lebt als der edle Möringer in der Volksmäre weiter.

Die Betrachtung der äußeren Kunst in den Liedern des Dichters ergibt, daß man die Zeit seines Wirkens etwa auf die letzten 15 Jahre des 12. Jahrhunderts ansetzen kann. Ungenaue Reime, wie sie noch Hausen unbedenklich anwandte, begegnen bei ihm so gut wie nicht mehr. Von den 36 Tönen, die unter seinem Namen gehen, zeigen 18 noch Anlehnung an welsche Muster; die anderen 18 sind dagegen in der Erfindung ganz deutsch wie die Kunst Reimars. Indessen wäre es voreilig, diese deswegen alle für jünger halten zu wollen. Die deutsche Überlieferung war, wie Hausens und Veldekes Beispiel zeigen, nie ganz unterbrochen worden. Wenn auch das älteste Gedicht Morungens in der Form durchaus dem welschen Muster folgt, so zeigen die damit inhaltlich zusammenzubringenden Gedichte doch deutlich die Neigung zur Befreiung von diesen Vorbildern, und es ist sehr wohl möglich, aus inneren Gründen sogar wahrscheinlich, daß schon in die Frühzeit einige Gedichte von ganz deutscher Bildung zu verweisen sind. Es erfolgt dann ein deutlicher Rückschlag. Der Dichter kehrt für

einige Zeit zu streng welschen Tönen zurück und zeigt auch inhaltlich eine von seinem sonstigen Dichten recht deutlich verschiedene Vorliebe für feine Erörterungen und Begründungen mit versteckten Angriffen und Verteidigungen. Darin erkennt man deutlich den Einfluß Friedrichs von Hausen, der 1188 vorübergehend in Thüringen war. Doch besaß Morungen eine zu ausgeprägte Eigenart, um diesem Einflusse auf die Dauer zu erliegen.

Vor Morungen hatte in seiner Heimat ein nur dem Namen nach bekannter Minnesänger, Hugo von Salza, gelebt. Seit 1184 dichtete Heinrich von Veldeke auf der Neuenburg an der Unstrut, doch ist dessen Dichtung an Morungen so gut wie spurlos vorübergegangen. Außer in Hinsicht des Reimes hatte Veldeke unserem Dichter wenig zu bieten. In einigen Redensarten glaubt man Reimars Einfluß zu vernehmen. Sonst ist Morungen ohne Zweifel ein Eigentöner und zwar allerersten Ranges. Wie glänzende Fallsterne wieder in Nacht versinken, so wirkt Morungen auf die spätere Minnedichtung nicht nach, nur daß in seiner engeren Heimat einige Minnesänger ihm in Äußerlichkeiten nachahmen.

Morungen war ein belesener Mann. Er verrät Kenntnisse der provenzalischen Dichtung, der er gelegentlich, aber in sehr selbständiger Weise, ein Vorbild entnimmt, und verwertet aus Ovids Verwandlungen und Liebesbüchern einige, z. T. nicht alltägliche Züge in unauffälliger Einflechtung. Catull kann er allerdings trotz einiger auffälliger Anklänge nicht gekannt haben, vgl. S. 80 A. 1. Der volksmäßigen Dichtung steht er in Anschauung und Ausdrucksmitteln fern.

Erhalten sind von Morungen 36[1]) zumeist längere Gedichte in eben so vielen Tönen. Darunter kein einziger Spruch, kein Lied der Klage über den Sittenverfall, kein frommes Gedicht. Alles dreht sich um Liebe, fast alles um der Liebe Leid. Bei dieser Enge des Stoffes ist die Mannigfaltigkeit des Inhaltes erstaunlich. Der Dichter wiederholt sich eigentlich nie. Eine neuartige Empfindung oder Vorstellung nach der andern entzückt, worüber man die Einförmigkeit des Stoffes vergißt, wenn man es auch immer wieder schmerzlich empfindet, daß diese hohe dichterische Begabung gerade in der so unfruchtbaren Zeit des Frauendienstes leben mußte. Die leidige Zeitrichtung zwingt auch diesen Dichter oft zu bedauerlichen Beugungen des auf zeitlosen Gesetzen fußenden Rechtes der Kunst. Prachtvolle Ansätze zu echt menschlicher Klage versanden oft in den ausgefahrenen Geleisen des Modischen. Auch

1) Darunter sind zwei zweifelhaft (142, 19. 142, 26). 146, 11 und 124, 8—32 sind sehr wahrscheinlich unecht.

die unter Hausens Einfluß einige Zeit bevorzugte Betonung des Gedanklichen ist im ganzen dem Dichten Morungens nicht zum Vorteile gewesen. Es war nämlich nicht seine Sache, einen Gedankenkreis folgerichtig auszugehn; er war ein Schauer, kein Denker, mehr Goethe als Schiller. Wir finden bei ihm nie ein falsch gesehenes Bild, aber sehr oft einen schief ausgedrückten Gedanken. Dieser Eigenart entspricht auch das scheinbar Unfertige und Zusammenhanglose mancher besonders hervorragender Gedichte, in denen der Dichter die ihm kommenden Empfindungen aneinanderreiht, ohne sie gedanklich zu verknüpfen, aber in der natürlichen Folge ihrer Entstehung. Sie wirken trotzdem, oder gerade deswegen, mit starkem Nachhalle in der Seele des Hörers und besitzen Ewigkeitswerte wie wenige Gedichte des Mittelalters. Dieses Sonderstreben Morungens ist sicher an Wirkung auf unser Gefühl dem kaltschulgemäßen Dichten der meisten anderen Minnesänger unendlich überlegen.

In der Seele des Dichters tritt die sinnliche Leidenschaft auffällig gegen ein für jene Zeit seltenes Schönheitsgefühl zurück. Nicht nur aus dem besten seiner Gedichte, dem Tageliede, geht das hervor. Sein Auge will er weiden an der strahlenden Schönheit der Frau, wogegen die anderen Reize, das Liebliche, Gefällige, Fesselnde oder nur Sinnliche, ganz zurücktreten. Sein Ohr will sich an den Klängen berauschen, zu denen ihn der Anblick dieser Schönheit begeistert. Den Unterton liefert in des Dichters Frühzeit sein ritterlicher Beruf; dann verstummen die aus dem Kriegslager herüberklingenden Töne fast gänzlich, und wir hören nunmehr die Wehmut um ein, wie es scheint verscherztes, jedenfalls aber im Grunde verlorenes Glück wie ferne Glocken unbestimmt durchhallen.

Ich glaube nicht, daß man mehr als zwei Frauendienste bei Morungen wird unterscheiden können. Soviel sind es aber sicher. Von den Gedichten, die dem ersten gewidmet waren, haben wir nur noch vereinzelte vor uns. Denn das offenbar älteste Lied Morungens, 140,32, führt schon mitten in einen bestehenden Dienst hinein. Dies Gedicht ist das einzige mit Binnenreimen, und eines von den sehr wenigen — im ganzen vier — mit rein daktylischem Tonfalle (S. 39); die drei Gesetze sind nicht gleichmäßig gebaut, was nur noch zweimal in frühen Gedichten begegnet; es ist ferner das einzige mit einem jahreszeitlichen Eingange, und die Gedanken, noch ganz herkömmlich, sind ohne innere und äußere Vermittlung. Daß die Frau den Dichter „bis in den Tod verwundet" hat, paßt zu den anderen frühen Gedichten mit ihrem soldatischen Untertone, wenn das vielleicht auch nur die Wiederholung

eines unendlich häufig im Minnesange begegnenden Zuges ist. Der Dichter schildert die Schönheit seiner Frau in weitschweifiger Aufzählung ihrer Reize, was sonst auch nur noch einmal in einem zweifellos ebenfalls frühen Gedichte begegnet.

Dieses, 122, 1, wird aus äußeren Gründen, besonders wegen seines daktylischen Tonfalles und dann wegen der Aufzählung der einzelnen Schönheiten der Herrin, am ehesten diesem ersten Dienste zuzuweisen sein, wenn es auch reifer als das eben besprochene anmutet. Schon beginnt der echte Morungen trotz der noch schülerhaften Aufzählung sich durchzuringen. „Wie der Mond weit über Land leuchtet, so daß sein Glanz die ganze Welt umfängt, so ist mit Trefflichkeit die Schöne umwoben." Die besten Frauen im deutschen Lande werden von ihr übertroffen.

Jugendlichen Geist verrät dann deutlich das in einem fröhlichen, selbsterfundenen Tonfalle gehaltene Gedicht 139, 19, das nur noch darin welschen Einfluß zeigt, daß dieselben Reime wiederholt werden. Man könnte ihm die Überschrift „Drei Begegnungen" geben. Es ist ganz unschulgemäß in dem oben besprochenen Sinne. Auf der Heide hörte er laute Stimme und süßen Sang. Das macht ihn froh und traurig zugleich. Sie, die seine Gedanken so sorgenvoll umwarben und ungewiß zögernd umschwebten, fand er dort bei Tanz und Gesang; froh beteiligt er sich daran. — Er fand sie verborgen, allein, ihre Wange war naß. Am Morgen hatte sie ihm noch den Tod angewünscht. Der Geliebten Haß tut ihm eher wohl als das Gefühl, das ihn beseelte, als er vor ihr kniete und sie ihrer Sorge vergaß. Empfindung und Sachlage sind echt Morungisch. — Er fand sie an der Zinne allein, und er war zu ihr gesandt.[1]) Da hätte er sie wohl füglich um ihre Minne pfänden können. Er glaubte auch wirklich „die Lande mit einem Schlage verbrannt" zu haben — aber ihr süßes Liebesband hatte ihm die Sinne geblendet.

Wie hier verwendet der Dichter auch zu dem reizenden Liede 141, 15 Wendungen aus seiner Berufssprache:

> Mich wundert harte,[2]) daz ir alse zarte kan lachen der munt.
> ir liehten ougen diu hânt âne[3]) lougen[3]) mich senden[4]) verwunt.
> si brach[5]) alse tougen[6]) al in mîns herzen grunt.
> dâ wont diu guote, vil sanfte gemuote. des bin ich ungesunt.[7])

1) gesant, was übereinstimmend als gesamt, „zugesellt" erklärt wird. Aber warum sollte es nicht „gesandt" bedeuten können und der junge Dichter als Knappe zu denken sein? Das „zugesellt" wäre nur eine lästige Gedankenwiederholung — 2) sehr — 3) ohne Leugnen = unstreitig — 4) den sehnenden — 5) einbrechen, militärisch — 6) heimlich — 7) wund.

Swenne ich vil tumber ir tuon mînen kumber mit sange bekant,
sô ist ez ein wunder, daz si mich tuot under[1]) mit rede zehant.
swenn ich si hœre sprechen, so ist mir alse wol,
daz ich gesitze vil gar âne witze[2]) nochn[3]) weiz, war[4]) ich sol.

Während im ersten Gesetze die Reime des Aufgesanges im Abgesange zum Teile wiederkehren (vgl. S. 38), begegnen im zweiten dort nur neue Reime. Es ist das lehrreich, denn es zeigt, wie vorsichtig man bei der Verwertung dieser Dinge für die Entscheidung zeitlicher Fragen sein muß. Unregelmäßigkeiten wie diese begegnen bei Morungen in der frühen Zeit noch zweimal (140, 32; 137, 10).

Ganz in die kriegerische Anschauungswelt versetzt uns das Drohlied 145, 33:

Ich wil eine reise[5]). wünschet, daz ich wol gevar.
dâ wirt manic[6]) weise[6]). diu lant diu wil ich brennen gar.
mîner frouwen rîche, swaz[7]) ich des[7]) bestrîche[8]),
daz muoz allez werden vlorn[9]), si enwende[10]) mînen zorn.

Helfet singen alle, mîne friunt, und zieht ir zuo.
mit . . . schalle, daz si mir genâde tuo.
schrîet, daz mîn smerze mîner frouwen herze
breche und in ir ôren gê. si tuot mir ze lange wê.

Den Abschluß des ersten Frauendienstes bezeichnet das jugendlich-leidenschaftliche Gedicht 141, 37. Er hat sich einen Korb geholt, als er ihr sagte, ihr lieblicher Mund ließe ihn nicht in Ruhe und ihn treibe

---

1) unterkriegen, militärisch — 2) Verstand — 3) n ist die Verneinung — 4) wohin. — Auffällig stimmt hiermit Catulls Lied an Lesbia 51 überein, das Morungen, wie S. 80 A. 1 ausgeführt wird, unmöglich gekannt haben kann, ebensowenig wie sein griechisches Vorbild:

Ille mi par esse deo videtur,	„Jener scheint den Himmlischen mir zu gleichen,
Ille, si fas est, superare divos,	Sie — verzeiht ihr Götter! — zu übertreffen,
Qui sedens adversus identidem te	Der dir sitzt gegenüber und sehn und hören
Spectat et audit	Darf, o Geliebte,
Dulce ridentem, misero quod omnes	Wie so süß du lächelst! Das raubt mir Armen
Eripit sensus mihi; nam simul te,	Alle Sinne. Kaum hab' ich dich gesehen,
Lesbia, adspexi, nihil est super mi	Sieh, da schwindet mir im beredten Munde
Vocis in ore.	Jegliche Stimme."

— 5) militärisch: „Feldzug" — 6) mancher verwaist — 7) von swaz, „alles, was" hängt der Gen. des „davon" (= vom Reiche meiner Herrin) ab — 8) mit meinem Heere überziehen — 9) verloren — 10) wenn sie nicht wendet.

der innere Zwang, diesen Mund zu bitten, er solle ihn ihr zum Dienste empfehlen und ihr einen sanften Kuß stehlen. Diesen rosigen Mund, wie haßt er ihn jetzt, obwohl er ihn nie vergessen kann! Wie ärgert es ihn, daß sie ihm so „mit Gewalt vorsaß", wir würden sagen: so übermächtig ihn besiegte. Darum ist er müde geworden und will eher in der tiefsten Hölle gesund brennen als ihr weiter dienen, ohne daß er weiß, warum.

In diesen Dienst werden sich nun noch einige Gedichte verweisen lassen können. Ist 142, 26 von Morungen, was mir nicht sicher zu sein scheint, so gehört es sicher hierher. Die Frau meint im Selbstgespräche, ein Ritter soll sich zu „guten Frauen" halten, böse, d. h. nicht vornehme, soll er fliehen. Wer sich diesen an den Hals wirft, ist töricht, denn sie verleihen keinen Hochsinn. Und doch kennt sie einen Mann, dem auch solche Frauen gut scheinen. Dann klagt sie, daß sie dem gleichgültig geworden sei, der ihr oft seinen Dienst geboten habe, und droht ihm mit ihrem Hasse, wenn er sich nicht ändern sollte. Wir werden sehen, daß der erste Frauendienst tatsächlich einer besonders vornehmen Frau gewidmet gewesen sein muß. Das würde für Morungen als Verfasser dieser Klage sprechen, die in manchem an die Lieder in Kürenberges wîse erinnert. Ich habe aber starke Bedenken gegen dieses Lied, das wenig von Morungens Art hat.

Die reizende Bitte um das Ja 137, 10 wird wegen des heiteren Tones und der Ungleichmäßigkeit der beiden Gesetze ebenfalls dem ersten Dienste angehören. Diesem möchte ich auch eines der vorzüglichsten Gedichte zuweisen, hauptsächlich wegen seines Tonfalles, der sich im zweiten Dienste ziemlich verloren ausnehmen würde (129, 14):

Sach ieman die frouwen, die man mac schouwen in dem venster stân[1])?
diu vil wolgetâne diu tuot mich âne sorgen die ich hân.
si liuhtet sam der sunne tuot gegen dem liehten morgen.
ê was si verborgen: do muoten mich sorgen:
die wil ich nu lân.

Ist ab[2]) ieman hinne, der sîne sinne her[3]) behalten habe?
der gê nâch der schônen, diu mit ir krônen gie von hinnen abe,
daȝ si mir ze trôste kome, ê daȝ ich verscheide.
diu liebe und diu leide die wellen mich beide
fürdern hin ze grabe.

Man sol schrîben kleine[4]) reht ûf dem steine, der mîn grap bevât,
wie liep si mir wære und ich ir unmære[5]); swer dan über mich gât,
daȝ der lese dise nôt und gewinne künde
der vil grôȝen sünde, die si an ir fründe her begangen hât.

---

1) die man im Fenster stehen sehen kann — 2) aber — 3) bisher — 4) zierlich — 5) gleichgültig.

Die übrigen[1]) 25 Gedichte scheinen alle in den Zusammenhang des zweiten Frauendienstes zu gehören. Eines davon, das wertvollste Gedicht Morungens (143, 22), verdankt zwar seine Anregung diesem Dienste, wurde aber sehr wahrscheinlich nicht in einen der ihm geweihten Liederkränze aufgenommen, sondern zu diesem Zwecke einer mildernden Umarbeitung unterzogen, die 130, 31 vorliegt. Ähnlich steht es um das Nebeneinander von 125, 19; 144, 17 und 147, 17. Bedenken erregt die Einreihung nur bei dem Gedichte 124, 32.

Diese vielen Gedichte müssen sich einst über mehrere Liederkränze verteilt haben. Es ist aber sehr schwer, eine alle Bedenken ausschaltende Anordnung zu finden, da sich eine schärfer gegliederte Entwicklung in diesem Verhältnisse überhaupt nicht bekundet. Wenn auch öfter getrübt, wird es doch nie, wie deutlich das erste, abgebrochen. Die Reihenfolge der Lieder in den Handschriften gibt in diesem Falle durchaus keine brauchbare Handhabe.

Ich nehme — ohne mehr als Vermutungen geben zu wollen — folgende Zusammenhänge an:

I. 134, 14; 135, 9; 130, 9.
II. 134, 6; 136, 1; 137, 27; 133, 13; 143, 4; 145, 1.
III. 132, 27; 126, 8; 125, 19; 144, 17; 147, 17.
IV. 136, 25; 127, 1; 138, 17; 147, 4; 131, 25; 123, 10.
V. 127, 34; 129, 5; 140, 11.
VI. 130, 31 = 143, 22.
Unsicher 124, 32.

Die erste Gruppe gibt die Einführung. Im ersten Gesetze von 134, 14 begründet der Dichter seine Abwendung vom ersten Dienste. Schmerzlich und unklug ist es, um den Dienst einer hochstehenden Herrin zu werben, die kein Ohr für Liebesklage hat; weise dagegen, sich an eine Stelle zu wenden, wo man dem Dienste entgegenkommt und mit der Gnade nicht kargt. Dann folgt die Einleitung in den neuen Dienst. Der Dichter bedarf wohl der Gnade. Ein Weib ob der Sonne hat er sich erkoren. Es wäre eine unüberwindliche Not, wollte die Angebetete ihn nicht so ansehen, wie sie das einst tat. Lieb ist sie ihm gewesen von Kindheit an. Er ward nur um ihretwillen geboren. Aber wo ist jetzt sein lieblicher Morgenstern hin? Ach, was hat er davon, daß seine Sonne aufgegangen ist? Sie ist ihm am Mittage zu hoch und viel zu fern und will da lange verweilen. Gern erlebte er noch den lieben Abend, wo sie sich ihm zum Troste wieder niedersenken würde.

1) Ich nehme natürlich die beiden unechten aus (S. 70 A.).

Hier hören wir stark den Grundton des ganzen Dienstes heraus, den wehmütigen Gegensatz zwischen dem Einst, wo in unbefangener Kindheit die Geliebte als freundlicher Morgenstern dem Dichter leuchtete, und dem Jetzt, wo der grelle Tag die dämmernden Hoffnungen verscheucht. An eine Erfüllung seiner Liebesträume kann der Dichter im Ernste nicht denken. Welcher Gegensatz zwischen diesem und dem ersten Frauendienste mit seinem kecken Begehren und seiner heiteren Sorglosigkeit! Dem Dichter hilft ja sein Schönheitssinn und das lebhafte Bewußtsein seines Berufes einigermaßen sein Menschenleid vergessen. Aber wenn er sich auch mit einem freundschaftlich-herzlichen Verkehre zufrieden geben möchte — das Weh dringt doch immer wieder durch, daß das Geschick eine innige Verbindung mit ihr nicht mehr gestattet. Aus 124, 32 entnehmen wir wohl den wirklichen Grund. Der Dichter wird, weil er von seinem Kinde spricht, dem er seine Liebesnot vererben will, anderweitig verheiratet gewesen sein. 147, 10 gewinnt unter diesem Gesichtswinkel eine tiefere Bedeutung als die einer nur geistreichen Wendung: iuwer minne hât mich des ernœtet, daz iuwer sêle ist mîner sêle frouwe.

In 135, 9 und 130, 9 werden die grundlegenden Verhaltungen der beiden Menschen vorgeführt. Er hat nach 135, 9 noch nie mit ihr von seiner Liebe gesprochen. Wenn er vor ihr steht, weiß sie nicht, wie es um sein Herz bestellt ist. Ihr strahlendes Lächeln in diesen Augenblicken beunruhigt ihn. Es kann ja nicht ihm allein gelten. Ihre Schönheit tötet in ihm jeden Versuch zu einem tatkräftigen Entschlusse. Er besinnt sich nun auf das Schiefe in seiner Lage. Hat es wohl je einen Mann gegeben, der so wie er nicht gewagt hätte, seine herzliche Liebe zu gestehen? Ach, warum kann er nicht wie ein Glücklicher frei sprechen? Er muß wie ein Stummer seine Not verschweigen und sich mit Gebärden behelfen. So will er ihr sein wundes Herz zeigen, indem er vor sie hinkniet und sich zu ihren Füßen neigt.[1])

Das entsprechende Gedicht 130, 9 ist leider verstümmelt. Sie hat ihm nie Krieg angesagt und geht doch immer auf seinen Schaden aus. Sie will immer noch wie eine Räuberin alle Lande mit Krieg überziehen. Denn ihre Vorzüge und Reize schlagen alle Männer, die sie ansehen, in Liebesbande und verleihen ihnen Sorgen. So ging es auch dem Dichter. Sie fing ihn gleich mit ihrem lieblichen Gruße und ihrer freundlichen Anrede. Seitdem ist er krank und im Herzen todwund. Schuld daran sind ihre hellen Augen und ihr rosenfarbener Mund.

1) Ist wohl als die S. 34 besprochene Huldigung aufzufassen.

In die zweite Gruppe habe ich die Gedichte gestellt, die sich nach der äußeren und inneren Kunst an Hausens Vorbild anschließen.

Das nur aus einem Gesetze bestehende Gedicht 134, 6 ist hinsichtlich seines Gedankenganges eines der vorzüglichsten Morungens.

Mîn herze, ir schœne und diu Minne habent gesworn
zuo ein ander, des ich wæne, ûf mîner freuden tôt.
zwiu[1]) habent diu driu mich einen dar zuo ûȝ erkorn?
ôwê Minne, gib ein teil der lieben mîner[2]) nôt.
teil ir si sô mite, daȝ si gedanke ouch machen rôt.
wünsch ich ir senens nu? daȝ wære beȝȝer gar verborn.[3])
lîhte ist eȝ ir zorn,
sît ir wort mir keinen kumber nie gebôt.

136, 1, wieder sehr gut erfunden, verbindet die auseinanderliegenden Gruppen I und IV miteinander. Denn der Dichter sagt, daß die Herrin ihm schon in der Kindheit lieb gewesen sei, und auf den Schluß bezieht er sich in dem viel späteren Gedichte 138, 17. Seine Klage geht darauf, daß er ohne Trost von ihr geschieden sei. „Und doch saß sie vor ihm lilienweiß und rosenrot, strahlend schön wie volles Mondenlicht, der Augen Wonne, aber des Herzens Tod. Obwohl sie ihm schon so lange weh getan, ist er ihr immer treu gewesen, von einem kleinen Kinde her, immer schweigend und bauend auf den verhohlenen Wahn. Aber wie oft unterwindet er sich der Torheit, vor ihr sich hinzustellen und wunders was für Sprüche zu finden[4]), wo er doch wieder von ihr scheiden muß, ohne ein Wort der Aufmunterung.[5]) Er hat so viel gesprochen und gesungen, daß er müde und heiß von seiner Klage ist. Nichts hat er erreicht, denn sie will nicht glauben, wie sehr er sie liebt und ihr ergeben ist. Hätte er nur halb so viel nach Gott gerungen, der hätte ihn vor der Zeit zu sich genommen."

137, 27 zeigt eine vorzügliche Berechnung der Frauenseele. „Soll ich dafür büßen, Herrin, daß ich dir vor allen Frauen Gutes gönne, so lasse mich nur immer in Ungnaden, wenn das deiner Trefflichkeit gut steht. Habe ich darin fehlgegriffen, so räche die Schuld, daß ich nie auf der Welt ein lieblicheres Lieb gewann. Nach seelischem Glücke sehnt sich mein Herz." In dem folgenden Gesetze hören wir dann die geschickte Verteidigung gegen den Haß der Falschen, nämlich der Umgebung der Angebeteten, mit der er immer in Streit liegt. Sie verdrehen ihm den Sinn seiner Worte. Will einer gehässig sein, so soll er wenigstens

1) wozu — 2) gib der Lieben einen Teil meiner N. — 3) vermieden — 4) vgl. S. 83 — 5) und muoȝ doch von ir ungesprochen gân. Ich fasse das ungesprochen, entgegen anderen Erklärungen, im passiven Sinne.

eine Berechtigung dazu haben. Im übrigen, so wenig frohe Tage er auch genießen mag: die sich um Freude mühen, lassen sich dadurch nicht beirren. Im dritten Gesetze wird dann der hilfreiche Rat der Geliebten erbeten. Seine Sorge sei maßlos geworden. Auffälligerweise spricht der Dichter im letzten Gesetze die Herrin nicht mehr geradezu an, sondern redet von ihr in der dritten Person. „Großes hat er ihr bisher gelobt, herzliche Liebe und ganze Treue. Wohl ihm, wenn er damit der Welt Wahrheiten verkündete. Leid täte es ihm, sollte er sich geirrt haben." Eine hoffnungsvolle Wendung schließt das an Feinheit der Berechnung unübertreffliche Gedicht.

133, 13 ist das letzte Gedicht in daktylischem Tonfalle. Ich empfinde wohl die philologischen Bedenken, ihm eine so späte Stelle anzuweisen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es früher gedichtet ist als die drei eben besprochenen; „herausgegeben" kann es aber doch wohl wegen seines Inhaltes nicht eher sein. Ebenfalls im wahrsten Sinne mit Berechnung angelegt ist doch das Vermögen, die Gedanken so im Hausenschen Sinne spielen zu lassen, offenbar noch nicht so hoch entwickelt wie in den obigen drei Gedichten. Es kommt dazu, daß das Versmaß gegen eine allzu späte Entstehung spricht. In keinem der Gedichte des zweiten Dienstes wird der Dichter so deutlich, so bitter wie hier. Leidige Blicke und große Trauer haben ihn fast zugrunde gerichtet. Sein altes Weh würde er, als wäre es neu, beklagen, wenn er nicht den Zorn der „Schimpfer" fürchtete. Wenn er also wieder um derentwillen singe, die ihn zuvor erfreute, so möge bei Gott niemand das falsch auslegen, „wan ich dur[1]) sanc bin zer werlte geborn". Eine bittere Pille! 134, 32 hatte er, fast mit denselben Ausdrücken, die Geliebte als die eigentliche Urheberin alles seines Singens gefeiert. Zu denen, die ihm sein Singen in seiner Lage falsch deuten möchten, rechnet er im stillen auch sie; auch sie macht 143, 19 mit den „Schimpfern", der Hute, gemeinsame Sache. Weiter heißt es: „Mancher spricht wohl: „Seht den an, wie der singt. Ich dachte, ihm wäre so traurig zumute". Der weiß nichts von seinem Leide. Nun will er erst recht tun, wie er's früher tat. Da er in Trauer war, da hob er sie gar nicht hoch. Dies ist die eine Not, die ihn vom Singen abbringt. Trauer ist wenig angesehen, wo die Leute froh sind." Auch hier fühlen wir die versteckte Spitze. Im dritten Gesetze preist er seines Herzens Krone und Wonne als die schöne, schöne, schöne, allerschönste: das muß er ihr zugestehen. „Alle Welt soll sie wegen ihrer Schönheit

1) um — willen.

umwerben. Es wäre noch Zeit, daß die Herrin ihn belohnte. Sonst hätte er mit seinem Lobe eine Torheit ausgesprochen." Die Bezugnahme auf die Werbungen aller Welt und der Schluß des Gesetzes lassen wieder in die Falten des Dichterherzens sehen: lauter hämische Sticheleien und verhüllte Drohungen. Im letzten Gesetze wird der Dichter ehrlicher und wärmer. „Steht er vor ihr und schaut das herrliche Gotteswunder, so findet er es so schön, daß er nicht weichen möchte. Ach, traurig muß er von dannen gehen. Es schob sich eine so trübe Wolke dazwischen, daß er keinen Glanz mehr von ihr erhält."

Die beiden noch ausstehenden Gedichte habe ich eigentlich nur ihrer Reime wegen hierher gestellt. Das erste enthält noch eine inhaltliche Beziehung zu dem eben besprochenen. Die Hauptklage Morungens ist nach 143, 4, daß sein Sang unter der Ungunst der Zeit leidet. „Wie soll er sich jemals über diese freudlose Zeit, diese Jahre des unfruchtbaren Sehnens hinweg trösten können? Einst war er so froh, als sein Herz neben der Sonne zu stehen wähnte. Durch die Wolken sah er empor. Nun muß er den Blick wieder zur Erde senken. Ach, ihn trügt so sehr sein Liebeswahn. Hat er doch nur Leid und Herzensschwere von ihr. Will sie ihn etwa deswegen meiden, weil falsches Volk sie umgibt? Es ist wahrlich ein schwacher Freundesdienst, daß sie ihm mit den anderen so weh tut. Zur Liebe hört sich kein solch kranker Freundessinn. Will sie aber die Hute auf diese Weise hintergehen, dann ist es für beide gut."

Noch mehr außerhalb des Zusammenhanges steht das lange, an einzelnen Schönheiten reiche, aber im Fortgange der Gedanken unklare Gedicht 145, 1. Auf dieses paßt besonders, was ich S. 71 über die schiefen Gedanken sagte, die bei Morungen öfter begegnen. Für dieses Gedicht ist die provenzalische Quelle bekannt. Der Dichter bekundet darin außerdem Kenntnis der Narzissussage, nach Ovids Verwandlungen 3, 416 ff.

In die dritte Gruppe stelle ich die drei noch übrigen Gedichte mit welscher Durchführung der Reime durch das ganze Gesetz und zwei inhaltlich mit dem letzten dieser drei verwandte Lieder. Mit dem ersten (132, 27) wird ein Ton angeschlagen, der in zwei Liedern der vierten Gruppe widerklingt. „Wie sollte er jemals wieder recht froh werden können, wenn ihr sein Wohl zuwider ist? Nie hat sein Leid ihr Mitgefühl erregt. Noch heute steht sie ihm so vor Augen wie damals, wo sie so lieblich zu ihm sprach und ihn anblickte. Ach könnte er immer so stehen! Sie hat ein kleines Vöglein lieb, das ihr vorsingt und ein

wenig ihr nachsprechen kann.[1]) Könnte er heimlich an dessen Stelle sein! Wohl nie würde eine Frau solch einen Vogel ihr eigen genannt haben. Die Nachtigall würde er im Gesange übertreffen. „Ach liebe, schöne Herrin mein, ich bin nun einmal dein; kannst du mein Sehnen trösten?" Das dritte Gesetz enthält dann eine alltägliche Klage und schließt mit dem schiefen Gedanken, sie habe sein Herz so eingenommen, daß für einen anderen gar kein Plätzchen bleibe, wenn ihn die rechte Liebe zu ihr angeht.

126, 8 schlägt einen anderen, in diesem Dienste bisher noch nicht gehörten Ton an, den hoffnungsvollen. Das zweite Gesetz fehlt in einer Handschrift; es ist wegen eines sinnlichen Zuges verdächtig, da diese sonst bei Morungen fehlen. Eigenartig ist der Anfang:

Von der elbe[2]) wirt entsên[3]) vil manic man.
sô bin ich von grôȥer liebe entsên.

und der Schluß: „Wenn ihre leuchtenden Augen mir durch das Herz blicken und jemand sich dazwischenstellt und mich irremacht, dem wünsche ich alles Böse. Ich muß vor ihr stehen und meine Freude anschauen, wie die kleinen Vöglein des Tages harren. Wann soll mir je eine Freude geschehen?"

125, 19 ist ein entzückter Ausbruch der Freude über ein Trosteswort. Wir vernehmen ähnliche Klänge in Morungens Dichtung noch zweimal: 144, 17 und 147, 17. Es ist wahrscheinlich, daß diese drei Gedichte einem und demselben Anlasse ihre Entstehung verdanken. Das letztgenannte kann als Gelegenheitsgedicht, das zweite als erster Entwurf eines Liedes, das zur Aufnahme in einen Liederkranz bestimmt war, angesehen werden, und das erste stellt dann die endgültige Fassung dar. Ähnlich steht es, wie wir sehen werden, mit dem Nebeneinander von 130,31 und 143,22. Ich halte es für bezeichnend, daß dem Dichter gerade die bei ihm so seltenen Gedichte in ihren Entwürfen nicht genügten, die einem glücklichen Gefühle entsprangen.

1) Catull 2: passer, deliciae meae puellae, quicum ludere, quem in sinu tenere, quoi primum digitum dare appetenti et acres solet incitare morsus . . . tecum ludere sicut ipsa possem et tristes animi levare curas. „Spätzchen, o du Wonne meines Mädchens! mit dir spielt sie, dich hegt sie am Busen; dir hält neckend sie die Fingerspitze hin zum Picken, heftig drauf zu beißen — ach wenn so mit dir ich spielen könnte, meiner Seele Trauer so zu stillen." Catull wurde erst gut 100 Jahre nach Morungen wieder entdeckt. Vgl. Benvenuto de Campesani († 1328) über die Auffindung der Hs: „. . . celebrate Catullum, cuius sub modio clausa papirus erat „. . . feiert den Sänger, dessen Dichten bisher unter dem Scheffel verschwand". — 2) „Elfe", noch nicht mit unserer Bedeutung, sondern einfach „weibliches Gespenst" — 3) bezaubert.

In der vierten Gruppe finden wir wieder einige hervorragende und inhaltlich eigentümliche Gedichte. 136, 25 klagt der Dichter über die der Frau gesetzte Hute, die bewirkt habe, daß man die Liebliche so selten sieht. „Es ist wie bei der Sonne, wenn sie untergeht. Er muß die lange Nacht sorgenvoll verleben, da er sie nicht sehen kann. Am Morgen tagt sie dann so wonnig, daß sein Auge sich über eine trübe Wolke wohl hinwegtröstet. Den Hütern will er Krieg ankündigen. Gott schuf doch die Frau dem Manne zum Schauen; ein Spiegel sollte sie sein, eine Wonne aller Welt. Was soll Gold, das vergraben ist und niemand sieht? Wehe den Ratschlägen, die man keuschen Frauen erteilt! Hute schafft auch beständigen Frauen Wankelmut. Der Dichter sah, daß ein Kranker Wasser trank, das ihm verboten war.[1])"

127, 1: „Wüßte ich, daß es verschwiegen bliebe, ich ließe euch meine liebe Herrin sehen. Wer mir das Herz entzwei bräche, der könnte sie drin sehen. Sie kam mitten durch die Augen ohne Tür herein. Ach, sollte mich ihre reine Minne ebenso empfangen! Aber ach; wenn einer so lange in einen tauben Wald hineinriefe, er erhielte doch einmal eine Antwort. Nun ertönt vor ihr so oft die Klage über meine Not — und sie erkennt diese nicht. Viele klagen ihr mit Gesange mein Leid. Sie hat die ganze Zeit geschlafen oder zu lange geschwiegen. Ein Sittich oder ein Star hätten in der Zeit das Wort „Minnen" sprechen lernen. Ich habe ihr so lange gedient: will sie sich nicht auf meine Rede besinnen? Ach, gewiß nicht, es wolle denn Gott an ihr ein großes Wunder zeigen. Ich hätte in der Zeit eher mit meiner Bitte ohne Werkzeug einen Baum niederbeugen können."

In einem dichterischen Bilde hiermit verwandt ist das schöne Gedicht 138, 17, das sich am Schlusse auf 136, 1 (S. 77) zu beziehen scheint. „Ich glaube, niemand lebt, der meinen Kummer beweint, mit dem ich mich einsam trage, als die Geliebte. Ach, warum bin ich so von Herzen in sie verliebt, daß ich gegen ihre Minne kein Königreich eintauschen möchte? Wer es mir verargt, daß ich sie im stillen liebe, der versündigt sich. Wenn ich allein bin, schwebt sie mir vor. Es ist mir dann, als käme sie durch die Wand herein. Ihre Trostesworte verscheuchen meine Trauer. Wenn sie will, führt sie mich mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinne von dannen. Ich glaube, sie ist eine Venus, denn sie ist so mächtig. Wenn sie will, kommt sie dort zum Fenster

---

1) Ovid, Amores 3, 4, 17: nitimur in vetitum semper cupimusque negata; sic interdictis imminet aeger aquis. „Immer strebt zum Verwehrten der Mensch und ersehnt das Versagte; nach verbotenem Trunk langt der Kranke mit Gier."

herein und sieht mich an gerade wie der Sonnenschein. Will ich sie dann aber betrachten, ach, dann geht sie hin zu andern Frauen. Als sie mir zuerst freudige Hoffnung ins Herz sandte, war ihre Güte der Bote dieser Freudennachricht, und ihr schimmernder Glanz sah mich mit leuchtenden Augen gütig an. Lachen begann sie heimlich aus rotem Munde. Sogleich entzündete sich meine Wonne, daß mein Sinn hoch stand wie die Sonne. — Ach, was rede ich? Mein Glaube ist schwach und gottwidrig. Soll ich ihn bitten, mich von hinnen zu nehmen? Einst tat ich das im Scherze. Ich tue wie der Schwan, der singt, wenn er stirbt. Erringt mein Sang vielleicht noch das Ziel, daß man mir meine Trauer dort nimmt, wo man von meinem Kummer erzählt?"

147, 6 ist ein überaus zartes Liedchen:

Vil süeȥiu senftiu tœtærinne,
war umbe welt ir tœten mir den lîp,
und iuch [1]) sô herzeclîchen minne,
zewâre, frouwe, gar für elliu wîp [2])?
wænet ir, ob ir mich tœtet,
daȥ ich iuch danne niemer mêr beschouwe?
nein, iuwer minne hât mich des ernœtet [3]),
daȥ iuwer sêle ist mîner sêle frouwe.
sol mir hie niht guot geschehen
von iuwerm werden lîbe,
sô muoȥ mîn sêle iu des verjehen [4]),
daȥs iuwerr [5]) sêle dienet dort
als einem reinen wîbe.

In 131, 25 fordert der Dichter, die Geliebte solle nicht allen Leuten so herzlich zulächeln, wie ihm, und ihr Aussehen nicht so lieblich gestalten. „Was hat ein anderer das an ihr zu schauen, die der Inbegriff aller meiner Wonne ist?" Auf diese unvorsichtige Äußerung der Eifersucht folgt dann wohl die tiefste der Liebesbitten unseres Dichters:

Mîner ougen tougenlîche [6]) sêje [7]),
die ich ze boten an si senden muoȥ,
die neme durch got von mir für eine flêje [8]),
und ob si lache, daȥ sî mir ein gruoȥ.
ichn [9]) weiȥ, wer dâ sanc:
'ein sitich und ein star [10]) ân alle sinne
wol gelernten, daȥ si spræchen 'Minne'.'
wol, sprich daȥ und habe des iemer danc.

1) ich euch — 2) vor allen Frauen — 3) dazu gezwungen — 4) versichern — 5) daß sie der eurigen — 6) heimliche — 7) Blicke — 8) ein Flehen — 9) ich nicht — 10) S. 81 (127, 1).

Wolte si mîn denken für daȥ sprechen
und mîn trûren für die klage verstân,
sô mües in[1]) der niuwen rede[2]) gebrechen.
owê, daȥ iemen sol für fuoge hân,
daȥ er sêre klaget,
daȥ[3]) er doch von herzen niht enmeinet,
alse jener trûret unde weinet
und ers niemer niemen niht gesaget.

Sît si herzeliebe heiȥent minne,
sône weiȥ ich, wie diu leide heiȥen sol.
herzeliebe wont in mînem sinne,
liep hæt ich gerne, leide enbære ich wol.
liebe diu gît mir
hôhen muot, dar zuo freud und wünne:
sône weiȥ ich, waȥ diu leide künne,
wan[4]) daȥ ich iemer trûren muoȥ von ir.

Wie 123, 10 beweist, hat die Geliebte dem Dichter es untersagt, sie weiter zu besingen. „Meine erste und letzte Freude war meine Geliebte, und immerdar soll sie meinem Herzen die Teuerste sein. Aber leider, mein Dichten tut ihr weh, und das schafft mir schwere Trauer. Empfände sie Freude über meinen Sang, so sänge ich ihr. Nun hat sie mirs verboten. Mein Schweigen gefällt ihr besser. Aber zu lange habe ich geschwiegen. Sollte ich wieder singen, ich täte es wie einst. Wie steht das meiner Herrin an, sich zu vergessen und mir ihre Huld zu versagen? Ach, wie schmerzt mich ihr Spott und Haß! Gebt mir doch einen Rat, ihr lieben Frauen, was ich singen könnte, so daß es etwas taugte. Ohne Freude ist Gesang wertlos. Ich habe von ihr nur das Schauen und den Gruß, den sie der ganzen Welt schuldig ist. Die Zeit ist zu lang ohne Freude und Wonne. Nun heran, wer mich neuen Sang lehren könnte!"

Diesen neuen Sang hören wir in der fünften Gruppe. 127, 34 fängt mit den berühmten Worten an:

Eȥ ist site der nahtegal,
swan si ir liep[5]) volendet, sô geswîget sie.
dur daȥ volge ich der swal,[6])
diu lieȥ dur liebe noch dur leide ir singen nie.
sît daȥ ich nu singen sol,
sô mac ich von schulden sprechen wol:
'ôwê,
daȥ ich ie sô vil gebat
und geflêhte an eine stat,
dâ ich gnâden nienen sê.'

1) nämlich Denken und Trauern — 2) Stoff zum Reden — 3) relativ „was" — 4) außer — 5) In der Handschrift steht das unsinnige liet. Die obige Verbesserung hat Rudolf Hildebrand gefunden. Sie verdient weit den Vorzug vor leit, was auch vorgeschlagen worden ist — 6) Schwalbe.

„Schweige ich und singe ich nicht, so sagen sie, mir geziemte mein Singen besser. Spreche ich aber und singe ich ein Lied, so muß ich ihren Spott und ihren Haß über mich ergehen lassen. Wie soll man nun denen leben, die mit schöner Rede einen vergiften? Ach, daß es ihnen so gut gelang und ich ihretwegen meinen Sang ließ! Ich will wiederum singen wie einst." Im weiteren beklagt der Dichter, daß er seine besten Lebensjahre und so manchen wonnigen, heiteren Tag mit dem eitlen Dienste vergeudete; daß so manche Sehnsuchtsklage zu ihr drang, ohne ihr zu Herzen zu gehen. „Lange haben Lachen, schönes Sehen und liebliches Äußere ihn betört. Sonst hat er nichts Liebes erfahren; niemand kann ihm vorwerfen, daß er sich je der Frauengunst gerühmt hätte. Er hat diese nie erfahren, nur Sorgen waren sein Teil. Von den Frauen hat er nie etwas anderes gehabt

ôwê,
wan daz ich si gerne sach
und in ie daz beste sprach."

Im Schlußgesetze betont er den Wert eines treuen Mannes, der leider diese Tugend nur mit Leid erkaufen könne. „Der ist verloren, der sich nur auf das Treusein versteht. Dessen ward ich wohl inne, denn ich bin immer treu in meinem Dienste gewesen. Ach, daß ich nie Nutzen von meiner Treue hatte! Darum bin ich an Freuden blank. Und trotzdem, wie es auch ergehn möge, ich diene weiter."

Es ist besonders dieses tiefwehmütige Gedicht, das den Gedanken nicht aufkommen lassen kann, daß der Dichter, abgesehen von dem ersten Dienste der frühen Jünglingsjahre, jemals seiner Jugendliebe untreu geworden sein könnte.

In der Handschrift folgt ein im Bau hiermit verwandtes eingesetziges Gedicht 129, 5, dem aber wohl im Zusammenhange eine andere Stelle angewiesen werden muß. Es erinnert in einem Gedanken an 136, 1 und 138, 17, vgl. S. 81. „Hätte er Gott so sehr wie sie um Gnade gefleht, sie müßte ihm nach dem Tode unbedingt gewährt werden. Niemals will er trotzdem verzagen, ihr Lob, ihre Ehre bis an sein Ende zu verkünden. Vielleicht besinnt sie sich noch eines Besseren. Dann würde auch alle seine Klage verstummen."

Auf das große Klagelied nimmt 140, 11 Bezug. Der Frau wurde des Dichters Meinung von der Umgebung entstellt überbracht. Er verteidigt sich nun. „Er habe mit seinem Oweh etwas anderes bezweckt. Seine Treue bleibe unerschütterlich. Sie ist sein Ostertag. Wenn er sie erblickt, lacht sein Herz ihr zu. Wohl ihr heute und immerdar! Das wünscht er ihr, die ihm sein altes Oweh genommen, ihm dafür Freude

gegeben hat.“ Es folgt eine im Zusammenhange sehr verloren dastehende neue Klage, daß sie sein Sehnen nicht erhören will.

Dieses Gedicht, auf den weiteren Hörerkreis der Hofdamen berechnet, scheint mir mehr zu sagen, als man hinter ihm suchen möchte. Der merkwürdig zurückhaltende Ton steht in einem auffälligen Gegensatze zu dem Inhalte, der von einer deutlichen Wendung im Verhalten der Geliebten Kunde gibt. Aber der Dichter verschweigt mehr, als er sagt.

Es ist jetzt wohl die Zeit gekommen, in die uns die sechste Gruppe versetzt: die endliche Gewährung. In zwei Gedichten ist uns der Widerschein der glücklichen Stunde erhalten. Den Eindruck selbst gibt uns 143, 22 wieder, das Tagelied. Es würde allein genügen, dem Dichter einen hervorragenden Platz auf dem deutschen Dichterberge zu sichern. Ein Tagelied im eigentlichen Sinne ist es nicht: es ist Tageliedstimmung, von der Erinnerung wieder wachgerufen, wie sie den beiden Liebenden kommt. Aus dem Gegenwechsel hören wir die Verschiedenheit der Gefühle der beiden heraus. Noch einmal spricht der ganze Morungen zu uns, der schönheitstrunkene Schwärmer für schimmerndes Licht, der Mann mit dem weichen Herzen, das keine Frauenträne ertragen kann. Trotz ihrer scheinbaren Zusammenhanglosigkeit werden die vier Gesetze doch von höheren Einheiten zusammengefaßt. Einheitlich ist die Stimmung, die durch die Wiederholung der Schlußzeile festgehalten wird, und dann die Empfindung, die sich in naturgemäßer Folge und der Eigenart des Dichters entsprechend entwickelt. Dieses einfache, völlig ursprüngliche Lied mag an Wert die meisten mittelhochdeutschen übertreffen, selbst Walthers berühmtes „Unter der Linde“ — bei dem ein deutlich fühlbarer Widerspruch zwischen den Gefühlen des Mädchens und der anzunehmenden Lage, in der sie zum Sprechen kommt, den wahren Genuß trübt —; nur das Falkenlied S. 12 kann ihm gleich gewertet werden.

'Ôwê [1]) sol aber [2]) mir iemer mê geliuhten dur die naht
noch wîȝer danne ein snê ir lîp vil wol geslaht [3])?
der trouc [4]) diu ougen mîn. ich wânde, eȝ solde [5]) sîn
des liehten mânen schîn. dô tagete eȝ.'

'Ôwê, sol aber er iemer mê den morgen hie betagen [6]),
als [7]) uns diu naht engê [8]), daȝ wir niht dürfen [9]) klagen?
owê, nu ist eȝ tac, als er mit klage pflac [10]),
do er jungest bî mir lac. dô tagete eȝ.'

1) ach — 2) wieder — 3) geartet, gestaltet — 4) trog — 5) müßte — 6) den Tag abwarten — 7) wenn — 8) flieht — 9) brauchen = daß wir nicht zu kl. br., wenn uns d. N. fl. — 10) wie damals, wo er darüber klagte.

'Ôwê, si kuste âne zal in deme slâfe mich.
dô vielen hin ze tal[1]) ir trehene nider sich[2]).
iedoch getrôste ich sie, daz si ir weinen lie
und mich alumbevie[3]). dô tagete ez.'

'Ôwê, daz er sô dicke[4]) sich bî mir ersehen[5]) hât!
als er endahte[6]) mich, sô wolte er sunder wât[7])
mîn arme schowen blôz. ez was ein wunder grôz,
daz in des nie verdrôz. dô tagete ez.'

In einen der Liederkränze, die dem Dienste gewidmet waren, konnte dieses Tagelied nicht gut aufgenommen werden. Seine Stelle vertritt da 130, 31, das in einigen Zügen deutlich daran erinnert:

Ich hân si für alliu wîp
mir ze frouwen und ze liebe erkorn.
minneclîch ist ir der lîp.
seht, dur daz sô hab ich des gesworn,
daz mir in der werlte niht[8])
âne si sol lieber sîn:
swenn aber si mîn ouge an siht,
seht, sô tagt ez in dem herzen mîn.

'Ôwê, des scheidens des er tete
von mir, dô er mich vil senende lie.
wol aber mich der lieben bete
und des weinens, des er dô begie,
dô er mich trûren lâzen bat
und hiez mich in freuden sîn.
von sînen trehenen wart ich naz (= nordthür. nat)
und erkuolte[9]) iedoch daz herze mîn.'

Der durch sîne unsælikeit
iemer arges iht von ir gesage,
dem müez allez wesen leit,
swaz er minne und daz im wol behage.
ich fluoche in unde schadet in niht,
dur die ich ir muoz fremde sîn:
als aber si mîn ouge an siht,
sô taget ez mir in dem herzen mîn.'

'Owê waz wîzents[10]) einem man,
der nie frouwen leit noch arc gesprach
und in aller êren gan?
durch daz müejet mich sîn ungemach,
daz si in grüezent über al
unde zuo im redende gânt
und in doch als einen bal
mit ir bœsen worten umbe slânt.[11])'

1) hernieder — 2) niedersich, wie noch heute „hintersich, fürsich" — 3) innig umfing — 4) vielfach — 5) sich im Anschaun verlieren. — 6) aufdeckte — 7) ohne Gewand — 8) nichts — 9) es wurde kalt — 10) werfen sie vor — 11) schlagend herumjagen.

Von Morungens Gedichten habe ich nun nur noch eines zu besprechen, 124, 32. Er spricht von seiner Liebe und Klage; das letzte Gesetz bringt einen ganz eigentümlichen Gedanken:

Mîme kinde wil ich erben dise nôt
und diu klagenden leit, diuch hân von ir.
wænet si dan ledic sîn, ob ich bin tôt,
ich lâz einen trôst doch hinder mir,
daz noch schœne wirt mîn sun,
daz er wunder ane gê [1]),
alsô daz er mich reche
und ir herze gar zerbreche,
sô sin [2]) alsô rehte schœnen sê.

Die Bedenken, die der Einreihung dieses Gedichtes in den zweiten Frauendienst begegnen, rühren von den einleitenden Worten her. „Hätte ich nicht so viel Tugenden von ihr vernommen, und von ihrer Schönheit nicht so viel gesehen, wie wäre sie mir dann so zu Herzen gekommen?" Ähnlichen Wendungen begegnen wir im Minnesange oft, aber für unseren der Jugendgeliebten geweihten Dienst scheinen sie doch sehr wenig zu passen. Anderseits spricht der Bau des Gesetzes gegen eine frühe Entstehung, wie auch wohl die Erwähnung des eigenen Sohnes, dem er seine Liebe vererben will. Aber einen dritten Dienst anzusetzen ist ebenfalls kaum angängig. Es müßte dann von den Liedern, die diesem Dienste entsprungen wären, nur dieses eine erhalten geblieben sein; denn die anderen reihen sich alle ohne erhebliche Bedenken in die beiden bekannten Zusammenhänge ein. Und da es überhaupt bei einem Dichter von Morungens Eigenart sehr mißlich wäre, seinen Treuversicherungen nicht zu glauben oder anzunehmen, daß ein Bruch des zweiten Verhältnisses habe eintreten können, wo so viele uns bekannte Möglichkeiten doch nicht zu einem solchen geführt haben, so ist es vielleicht doch am geratensten, die geäußerten Bedenken gegen die Zuweisung dieses Gedichtes an den zweiten Dienst zurücktreten zu lassen.

Wir verlassen die Sonderpfade dieses Dichters, der keine Schule gründete und gründen konnte, um uns seinem Widerspiele zuzuwenden, dem ganz schulgemäßen und für unendlich viele maßgebenden Reimar von Hagenau. Die Mitwelt hat Morungen wenig, Reimar um so mehr beachtet und geschätzt. Die Nachwelt muß und kann mit größerer Berechtigung den Ruhm nach Verdienst verteilen, und da kann kein Zweifel bestehen, wessen Dichten schwerer wiegt.

---

1) ane gê „aufgehe", von Keimen und Gewächsen; also, daß er wunderbar aufwachse. Diese Vermutung Haupts verdient den Vorzug vor dem handschriftlichen ane ir begê — 2) wenn sie ihn.

VI. Von Reimar von Hagenau bis Walther von der Vogelweide.

Reimar, von dessen Lebensschicksalen wir nur sehr wenig Sicheres wissen — wahrscheinlich stammt er aus der elsässischen Stadt Hagenau, dichtete in Österreich und starb etwa im zweiten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts — hat bei Zeitgenossen und in der Nachwelt ein Lob geerntet, dessen Berechtigung wir, soweit wir nur sein Dichten, und nicht auch seine Tonkunst berücksichtigen, durchaus nicht einsehen können. Gottfried von Straßburg, gewiß ein Dichter ersten Ranges, feiert ihn (Tristan 4775) als den Fürsten der Minnesänger seiner Zeit. Er führe die Schar der Nachtigallen und trage in seiner Zunge versiegelt aller dœne houbetlist, die höchste Kunst des Gesanges. Unbegreiflich erscheint für Gottfried die Mannigfaltigkeit seiner süßen und schönen Töne; die Zunge des Orpheus sei hier wieder zu neuem Leben erwacht. Und Walther von der Vogelweide weiht dem toten Meister einen ergreifenden Nachruf 82, 24:

Ôwê, daz wîsheit unde jugent,
des mannes schœne noch sîn tugent
niht erben [1]) sol, sô ie der lîp erstirbet!
daz mac wol klagen ein wîser man,
der sich des schaden versinnen kan.
Reimâr, waz guoter [2]) kunst an dir verdirbet!
du solt von schulden [3]) iemer des geniezen,
daz dich des tages wolte nie verdriezen,
dun spræches [4]) ie den frouwen wol.
des suln si iemer danken dîner zungen.
hetst anders niht wan eine rede gesungen,
'sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!' dû hetest alsô gestriten
an ir lop, daz elliu wîp dir gnâden solten biten.

Dêswâr, Reimâr, dû riuwes [5]) mich
michels [6]) harter [7]) danne ich dich,
ob dû lebtes und ich wær erstorben.
ich wilz bî mînen triuwen sagen:
dich selben wolt ich lützel klagen,
ich klage dîn edelen kunst, daz sist verdorben.
dû kundest al der werlte freude mêren,
sô duz ze guoten dingen woltes kêren.

1) sich vererben — 2) Genetiv des Teiles, von waz abhängig = wieviel gute K. mit dir dahinschwindet — 3) mit Recht — 4) daß du nicht sprachst. Sinn: daß du unverdrossen immer Gutes von den Frauen verkündetest — 5) dauerst — 6) viel — 7) stärker.

mich riuwet dîn wol redender munt und dîn vil süeʒer sanc,
daʒ die verdorben sint bî mînen zîten!
daʒ du niht eine wîle mohtest bîten[1])!
sô leiste ich dir geselleschaft: mîn singen ist niht lanc.
dîn sêle müeʒe wol gevarn, und habe dîn zunge danc.

Reimar hat also bis in die Tage hineingelebt, wo auch der jedenfalls beträchtlich jüngere Walther schon seine Lebenssonne sinken sah. Von Bedeutung ist das Streiflicht, das aus Walthers Worten auf das uns sonst unbekannte seelische Verhältnis der beiden fällt. Die beiden Männer hat offenbar keine herzliche Freundschaft verbunden. Aber während Walthers Größe den Mann und das Werk auseinanderzuhalten versteht und der Kunst des Älteren unbeschränktes Lob gönnt, fühlen wir heraus, daß Reimars eitler und beschränkter Geist dem größeren Nebenbuhler gegenüber keiner Gerechtigkeit fähig gewesen sein wird. Begreiflich, weil Walthers überragende Erscheinung von Reimar unmöglich mit anderen Augen als denen des Neides gesehen werden konnte.

Ein genaueres Eingehen auf Reimars Dichtung bestätigt uns allerorten den wenig ansprechenden Eindruck von Reimars Denkweise, den schon der erste flüchtige Einblick erweckt hat. Das rührt zu allererst von dem schlechtverhüllten selbstsüchtigen und selbstgerechten Grundtone seines Wesens her. Nur er benimmt sich und denkt immer tadellos und wird nie müde, das aller Welt zu verkünden. Vor seinem Spiegelbilde steht er mit gefallsüchtiger Spreizung und zupft sich aus seiner im Grunde wenig geschmackvollen Tracht immer neue Auffälligkeiten heraus, um damit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Denn dies, sich beachtet zu wissen, rings ein erstauntes Tuscheln zu hören, das er natürlich auf seine Reize und seinen süeʒen kumber deutet, das ist ihm Lebensinhalt und Lebenszweck. Aber damit will er ja nicht etwa gegen den Stachel der Götzin Mode löcken, die den Wagen lenkt, an dem seinesgleichen ziehen. Ängstlich ist er darauf bedacht, in allem peinlich modisch zu erscheinen, was besonders auffällig dann immer zutage tritt, wenn ihn der Zusammenhang dazu führt, von den Frauen etwas zu sagen, was nach Tadel aussehen könnte. In den Fällen vergißt er nie, sich sofort mit hörbarem Rucke zu entschuldigen. Daß unter diesen Umständen die vom Standpunkte des Mannes aus gedichteten Lieder ohne frische Säfte sind, ist begreiflich. Weniger, daß die bei weitem überwiegenden Klagen wegen versagter Gunst immer streng dieselbe Richtung bewahren. Man merkt nirgends ein

1) warten.

Fortschreiten oder eine Vertiefung, und unwillkürlich muß man an den kgl. preußischen Kiefernforst denken, wo auch alle Bäume, einander zum Verwechseln ähnlich, so in Reih und Glied stehen und völlig vergessen lassen, wie reizvoll auch Föhren sein können. Es hat daher keinen Zweck, nach etwaigen Zusammenhängen in diesen Gedichten zu suchen. Von höherem Werte sind im allgemeinen die Gedichte, die Frauen in den Mund gelegt werden. Hier sucht der Dichter Vertiefung und Zergliederung der Gefühle.

In etwas wunderlichem Gegensatze zu dem äußeren Schliffe steht bei Reimar das im Grunde Gewöhnliche seines Fühlens und Denkens. Seine grobsinnliche Art grinst oft genug unter der glatten aufgeleimten Deckschicht hervor, wenn diese abblättert. Schöne Auflage, aber innen ganz gewöhnliches Holz. So findet man bei ihm auch eine ganze Reihe von Geschmacklosigkeiten, wie sie die angeborene Vornehmheit Hausens und Morungens nie zugelassen hätte.

Bedeutend ist der Dichter nur in Äußerlichkeiten. Seine Töne haben jede Abhängigkeit von welschen Mustern abgelegt, die noch bei Morungen so stark bemerkbar war. Die Gesetze Reimars sind unstreitig gefällig und kunstvoll gebaut. Geschmacklos in Reim oder Tonfall ist wohl nur ein Gedicht (198, 4). Angenehm ins Ohr fällt dann, außer der geschickten Kunst reinen Reimes, die mâze des Dichters in der Wahl der Reimworte, die sich noch von jener späterhin so häufigen anwidernden Jagd nach möglichst seltenen und auffälligen Wörtern an den Zeilenschlüssen fernhält. Sehr wahrscheinlich wirkt hier die von Gottfried so gepriesene musikalische Befähigung des Dichters mit, die wir nicht nachprüfen können, aber an der zu zweifeln wir keinen Grund haben. Anerkennung verdient ferner die Gabe des Dichters, einen Gedanken nach Hausens Vorgange folgerichtig auszudenken, wenn ihm auch das eigentlich Geistreiche abgeht und an dessen Stelle mehr Spitzfindigkeiten treten. Die hohe künstlerische Bedeutung des an überraschender Stelle erscheinenden einfachen Gemein-Gedankens oder -Gefühls hat Reimar allerdings nicht erkannt, und ebensowenig versteht er es, zur rechten Zeit aufzuhören, so daß die meisten der längeren Gedichte schließlich ermüden.

Wenn sich unter den vielen Gedichten Reimars auch eine ganze Anzahl findet, an denen durchaus nichts auszusetzen ist, so erscheint das Werk als solches uns doch unerquicklich, wenn man von den frischen Wiesen herkommt, auf denen Morungens Dichten blüht, und wenn man den Höhenweg bereits vor sich sieht, auf dem Walther einherschreitet. Der Leser gestatte daher, daß ich ihn, ohne weitere Proben zu geben, weiterführe.

Wir kommen noch, ehe wir zu Walthers Pfaden einbiegen, an zwei Erscheinungen vorbei, die nicht übersehen werden dürfen. Hartman von Aue und Wolfram von Eschenbach sind zwei der glänzendsten Namen unserer mittelalterlichen Dichtung. Doch kann eine Würdigung beider nur an ihre großen Heldengedichte, nicht an die wenigen Lieder anknüpfen, die wir von beiden besitzen. Während Hartmans Lieder in keiner Weise den Durchschnitt überragen, bezeugen die Wolframs den eigenartigen großen Geist ihres Urhebers. Wolframs Tagelieder sind die ältesten einer unübersehbaren Schar von Genossen, wenn man von dem S. 9 erwähnten absieht. Wahrscheinlich hat der Dichter auch wirklich als erster in Deutschland sich in dieser welschen Liedgattung versucht. Sein Vorbild ist später nie wieder erreicht worden.

Der Wächter:

'Sîne klâwen[1]) durh die wolken sint geslagen.
er stîget ûf mit grôȥer kraft;
Ich sich in grâwen[2]) tegelîch[3]), als[4]) er wil tagen,
den tac, der im gesellescaft

Erwenden[5]) wil, dem werden man,
den ich mit sorgen în[6]) verlieȥ.[6])
ich bringe in hinnen, ob ich kan:
sîn manegiu tugent mich daȥ leisten hieȥ.'

Die Frau:

'Wahter, du singest, daȥ[7]) mir manege freude nimt
unde mêret mîne klage.
Mære du bringest, der[8]) mich leider niht gezimt,
eines morgens gegen dem tage.

Diu solt du mir verswîgen gar:
daȥ biute ich den triuwen dîn,
des lôn ich dir, als ich getar[9]).
sô blîbet hie der trûtgeselle mîn.'

Der Wächter:

'Er muoȥ et[10]) hinnen balde und âne sûmen sich:
nu gib im urloup, süeȥeȥ wîp.
Lâȥe in minnen her nâch sô verholne dich,
daȥ er behalte êr und den lîp.

---

1) Klauen — 2) sehe ihn grauen — 3) täglich, im umgekehrten Sinne von 'nächtlich' — 4) als ob — 5) abbringen von G. — 6) hinein ließ — 7) was — 8) Gen. Plur., abhängig von niht, bezogen auf den neutralen Plural (diu) mære — 9) wage — 10) nun einmal.

Er gab sich mîner triuwe alsô,
daʒ ich in bræhte[1]) ouch wider dan.
eʒ ist nû tac: naht was eʒ, dô
mit drucke an brust dîn kus mirn an gewan.'[2])

Die Frau:

'Swaʒ dir gevalle, wahter, sinc und lâ den hie,
der minne brâht und minne empfienc.
Von dînem schalle ist er und ich erschrocken ie.
sô[3]) ninder[4]) morgenstern ûf gienc
Ûf in, der her nâch minne ist komen,
noch ninder lûhte tages lieht:
du hâst in dicke[5]) mir benomen
von blanken armen, und ûʒ herzen nieht.'

Der Dichter erzählt:

Von den blicken, die der tac tet durh diu glas[6]),
und dô der wahter warnen sanc,
Siu muose erschricken durch[7]) den, der dâ bî ir was.
ir brüstelîn an brust siu twanc.
Der rîter ellens[8]) niht vergaʒ,
— des wolt in wenden[9]) wahters dôn —:
urloup nâch unde nâher baʒ
mit kusse und anders gab in minne lôn.

Wir kommen zu Walther von der Vogelweide.

Die überragende Bedeutung dieses Sängers wird auch von den Fremden willig anerkannt. Jeanroy stellt Walther ohne Bedenken über den bedeutendsten der französischen Liederdichter: er habe es verstanden, trotz des übermächtigen Einflusses einer Zeitrichtung, die dem selbständigen Denken wahre Daumenschrauben anlegte, ursprünglich frisch, sinnig und herzlich und damit seiner Stammesart treu zu bleiben. Von allen altdeutschen Dichtern ist Walther der einzige, der auch in unserer Zeit noch mit unmittelbar empfundener Wärme auf den Leser einwirkt. Bei ihm brauchen wir nicht, wie bei Wolfram und dem Nibelungenliede, erst eine mehr oder minder mühsame Schalen- oder Absplitterungsarbeit zu leisten, ehe wir zum wertvollen Kerne gelangen, oder wie bei Gottfried von Straßburg erst eine eigene und vielen nicht zusagende Aussichtskanzel zu ersteigen, ehe wir genießen können. Mit Recht zählen

1) Konjunktiv, weil den Gedanken des Ritters enthaltend. „Er vertraute sich mir unter der Bedingung an, daß ich ihn . . .“ — 2) Nacht war es, als dein Kuß . . . ihn mir abgewann, d. h. als er, der bis dorthin meinem Schutze anvertraut gewesen war, der Deine wurde. — 3) einen Hauptsatz — trotz der Stellung des Prädikats — einleitend: So ging . . . auf, noch leuchtete . . . — 4) nie — 5) oft — 6) die Scheiben — 7) um — willen — 8) Stärke — 9) abbringen.

wir ihn den Größten unseres Volkes zu und weisen ihm einen Ehrenplatz an neben Goethe und Schiller.

Über Walthers Leben ist uns nur sehr wenig Tatsächliches bekannt. Nicht einmal ob sein Zuname ein wirklicher oder nur angenommener ist, hat sich mit einiger Sicherheit ausmachen lassen. Das letztere hält ein so umsichtiger und in die Tiefe gehender Gelehrter wie Konrad Burdach für das Wahrscheinlichere. Im Grunde kommt auch nichts darauf an, ob in Tirol oder Böhmen oder sonstwo sein jedenfalls sehr bescheidenes Vaterhaus den Herdrauch in den Wald verziehen ließ. Er ist unser aller. Gewiß ist aber, daß Walther in Österreich seine Jugend verlebte und daß er sich immer dorthin als nach seiner Herzensheimat zurücksehnte. Er stammte jedenfalls aus sehr einfachen Verhältnissen, nicht aus edlem, freiherrlichem Geschlechte, sondern aus dem Stande der milites, wie die Dienstmannen von Freiherren oder die Afterdienstmannen der weltlichen und geistlichen Fürsten hießen, die zwischen sich und diesen noch die höheren Ministerialen hatten. Walther stellt sich selbst, worauf schon Uhland aufmerksam gemacht hat, den eigentlichen Rittern gegenüber. Er ist nicht im Besitze eines „geweihten Schwertes" wie jene, er ist nicht wie jene „der Siegnahme wert" — d. h. dem Stande nach —; ihm fehlen „Mannheit, Silber und Gold", die Kennzeichen des Edlen, der nach der von Friedrich II. erlassenen Kreuzzugordnung mit nach Jerusalem ziehen will. Walther hat sich aber auch, wie Konrad Burdach überzeugend ausführt, nie als Ritter von Beruf gefühlt. Sein Stolz war seine Kunst und sein Volkstum. Wo er sich mit seinem höfischen Hörerkreise auseinandersetzt, steht er ihm immer nur als Sänger gegenüber, nicht als Standesgenosse in ihm drin. Wolfram von Eschenbach, der an sich kaum vornehmerer Herkunft, aber doch seinem Berufe nach Ritter war und sich als solcher fühlte, schleift einmal eine Spitze gegen Walther. Der Angriff zeugt von einer gewissen Geringschätzung des Minnesanges, als stände er einem Ritter nicht recht an. Aus ihm kann man mit einiger Gewißheit entnehmen, daß Walther ein Nichtritter und als solcher nicht gewöhnt war, für Ehrverletzung sofort Waffenvergeltung einzufordern, sondern diese für sich von dem Schutzherrn (s. S. 34) verlangte. Das wenige, was wir von Walthers Leben wissen, stimmt denn auch dazu, daß er bis in seine alten Tage dem Stande nach ein Dienstmann blieb, dem von seinem jeweiligen Herrn Speise und Kleidung als Lohn zustand und der den Dienst wechseln konnte, soviel ihm beliebte, ohne daß er damit irgendwie gegen ein Gefühl oder eine Anschauung verstoßen hätte, wie wir das von unserem veränderten Standpunkte aus wohl geneigt wären

anzunehmen. Nach meinem Empfinden hält Walther auch in seinen Minneliedern, besonders in denen der späteren Zeit, an einer Schranke inne, die ihn gesellschaftlich von den eigentlichen Rittern trennt.

In seinem an Wechselfällen und Enttäuschungen so reichen Leben bewahrt Walther die angeborenen Grundzüge seines Wesens mit einer bewundernswerten Treue. Kaum hat je einer unserer vorbildlichen Großen in dem Maße sich so wenig vergeben wie dieser tapfere, ehrliche und gerechte Mann. Dabei war er ein Stimmungsmensch, wie wir Ähnliches bei seinen Vorgängern nirgends, späterhin erst im 18. Jahrhunderte wiederfinden. „Heiteres Behagen und nervöse Ungeduld, übermütigste Laune und hellster Optimismus neben tiefster Niedergeschlagenheit, zorniger Unzufriedenheit, düsterster Melancholie, liebenswürdigster neckender Humor, spielende Grazie, unerschöpflicher Witz und flammender Haß, wuchtendes Pathos, glühende Begeisterung. Durch alle diese scheinbaren Widersprüche leuchtet immer des Dichters menschliches Gesicht" (Burdach). Die Grundzüge seines Wesens sind wesentlich beharrende Tugenden: mâze und stæte mit den eigenartigen Untertönen, die das Mittelalter den beiden Begriffen verleiht. Auch in den tiefsten Erniedrigungen, denen das Leben den Dichter aussetzt, wahrt er das angeborene Gefühl für diese Kennzeichen vornehmer Gesinnung und Gesittung. Er kann denn auch gegen keinen so scharf werden wie gegen denjenigen, der ihm das Walten dieser Tugenden zu erschüttern scheint.

Eine grüblerische Anlage führt den Dichter schon früh dazu, über die Welt nachzudenken. Jugend und Alter begegnen sich da in Anklage und Weltschmerz; der Mann zwischen inne will lieber erziehen, mahnen, tadeln und strafen. Nur selten finden wir den Ausdruck der Freude am Leben, aber auch nie den verzweifelter Hoffnungslosigkeit. Der Dichter ist sich der Gefahren für den künstlerischen Gehalt seiner Gedichte wohl bewußt, die eine Nachgiebigkeit diesem Hange gegenüber in sich bergen mußte, und richtet danach, wie vielfach deutlich zu sehen ist, seine Rede ein. Dem Inhalte aber verleiht trotzdem der ernste Unterton auch in den frühen Liedern bereits etwas Gereiftes, Männliches, das vorteilhaft von dem Tändelnden und Unmännlichen des sonstigen Minnesanges absticht. Im Zusammenhange damit wird es stehen, wenn in Walthers Liedern, im großen Gegensatze zu denen Reimars, nur sehr selten die Persönlichkeit des Dichters selbst im Mittelpunkte steht, sondern meist und schon sehr früh etwas Allgemeines.

Einen wesentlichen Zug Waltherschen Wesens würde ich unerwähnt lassen, wenn ich von seinem Humor schweigen wollte. Meist liebens-

würdig oder schalkhaft kann dieser auch gelegentlich beißenden Spott erzeugen, wird aber nie ungerecht oder menschenfeindlich. Er äußert sich vielfach in Witz, lustiger Übertreibung und Schelmenernst, und für den ganzen Mann kennzeichnend ist, daß er niemanden so gerne belachen läßt wie sich selbst.

Wie schon erwähnt, rückt Walther sich im Gegensatze zu Reimar und den meisten andern Minnesängern nicht selbst in den Mittelpunkt seiner Gedichte. Er hat eine andere Art, mit den Hörern zu verkehren, als diese und bildet diese je länger je mehr zur größten Kunst aus. Mit vollstem Verständnisse für die dadurch sich eröffnenden Wirkungen beschränkt sich sein Gedicht nicht auf die darin vorkommenden Menschen, sondern bezieht den Dichter und die Hörer mit hinein. Bei Morungen und Rugge fanden wir wohl Anklänge an diesen Zug, der aus dem Spielmannsliede stammt, also altüberliefert ist, aber keine Ausbildung zu einer Art rhetorischer Kunst, wie sie für Walther besonders kennzeichnend ist, die, ohne jede Beziehung zur entsprechenden des Altertums, doch vielfach an diese erinnert mit ihren Verschweigungen, plötzlichen Abbrüchen, Überraschungen.

Das Dichten Walthers in seinem ganzen Umfange zu betrachten, ist in einer Abhandlung, die sich auf den Minnesang beschränken soll, kein Raum. Die politische Dichtung Walthers, sein wertvollstes Werk, muß hier unberücksichtigt bleiben

Im Zusammenhange mit Walthers Leben gliedert sich auch der Entwicklungsgang seiner Minnedichtung in drei Abschnitte.

Der erste reicht bis zum Jahre 1198, wo Walther etwa 30 Jahre alt gewesen sein mag. Er hatte sich ein gewisses Maß gelehrter Bildung angeeignet, wie es etwa die besseren Klosterschulen vermitteln mochten, und — in Österreich — einen jedenfalls gründlichen Fachunterricht im „Singen und Sagen“, seiner Kunst, genossen, deren für sein äußeres Leben wichtigste Seite die musikalische war. Ob man in Reimar seinen wirklichen Lehrmeister wird sehen dürfen, ist nicht unbestritten, jedenfalls aber steht sein frühes Dichten unverkennbar unter dem Einflusse dieses Dichters, dessen Kunst an äußerer Anerkennung damals die aller Zeitgenossen übertraf. Einige der ältesten Gedichte Walthers stehen allerdings noch auf einer Kunststufe, die Reimar nicht mehr billigte, da sie noch daktylischen Tonfall zeigen (S. 39). Wenn sie frischer erscheinen als Walthers spätere nach Reimars Art gedichteten Lieder, könnte dies — ähnlich wie bei Morungen — darauf deuten, daß auch Walther, ehe er seine eigenen Töne fand, eine Zeitlang seine Ursprünglichkeit der Erfindung einem höher erscheinenden Vorbilde zuliebe unter-

drückt hat. Es handelt sich um die beiden Gedichte 39,1 und 110,13. Die Zuversichtlichkeit in dem zweiten Gedichte spricht für eine sehr frühe Entstehungszeit. Wir können aus beiden Gedichten etwa entnehmen, wie sich in der Südostecke Deutschlands das frühe Minnelied entwickelt haben würde, wenn nicht Reimars Kälte wie ein Reif dieses sprossende Grün getötet hätte.

39, 1. Uns hât der winter geschadet über al.
heide unde walt die sint beide nû val,
dâ manic stimme vil suoȝe inne hal.[1])
sæhe ich die megde an der strâȝe den bal
werfen! sô kæme uns der vogele schal.

Möhte ich verslâfen des winters gezît!
wache ich die wîle, sô hân ich sîn nît[2]),
daȝ sîn gewalt[3]) ist sô breit und sô wît.
weiȝgot er lât ouch dem meien den strît[4]):
sô lise[5]) ich bluomen, dâ rîfe nû lit.

110, 13. Wol mich der stunde, daȝ ich sie erkande,
diu mir den lîp und den muot hât betwungen.
sît deich[6]) die sinne sô gar an sie wande,
der si mich hât mit ir güete verdrungen[7]).
daȝ ich von ir niht gescheiden enkan,
daȝ hât ir schœne und ir güete gemachet
und ir rôter munt, der sô lieplîchen lachet.

Ich hân den muot und die sinne gewendet
an die vil reinen, die lieben, die guoten.
daȝ müeȝ uns beiden wol werden volendet,
swes ich getar[8]) an ir hulde gemuoten.[9])
swaȝ ich der freuden zer werlte ie gewan,
daȝ hât ir schœne und ir güete gemachet
und ir rôter munt, der sô lieplîchen lachet.

Dagegen zeigt, was weiterhin an Minneliedern Walthers in diese erste Zeit zu versetzen sein dürfte, einen deutlichen Abstieg der Kunst in jeder Hinsicht, abgesehen von dem rein Äußerlichen und vielleicht der strafferen Zusammenhaltung der Gedanken. Walther, der als Art Hofdichter am „wonniglichen Hofe" zu Wien nur bei der höfischen Gesellschaft Anerkennung sucht, will nur der Dolmetsch des höfischen Geschmackes sein. So bringt er sein Lied in die Form des herkömmlichen Frauendienstes und läßt, wie Hausen und Reimar, das Gefühl hinter

1) erscholl — 2) so bin ich ihm gehässig — 3) Herrschaft; vgl. Hebbels Winter, „der auf dem Thron des Lebens sitzet" — 4) den Streit lassen = ihm weichen — 5) lese — 6) daß ich — 7) hat sie mich von diesen Sinnen verdrängt — 8) wage — 9) ansinnen, verlangen von (eines Dinges an einen).

dem Gedanklichen ganz zurücktreten. So vernehmen wir auch bei ihm neben geschmacklos geklügelten Sachen, wie dem berüchtigten

ich minne, sinne, lange zît:
versinne Minne sich,
wie si schône lône mîner tage

oder dem wenig dichterischen Tageliede — friuwentlîchen lac ein ritter wol gemeit an einer vrouwen arme —, jene eintönigen Klagen über die versagte Huld und die verlorne Zeit des Dienstes; wir erfahren von des Dichters wân und gedinge, ohne daß wir uns für seine Hoffnungen erwärmen könnten, weil die Frau aus dem Nebel der Ferne, in die der Dichter sie noch bannt, nicht deutlich hervortritt. Aber doch verrät sich Walthers Art auch in diesen Gedichten schon, wenn auch lange noch nicht in ihrer Kraft. Einen großen Raum nehmen unter diesen strenghöfischen Sachen die auf grübelndem Nachdenken fußenden Erklärungen von Wesen und Arten der Minne ein. Kaum läßt der Dichter einmal die Gelegenheit vorüber, allgemein geltende Weisungen zu geben, und die geäußerten Tadel sind weniger persönliche Vorwürfe als solche Anklagen, in denen sich schon der spätere Wiederentdecker natürlicher Liebe ankündet. „Gemeine[1]) liep daz dunket mich gemeinez leit" sagt in einem noch blassen, unlebendigen Zwiegespräche 70, 22 die Frau. So meldet sich das unter der höfischen Decke nicht erstickte Gefühl dafür, daß liebe zweier herzen wünne sei und nicht eine tauge (S. 46).

Allmählich aber findet Walther wohl schon in dieser Zeit über Reimar hinaus. Großen Sinn für die Natur bekundet schon das erste S. 96 mitgeteilte Gedicht. Das war nun gar nicht Sache des strenghöfischen Minnesanges, wie Hausens und Reimars Schweigen allen Reizen der Jahreszeiten gegenüber bekundet, und Walther schloß denn auch anfangs die Natur fast ganz aus. Aber sie meldet sich wieder, erst leise, dann mächtiger und mächtiger im künstlerischen Gewissen des Dichters. Meines Erachtens liegt kein Grund vor, alle Hineinbeziehungen der Natur in das Minnelied, die wir bei Walther finden, erst für den zweiten Abschnitt des Lebens unseres Sängers anzusetzen.

Von Walthers Minneliedern in Reimars Art gebe ich ein paar Proben. Das vielbewunderte 'Sô die bluomen ûz dem grase dringent' ist mit seiner schließlichen Verneinung der Natur der Art Reimars noch verwandt, während das an letzter Stelle genannte mit seinem prachtvollen Naturbilde die Kunst Walthers am Schlusse seiner Lehrjahre vortrefflich vertritt.

1) gemeinsame Freude.

52, 23. Mîn frowe ist ein ungenædic wîp,
daʒs an mir als harte missetuot.
nû brâht ich doch einen jungen lîp
in ir dienst, und dar zuo hôhen muot.
owê dô was mir sô wol:
wiest daʒ nû verdorben!
waʒ hân ich erworben?
anders niht, wan kumber den ich dol[1]).

In[2]) gesach nie houbet baʒ gezogen:
in ir herze kunde ich nie gesehen.
ie dar under bin ich gar betrogen:
daʒ ist an[3]) den triuwen mir geschehen.
möhte ich ir die sternen gar,
mânen unde sunnen,
zeigene[4]) hân gewunnen,
daʒ wær ir, so ich iemer wol gevar[5]).

Owê mîner wünneclîcher tage!
waʒ ich der[6]) an ir versûmet hân!
daʒ ist iemer mînes herzen klage,
sol diu liebe an mir alsus zergân.
lîde ich nôt und arebeit,
die klage ich vil kleine:
mîne zît aleine,
hab ich die verlorn, daʒ ist mir leit.

Ich gesach nie sus getâne site,
daʒs ir besten friunden wære gram.
swer ir vîent ist, dem wil si mite
rûnen[7]); daʒ guot ende nie genam.
ich weiʒ wol, wieʒ ende ergât:
vînt und friunt gemeine,
der[8]) gestêts aleine[8]),
sô si mich und jen unrehte hât.

Mîner frowen darf niht wesen leit,
daʒ ich rîte und frâge in fremdiu lant
von den wîben, die mit werdekeit
lebent. der ist vil mengiu mir erkant,
und die schœne sint dâ zuo.
doch ist ir deheine,
weder grôʒ noch kleine,
der versagen[9]) mir iemer wê getuo.

---

1) leide — 2) ich nicht — 3) vgl. unser „ein Verlust an Geld" — 4) als Eigentum — 5) Beteuerung — 6) Teilungsgenetiv „derer" — 7) im geheimen sprechen — 8) von denen steht sie verlassen da — 9) deren Absage.

70, 1. Daȥ ich dich sô selten grüeȥe,
frowe, daȥ ist ân alle mîne missetât.
ich wil daȥ wol zürnen müeȥe
liep mit liebe, swaȥ [1]) von friundes herzen gât.
trûren unde wesen frô,
sanfte zürnen, sêre süenen, deis [2]) der minne
reht: diu herzeliebe wil alsô.

In gesach nie tage slîchen,
sô die mîne tuont. ich warte in alles [3]) nâch.
wesse ich, war si wolten strîchen!
mich nimt iemer wunder, wes [4]) in sî sô gâch.
si mugen von mir komen zuo deme,
der ir niht sô schône pfligt als ich: sô lâȥen [5])
denne schînen, ob si wîȥen [6]) weme.

Dû solt eine rede vermîden,
frowe: des getriuwe ich dînen zühten wol:
tætest dûs, ich woldeȥ nîden;
als die argen sprechent, dâ man lônen sol,
'hete er sælde, ich tæte im guot.'
er ist selbe unsælic, swer daȥ gerne sprichet
unde niemer diu gelîche tuot.

43, 9. Frowe, ich hœr iu sô vil der tugende jehen [7]),
daȥ iu mîn dienest iemer ist bereit.
enhæt ich iuwer niht gesehen,
daȥ schâtte [8]) mir an mîner werdekeit.
nû wil ich iemer deste tiurre sîn,
und bite iuch, frouwe,
daȥ ir iuch underwindet mîn.
ich lebete gerne, kunde ich leben.
mîn wille ist guot, nû bin ich tump:
nû sult ir mir die mâȥe geben.

'Kund ich die mâȥe, als ich niene [9]) kan,
sô wær ich zer werlte ein sælic wîp.
ir tuot als ein wol redender man,
daȥ ir sô hôhe tiuret mînen lîp.
ich bin noch tumber danne ir sît.
waȥ dar umbe?
doch wil ich scheiden [10]) disen strît.
nû tuot von êrst des ich iu bite,
und saget mir der manne muot [11]);
sô lêre ich iuch der wîbe site.'

'Wir man wir wellen, daȥ diu stætekeit
iu guoten wîben gar ein krône sî.
kumt iu mit zühten sîn gemeit [12]),
sô stêt diu lilje wol der rôsen bî.
nû merket, wie der linden stê
der vogele singen,
dar under bluomen unde klê.
noch baȥ stêt wîben werder gruoȥ [13]).
ir minneclîcher redender munt
der machet, daȥ man küssen muoȥ.

'Ich sage iu, wer uns wîben wol behaget.
wan [14]) der erkennet übel unde guot,
und ie daȥ beste von uns saget.
dem sîn wir holt, ob erȥ mit triuwen tuot.
kan er ze rehte ouch wesen frô
und tragen gemüete
ze mâȥe nider unde hô,
der mac erwerben swes er gert:
welch wîp verseit [15]) im einen vaden?
guot man ist guoter sîden wert.'

1) wo irgend es — 2) das ist — 3) sehe ihnen in allem nach „ich habe in allem das Nachsehen" — 4) warum sie es so eilig haben — 5) Wunsch — 6) vorwerfen — 7) von euch soviel Vorzüge rühmen — 8) würde schaden — 9) wie ich (es) nicht — 10) entscheiden — 11) Gesinnung — 12) froh — 13) Subjekt — 14) nur der, der . . — 15) versagt.

45,37. Sô die bluomen ûʒ dem grase dringent,
same[1]) si lachen gegen der spilnden[2]) sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
und diu kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse die si kunnen,
waʒ wünne mac sich dâ gelîchen zuo?
eʒ ist wol halb ein himelrîche.
suln wir sprechen, waʒ sich deme gelîche,
sô sage ich, waʒ mir dicke baʒ
in mînen ougen hât getân
und tæte ouch noch, gesæhe ich daʒ.

Swâ ein edeliu schœne frouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden[3])
dur kurzewîle[4]) zuo vil liuten gât,
hovelîchen, hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden[5]),
alsam der sunne gegen den sternen stât, —
der meie bringe uns al sîn wunder:
waʒ ist dâ sô wünneclîches under
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâʒen alle bluomen stân,
und kapfen[6]) an daʒ werde wîp.

Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
seht an in und seht an schœne frouwen,
wederʒ ir[7]) daʒ ander überstrîte;
daʒ beʒʒer spil, ob ich daʒ hân genomen.
owê der mich dâ welen hieʒe,
deich daʒ eine dur daʒ ander lieʒe,
wie rehte schiere ich danne kür[8])!
hêr Meie, ir müeset merze[9]) sîn,
ê ich mîn frowen dâ verlür.

42,15. Swer verholne sorge trage,
der gedenke an guotiu wîp: er wirt erlôst.
und gedenke an liehte tage.
die gedanke wâren ie mîn bester trôst.
gegen den vinstern tagen hân ich nôt,
wan daʒ ich mich rihte nâch der heide,
diu sich schamt vor leide:
sô si den walt siht gruonen, sô wirts iemer rôt.

---

1) als ob — 2) (fröhlich) leuchten — 3) mit schönem Kopfputz (aus Band) — 4) um — willen — 5) umher blickend ab und zu — 6) gaffen — 7) welches von ihnen beiden — 8) wählen würde — 9) der März.

Frowe, als ich gedenke an dich,
waȥ dîn reiner lîp erwelter tugende pfliget,
sô lâ stân! dû rüerest mich
mitten an daȥ herȥe, dâ diu liebe liget.
liep und lieber des enmein ich niht:
dû bist mir aller liebest, daȥ ich meine.
dû bist mir alleine
vor al der werlte, frowe, swaȥ sô mir geschiht.

Der frühe Tod des lebensfreudigen Erzherzogs Friedrich von Österreich († 1198) stieß den dreißigjährigen Dichter in ein ungewisses, für den zeitlichen Menschen an Enttäuschungen und Entbehrungen überreiches Leben hinaus. Der neue Herr Leopold, im Gegensatze zu seinem Bruder ein ernster, fast mönchisch gesinnter Mann, fand an Minnesang und Ritterspiel keinen Gefallen. Walther mußte sich nach einem anderen Wirkungskreise umsehen. Er wird, im buchstäblichen Sinne, ein fahrender Sänger. Damit beginnt seine zweite Schaffenszeit, die bis zum Jahre 1220 reicht. Von seinem Leben in dieser Zeit kennen wir nur die dürftigsten Umrisse; wir müssen mit vielen Lücken in unserer Kenntnis rechnen. So hat schon der zufällige Fund einer einzigen Urkunde aus dem Jahre 1204, die ganz überraschend Walther im Gefolge des Bischofs Wolfger von Passau zeigt, die früheren Aufstellungen über den Gang seines Lebens zum Teile umzustoßen vermocht. Wir finden Walther zunächst am Hofe des deutschen Königs, Philipps von Schwaben, dann im Dienste des Landgrafen Hermann von Thüringen und später beim Markgrafen Dietrich von Meißen. Ob Otto IV. ihn „angenommen" hat, ist nicht klar. Endlich nimmt den halb Verzweifelten Friedrich II. an und belohnt auch die großen Verdienste des Sängers um die Krone der Hohenstaufen und die Würde des Reiches in einigermaßen angemessener Weise. Dazwischen sind allerhand Dienstverhältnisse als denkbar anzunehmen, von denen wir nichts wissen. Die wechselnden Stellungen, die Walther bei diesen Herren einnahm, waren aber nicht mehr als die erste Stufe des Hofbeamtentums: er wurde aufgenommen in das „Ingesinde" des Herrn, in seine familia, wie der Ausdruck in den Rechtsquellen lautet, und erhielt als Entgelt den Lebensunterhalt oder auch nur gelegentliche Geschenke — so verehrte ihm nach jener Urkunde der Bischof von Passau einen Pelzmantel —, aber nicht des sehnsüchtig erstrebte Lehen (S. 34). Das erhielt erst durch Kaiser Friedrich II. der schon auf die Fünfziger lossteuernde Dichter (28, 31):

Ich hân mîn lêhen! al die werlt, ich hân mîn lêhen!
nune[1]) fürhte ich niht den hornunc[2]) an die zêhen,
und wil alle bœse herren dester minre flêhen.
der edel künec, der milte künec hât mich berâten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
mîn nâhgebûren[3]) dunke ich verre[4]) baz getân:
si sehent mich niht mêr an in butzen[5]) wîs, als si wîlent[6]) tâten.
ich bin ze lange arm gewesen âne mînen danc.
ich was sô volle scheltens, daz mîn âtem stanc:
daz hât der künec gemachet reine und dar zuo mînen sanc.

Als fahrender Sänger wendet Walther sich von dem früher ausschließlich gepflegten höfischen Minnesange zwar nicht ganz ab, aber doch mit seiner Hauptkraft der Spruchdichtung zu. Er reiht sich damit auch in seinen Stoffen jenem Stande ein, dessen Glied er durch die Aufgabe seiner österreichischen Wohnheimat geworden war, dem Stande der „Meister" (S. 115). Er ist wahrscheinlich der erste ritterliche Sänger, der diesen Schritt bewußt tut[7]). Aber welcher Unterschied zwischen Walthers Sprüchen und denen seiner Vorläufer! Diese, wie die beiden Spervogel, hatten neben der Sittenlehre und dem Frommen wohl auch gelegentlich politische Töne angeschlagen, aber nie über das enge Gehege hinübergeschaut, welches das Gut ihres jeweiligen Brotherrn von der übrigen Welt trennte. Wessen Brot sie aßen, dessen Lied hatten sie alle gesungen. Indem aber Walther den völkischen Gedanken in den Kreis der Spruchdichtung einbezog und diese Sprüche für Kaiser und Reich, für Deutschtum und Christenheit, wider die Anmaßung der kirchlichen und die Kurzsichtigkeit oder Bosheit der weltlichen Machthaber mit einem gewaltigen Empfindungsvermögen und einer ungewöhnlich tiefen und reinen Weltanschauung durchtränkte, da weitete er den Gesichtskreis der deutschen Dichtung in einem Maße, wie vor Schiller keiner seiner Nachfolger. Und wie er mit Schiller das flammende Feuer der Begeisterung und des Zornes gemeinsam hat, so rauscht wie dort auch bei ihm unser Deutsch in den mächtigsten Wogen hinreißend über einem Abgrunde tiefsten Denkens und Fühlens dahin, ohne sich je hohl zu übersteigen oder sich zu bloßem Schaume zu verflüchtigen.

Neben der politischen Spruchdichtung pflegte Walther auch in dieser Zeit den Minnesang weiter. Aber allmählich erfüllt sich dieses sein Dichten mit einem anderen Geiste. Das neue Leben mit seinen viel-

1) Jetzt nicht — 2) Februar — 3) meinen Nachbarn — 4) weit — 5) Popanz — „wie einen P." — 6) einst — 7) vgl. aber das S. 40 über Rugge Gesagte.

fachen Aufregungen und Anregungen, die erschütternden Erfahrungen für Herz und Anschauung, die ihm seine veränderte Stellung zur Gesellschaft und zum Weltbilde überhaupt vermittelten, mußten ihm mit der Zeit die Augen öffnen für das Nichtige des bisherigen Frauendienstes. Daß ihm mit einem Male diese Erkenntnis gekommen sei, ist nicht anzunehmen. Äußerlich hielt er sich noch im Rahmen des landesüblichen Minnesanges, während sein Lied innerlich schon eine gewaltige Umgestaltung erfahren hatte. Wir können, ohne im einzelnen die Entwicklung deutlich zu übersehen, im allgemeinen beobachten, wie das Blutleere, Schattenhafte, nur Gedankliche in Walthers Minnedichtung dahinschwindet, wie sie dagegen Farben, Leben, Empfindung annimmt und einen tiefen Hintergrund erhält, zu dem die Natur draußen und das im Kampfe um die völkischen und männlichen Wunschziele befestigte Gefühl der Manneswürde die Grundzüge liefern. Schon in der frühesten Dichtung, die sich noch rein in Reimars Art bewegte, hatte sich bei Walther ein Hang nach prüfender Durchdenkung der Fragen bemerkbar gemacht, die sich an das Minnewesen knüpften. Die Spruchdichtung kam diesem Hange entgegen, da ihr eigentliches Feld das Lehrhafte und Erzieherische war. So finden wir in Walthers Minnedichtung dieser Übergangszeit oft das bewußte und vom Ergebnisse unbefriedigte Suchen nach dem Rechten, bis endlich die klare Erkenntnis durchbricht, daß mit dem Frauendienste als solchem gebrochen werden müsse.

Ich gebe wieder einige Proben für diese Zeit „zwischen den Schlachten“.

65, 33. In einem zwîvellîchen wân
was ich gesezzen und gedâhte,
ich wolte von ir dienste gân;
wan daz ein trôst mich wider brâhte.
trôst mag ez niht geheizen, owê des!
ez ist vil kûme ein kleinez trœstelîn,
sô kleine, swenne ichz iu gesage, ir spottet mîn.
doch freuwet sich lützel ieman, er enwizze wes [1]).

Mich hât ein halm gemachet frô:
er giht [2]), ich sül genâde vinden.
ich maz daz selbe kleine strô,
als ich hie vor gesach von kinden.
nu hœret unde merket, ob siz denne tuo.
'si tuot, si entuot [3]), si tuot, si entuot, si tuot.'
swie dicke [4]) ichz tete, sô was ie daz ende guot.
daz trœstet mich: dâ hœret ouch geloube zuo.

1) doch freut sich wohl selten jemand, der nicht wüßte, weshalb — 2) spricht — 3) sie tut's nicht — 4) oft.

50, 19.

Bin ich dir unmære, [dich.
des enweiȝ ich niht: ich minne
eineȝ ist mir swære,
dû sihst bî mir hin und über mich.
daȝ solt dû vermîden.
ine [1]) mac niht erlîden
selhe liebe âne grôȝen schaden.
hilf mir tragen: ich bin ze vil
geladen.

Sol daȝ sîn dîn huote [2]),
daȝ dîn ouge mich sô selten siht?
tuost dû daȝ ze guote,
sône wîȝe [3]) ich dir dar umbe niht.
sô mît [4]) mir daȝ houbet,
daȝ sî dir erloubet,
und sich [5]) nider an mînen fuoȝ,
sô dû baȝ enmügest [6]): daȝ sî dîn
gruoȝ.

Swanne ichs alle schouwe,
die mir suln von schulden wol
behagen,
sô bist duȝ mîn frouwe;
daȝ mac ich wol âne rüemen sagen.
edel unde rîche
sint si sumelîche [7]),
dar zuo tragent si hôhen muot.
lîhte sint si beȝȝer: dû bist guot.

Frouwe, du versinne
dich, ob ich dir zihte mære [8]) sî.
eines friundes minne [bî.
diu ist niht guot, da ensî [9]) ein ander
minne entouc [10]) niht eine [11]),
si sol sîn gemeine [12]),
sô gemeine, daȝ si gê [mê.
dur zwei herze und dur dekeineȝ

Schärfer wird der Ton in dem selbstbewußten Liede:

72, 31. Lange swîgen des hât ich gedâht:
nu muoȝ ich singen aber als ê.
dar zuo hânt mich guote liute brâht,
die mugen mir wol gebieten mê.
ich sol singen unde sagen [kumber klagen.
und swes si gern, daȝ sol ich tuon: sô suln si mînen

Hœret wunder, wie mir ist geschehen
von mîn selbes arebeit.
mich enwil ein wîp niht an gesehen;
die brâht ich in die werdekeit [13]),
daȝ ir muot sô hôhe stât. [lop zergât.
jon [14]) weiȝ si niht, swenn ich mîn singen lâȝe, daȝ ir

Herre, waȝ si flüeche lîden sol,
swenn ich nû lâȝe mînen sanc!
alle dies nû lobent, daȝ weiȝ ich wol,
die scheltent danne ân mînen danc.
tûsent herze wurden frô [ir alsô.
von ir genâden: dius [15]) engeltent, scheide ich mich von

1) ich nicht — 2) Vorsicht — 3) vorwerfen — 4) meide — 5) sieh — 6) wenn du es nicht besser kannst — 7) manche — 8) zu etwas teuer — 9) wenn da nicht ist — 10) taugt nicht — 11) allein — 12) gemeinsam — 13) Würde — 14) fürwahr nicht — 15) die entgelten es, wenn ...

Dô mich dûhte, daȝ si wære guot,
wer was ir beȝȝer dô dann ich?
dêst ein ende: swaȝ si mir getuot,
sô mac si wol verwænen [1]) sich,
nimet si mich von dirre nôt, [sie tôt.
ir leben hât mînes lebennes êre. sterbet [2]) si mich, sô ist

Sol ich in ir dienste werden alt,
die wîle junget si niht vil.
sô ist mîn hâr vil lîhte alsô gestalt,
daȝs einen jungen danne wil.
sô helfe iu got, hêr [3]) junger man.
sô rechet mich und gêt ir alten hût mit sumerlaten [4]) an.

Die endliche, wenn auch durchaus nicht endgültige Absage an den Frauendienst erfolgt in dem schon S. 51 mitgeteilten Liede. Aber nicht Zerstören allein war Walthers Absicht. Er schuf ein neues Minnelied, das man nicht ganz richtig das Lied der niederen Minne genannt hat. S. 109fg. teile ich ein Gedicht mit, aus dem hervorgeht, daß diese Bezeichnung Walthers Beifall gewiß nicht gefunden hätte. Es ist das natürliche Liebeslied, das seit Friedrich von Hausen in Deutschland unterdrückt worden war. Daß ein Mädchen niedrigen Standes die Geliebte sein soll, ist durchaus nicht die grundlegende Absicht dieses neuen Liedes. Nur in dem ältesten hierhergehörigen Gedichte ist der niedere Stand der Geliebten absichtlich hervorgehoben, weil dies Gedicht eben, wie ja die ganze Klasse, die es eröffnet, im Gegensatze zu der bisherigen Frauenverhimmlung gemeint war. Späterhin verstummen aber solche Andeutungen ganz, so daß bei einigen dieser Gedichte, die unbedingt dieser neuen Art zuzuweisen sind, nicht nur kein Mädchen niedrigen Standes gemeint ist, sondern sogar wieder eine „Frau" im alten Sinne. Das eigentliche Kennzeichen dieser Lieder ist eben die Wiederherstellung des natürlichen Verhältnisses der beiden Geschlechter.

Das erwähnte Kampfgedicht steht 49, 25:

Herzeliebeȝ frouwelîn [5]),
got gebe dir hiute und iemer guot.
kund ich baȝ gedenken dîn,
des hete ich willeclîchen muot.
waȝ sol ich dir sagen mê,
wan daȝ dir nieman holder ist dann ich? dâ von
ist mir vil wê.

---

1) einen Glauben haben — 2) tötet — 3) Herr — 4) mit jungen Zweigen, wie eine Hexe zum Dorfe hinausgeprügelt wird — 5) Fräulein = jede Frau niedrigen Standes.

Sie verwîzent[1]) mir, daz ich
sô nidere wende mînen sanc.
daz si niht versinnent sich
waz liebe sî, des haben undanc[2])!
sie getraf diu liebe nie. [wê wie minnent die?
die nâch dem guote und nâch der schœne[3]) minnent,

Bî der schœne ist dicke[4]) haz,
zer schœne niemen sî ze gâch[5]).
liebe tuot dem herzen baz:
der liebe gêt[6]) diu schœne nâch.
liebe machet schœne wîp. [lieben lîp.
desn mac diu schœne niht getuon, sie machet niemer

Ich vertrage, als ich vertruoc
und als ichz iemer wil vertragen.
dû bist schœne und hâst genuoc:
waz mugen si mir dâ von gesagen?
swaz si sagen, ich bin dir holt,
und nim dîn glesîn vingerlîn[7]) für[8]) einer küneginne golt.

Hâst dû triuwe und stætekeit,
sô bin ich des ân angest gar,
daz mir iemer herzeleit
mit dînem willen widervar.
hâst ab dû der zweier[9]) niht, [daz geschiht!
son müezest dû mir niemer werden. owê danne, ob

Hierher gehört des berühmteste aller Gedichte Walthers, 39, 11:

Under der linden an der heide, dâ unser zweier bette was,
dâ mugent ir vinden schône beide gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal, tandaradei, schône sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen zuo der ouwe: dô was mîn friedel[10]) komen ê.
dâ wart ich empfangen, hêre frouwe[11]), daz ich bin sælic iemer mê.
kuster mich? wol tûsentstunt[12]). tandaradei, seht wie rôt mir ist der munt.

Dô het er gemachet alsô rîche von bluomen eine bettestat.
des wirt noch gelachet inneclîche, kumt iemen an daz selbe pfat.
bì den rôsen er wol mac, tandaradei, merken, wâ[13]) mirz houbet lac.

Daz er bî mir læge, wessez iemen[14]), nu enwelle[15]) got, sô schamt ich mich.
wes er mit mir pflæge[16]), niemer niemen[17]) bevinde daz, wan[18]) er und ich
und ein kleinez vogellîn: tandaradei, daz mac wol getriuwe sîn.

---

1) vorwerfen — 2) das sei ihnen nicht gedankt — 3) die Schönheit — 4) oft — 5) schnell — 6) steht — 7) gläsern Ringlein — 8) vor = eher als — 9) nichts von diesen beiden — 10) Schatz — 11) Anrufung der heiligen Jungfrau als Beteuerung — 12) tausendmal — 13) wo — 14) wüßte es jemand — 15) nicht möge es wollen — 16) eines dinges (wes) pflegen „etw. tun" — 17) niemals (k)einer — 18) außer.

Die ungemeine Zartheit dieses lieblichen Gedichtes darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es in seiner Einkleidung verzeichnet ist. Wir können die anzusetzenden Umstände, unter denen das Mädchen von ihrer süßen Stunde erzählt, unmöglich mit ihrem Wesen vereinbaren.

Eine frowe beherrscht das reizend neckische, an Einheitlichkeit das eben gehörte übertreffende Gedicht 74, 20:

'Nemt, frowe, disen kranz,'
alsô sprach ich zeiner wol getânen maget:
'sô zieret ir den tanz,
mit den schœnen bluomen, als irs ûffe traget.
het ich vil edele gesteine,
daz müest ûf iuwer houbet,
obe ir mirs geloubet.
sêt mîne triuwe, daz ichz meine.'

Si nam daz[1]) ich ir bôt,
einem kinde vil gelîch, daz êre hât.
ir wangen wurden rôt,
same diu rôse, dâ si bî der liljen stât.
do erschamten[2]) sich ir liehten ougen:
dô neic[3]) si mir vil schône.
daz wart mir ze lône:
wirt mirs iht mêr, daz trage ich tougen.[4])

Mir ist von ir geschehen,
daz ich disen sumer allen meiden muoz
vast[5]) under dougen[6]) sehen:
lîhte wirt mir mîniu: so ist mir sorgen buoz.
waz obe si gêt an disem tanze?
frowe, dur iuwer güete[7])
rucket[8]) ûf die hüete!
owê gesæhe ichs[9]) under kranze!

Ein selbständiges Gedicht ist der folgende Traum, wenn er auch im selben Versmaße gehalten ist:

75, 9. 'Frowe, ir sît sô wol getân,
daz ich iu mîn schapel[10]) gerne geben wil,
so ichz aller beste hân.[11])
wîzer unde rôter bluomen weiz ich vil:
die stênt sô verre in jener heide.
dâ si schône entspringent
und die vogele singent,
dâ suln wir si brechen beide.'

Mich dûhte, daz mir nie
lieber wurde, danne mir ze muote was.
die bluomen vielen ie
von dem boume bî uns nider an daz gras.
seht, dô muos[12]) ich von freuden lachen.
dô ich sô wünneclîche
was in troume rîche,
dô taget ez unde muos ich wachen.

---

1) was — 2) wurden schämig — 3) verneigte sich — 4) w. mir davon etwas mehr, das tr. i. heimlich — 5) fest — 6) die A. — 7) um eurer G. willen = bei e. G. — 8) rückt empor. Die Hüte saßen also so tief im Gesichte wie jetzt wieder — 9) ich sie — 10) Kranz — 11) den allerbesten, den ich h. — 12) mußte.

Den Schluß möge das folgende Liedchen bilden, das bereits einen Mißklang enthält:

112, 3. Müeste ich noch geleben, daȥ ich die rôsen
mit der minneclîchen solde lesen,
sô wold ich mich sô mit ir erkôsen,
daȥ wir iemer friunde müesten wesen.
wurde mir ein kus noch zeiner stunde
von ir rôten munde,
sô wær ich an freuden wol genesen.

Waȥ sol lieblîch sprechen? waȥ sol singen?
waȥ sol wîbes schœne? waȥ sol guot?
sît man niemen siht nach freuden ringen,
sît man übel âne vorhte tuot,
sît man triuwe, milte[1]), zuht und êre
wil verpflegen[2]) sô sêre,
sô verzagt an freuden maneges muot.

Walthers Neuerung kam einer schon bei Hartmann von Aue (S. 47) bemerkbaren Neigung entgegen. Sie wurde mit Begierde aufgenommen und entfesselte einen unübersehbaren Strom von Liedern der „niederen Minne". Aber was sich bei Walther, dem Manne der mâȥe, von selbst verstand, die Wahrung der Grenzen zwischen Natur und Roheit, Einfachheit und Plattheit, Geschmack und gewöhnlichem Sinnenkitzel: das machte den meisten seiner Nachtreter wenig Sorge. Wie überall und allezeit witterten die betriebsamen Flinkfedern, die sich bis dahin in die doch wenigstens Haltung verlangenden höfischen Anschauungen hatten hinaufquälen müssen, hier eine fette Nahrung. Mit diesen üblen Nachfolgern der Waltherschen Neuerung verschwisterte sich das von Neidhart ins Leben gerufene Tanzlied mit bäuerlichem Hintergrunde, das selbst auf das Mailied (S. 5) zurückging, zu seinem Schaden aber, ähnlich wie die Nachfolge von Walthers natürlichem Minneliede, sich bald zu Übertreibungen und Zoten auswuchs.

Unsern Dichter erfüllte die Betrachtung dieser Entwicklung, die seine Neuerung genommen hatte, mit schwerer Sorge um die Wunschziele seiner ihm über alles gehenden Kunst. Burdach findet in Walthers Lage dieser Entwicklung gegenüber „etwas Tragisches. Hatte er doch selbst eine Strömung entfesseln helfen, die sein Ideal des schönen Maßes, der künstlerisch geläuterten Wahrheit, der verklärten Natur, das Ideal der gesunden Mitte zertrümmerte . . . Walthers Kunst hatte einen schweren Stand, und er mochte wohl mit Grund fürchten, völlig zu unterliegen."

Seine Gefühle drückt 64, 31 aus:

1) Freigebigkeit (als Herrentugend) — 2) schlecht ausüben.

Owê, hovelîchez [1]) singen,
daz dich ungefüege dœne
solten ie ze hove verdringen!
daz dich schiere got gehœne [2])!
owê, daz dîn wirde alsô geliget [3])!
des sint alle dîne friunde unfrô.
daz muoz eht [4]) alsô sîn: nû sî alsô:
frou Unfuoge, ir habt gesiget!

Der uns freude wider bræhte,
diu reht und gefüege wære,
hei wie wol man des gedæhte,
swâ man von im seite mære [5])!
ez wær ein vil hovelîcher muot,
des ich iemer gerne wünschen sol:
frowen unde herren zæme ez wol:
owê, daz ez nieman tuot!

Die daz rehte singen stœrent,
der ist ungelîche mêre
danne die ez gerne hœrent:
doch volg ich der alten lêre:
ich enwil niht werben [6]) zuo der mül [7],)
dâ der stein sô riuschent umbe gât
und daz rat sô mange unwîse [8]) hât.
merkent, wer dâ harpfen sül.

Die sô frevellîchen schallent,
der muoz ich vor zorne lachen,
dazs in selben wol gevallent
mit als ungefüegen sachen. [sê,
die tuont sam die frösche in einem
den ir schrîen alsô wol behaget,
daz diu nahtegal da von verzaget,
sô si gerne sunge mê.

Swer unfuoge swîgen hieze,
waz [9]) man noch von freuden sunge!
und si abe den bürgen stieze,
daz si dâ die frôn [10]) niht twunge.
wurden ir die grôzen höve benomen,
daz wær allez nâch dem willen mîn.
bî den gebûren [11]) liez ich si wol sîn,
dannen ists [12]) och her bekomen.

Auf Walthers Minnedichtung wirkt die Enttäuschung, die er hier erfahren, mit wiedererzeugender Kraft. Wieder wendet er sich der „hohen Minne" zu, anfangs noch ganz im Sinne der einst zertrümmerten früheren Götter, wie das Lied 46, 32 zeigt. Nur darin, daß die herzeliebe als das Ausschlaggebende hingestellt wird, finden wir eine Wahrung des nach so harten Kämpfen gewonnenen Standpunktes, von dem aus er einst den Frauendienst bekämpft hatte (vgl. S. 105).

46, 32. Aller werdekeit ein füegerinne,
daz sît ir zewâre [13]), frowe Mâze.
er sælic man, der iuwer lêre hât!
der endarf sich iuwer niender [14]) inne
weder ze hove schamen noch an der strâze.
dur daz sô suoche ich frouwe, iuwern rât,

1) Hofgemäßes — 2) „verächtlich mache". Sehr gebräuchliche Verwünschung — 3) darniederliegt — 4) wohl — 5) erzählte — 6) eigentlich „sich drehen", welcher Sinn damals noch gefühlt wurde — 7) Mühle — 8) Unweise = Unmelodisches — 9) wieviel — 10) Frohen — 11) Bauern — 12) ist sie — 13) fürwahr — 14) nirgends.

daz ir mich ebene[1]) werben lêret.
wirbe ich nidere, wirb ich hôhe, ich bin versêret.
ich was vil nâch ze nidere[2]) tôt,
nû bin ich aber ze hôhe[2]) siech:
unmâze enlât[3]) mich âne nôt.

Nideriu minne heizet diu sô swachet,
daz der lîp nach kranker[4]) liebe ringet:
diu liebe tuot unlobelîche wê.
hôhiu minne reizet unde machet,
daz der muot nâch werder liebe ûf swinget:
diu winket mir nû, daz ich mit ir gê.
nun weiz ich, wes diu mâze beitet.[5])
kumet diu herzeliebe, sô bin ich verleitet:
mîn ougen hânt ein wîp ersehen,
swie minneclîch ir rede sî,
mir mac wol schade von ir geschehen.

Alle spätere Minnedichtung Walthers feiert mehr oder weniger ausgesprochen die vornehme Frau als die würdigste Vertreterin ihres Geschlechts. Sie muß aber, um Walthers Wunschziele nahe zu kommen, zunächst die Eigenschaften ihres Geschlechts in vollkommener Gestalt aufweisen und zu dieser Grundbedingung der Frauenwürde dann die besonderen adligen Züge besitzen. Einer solchen Frau gönnt Walther dann das für seinen späteren Minnesang kennzeichnende Ehrenwort „rein". In diesen Liedern steht Walthers Liebeslied und damit der Minnesang überhaupt auf seiner Höhe. Es ist nicht mehr die Laune einer persönlichen Herzensdame, die dieser Dichtung ihre Färbung gibt. Wir sehen das Wunschbild der deutschen Frau von vornehmer Gesittung und Gesinnung, wie es sich der feinfühligste Geist unserer altdeutschen Dichtung in einem reichen Leben erworben hatte. Die Lieder, die diese Frau feiern, sind frei von allen persönlichen Beziehungen, wie sich das einem Wunschbilde gegenüber bei einem Germanen versteht.

Hierher gehören vor allem die beiden folgenden Gedichte. Das erste ist ein Spruch.

27, 17. Durhsüezet und geblüemet sint die reinen frouwen:
ez wart nie niht sô wünneclîches an ze schouwen
in lüften noch ûf erden noch in allen grüenen ouwen.
liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
in meien touwen durh daz gras, und kleiner vogele sanc,

---

1) eben, als Gegensatz zu „niedrig" und „hoch" — 2) Ortsangaben „im Niedern" und „im Hohen" — 3) läßt mich nicht = bringt mir — 4) hinfällig, körperlich schwach — 5) worauf, wartet.

daz ist gein solher wünnebernden[1]) freude kranc[2]),
swâ man siht schœne frouwen. daz kan trüeben muot erfiuhten
und leschet allez trûren an der selben stunt,
sô[3]) lieblîch lache[4]) in liebe ir süezer rôter munt
und strâle ûz spilnden[5]) ougen schieze in mannes herzen grunt.

56, 14 genießt mit Recht einen Weltruf:

Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich.
allez daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget [mich.
ich wil aber miete[6]):
wirt mîn lôn iht[7]) guot, [tuot.
ich sage iu vil lîhte, daz[8]) iu sanfte
seht, waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frouwen sagen
solhiu mære, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege[9]), und bite si
nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

Ich hân lande[10]) vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen
daz im wol gevallen [dar,
wolde fremeder[11]) site. [strite?
nû, waz hulfe mich, ob ich unrehte
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz[12]) und lîp,
sem[13]) mir got, sô swüere ich wol,
daz hie diu wîp[14])
bezzer sint danne ander frouwen.[14])

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn[15]) anders niht verstân.
tugent[16]) und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

Den dritten Abschnitt in Walthers Dichten stellen die in Würzburg verbrachten letzten acht Lebensjahre dar (1220—1228). Belehnt mit der curia dicta[17]) zu der Vogelweide im Sande zu Würzburg, gehört er nicht mehr zu den armen Hungerleidern, den snarrenzæren, die ihre Füße immer unter einen fremden Tisch strecken müssen. Er kann immer wieder zu seinem eigenen Herde zurückkehren, wenn ihn die alte Lust wieder einmal packt, sich die Welt anzusehen, deren Veränderung

1) wonnetragenden — 2) schwach — 3) wenn — 4) Konj. — 5) glänzenden — 6) Sold — 7) irgendwie — 8) das, was — 9) wie sich's geziemt — 10) Gen. Plur. — 11) mhd. der site, mask. — 12) Bildung, Gestalt — 13) mit (beteuernd) — 14) Gegensatz zwischen Weib als Bezeichnung des Geschlechtes im allgemeinen und Frau = vornehme Dame — 15) Gen. zu „es" — 16) alles, was „taugt": Tüchtigkeit — 17) Hof, genannt.

zum Bösen er mit der Wehmut des besorgten Vaterlandsfreundes und des maßvollen Genießers des Schönen betrachtet. Seinen Rat hört man in Thüringen, wo ein neuer Herr dem milden Landgrafen Hermann gefolgt ist, der „Blume der Thüringer, die durch den Schnee leuchtete", und am erzbischöflichen Hofe zu Köln, vielleicht sogar in der Umgebung des Kaisers, wenn die Vermutung auf Wahrheit fußt, daß Walther an der schwierigen Erziehung des wenig lenksamen Kronprinzen Heinrich beteiligt gewesen ist. In dieser Zeit des Alters erweitert Walthers Dichtung sich um das sittlich-erzieherische Gedicht, das ihm wie kein anderer Stoff lag. Am tiefsten von allen seinen Dichtungen, selbst die Sprüche nicht ausgenommen, gründen und ergreifen auch uns noch die Mahnungen zur Umkehr und die Klagen über die schlimme Gegenwart, wo liebe Wünsche ersterben und die stolzen Hoffnungen auf eine gesunde Entwicklung der gesellschaftlichen und volklichen Verhältnisse verwelkt sind wie Herbstlaub. Es gibt in der Dichtung aller Zeiten keinen ergreifenderen Ausdruck der Klage über den Verfall der Menschenhoffnungen als die große Klage 124, 1.

Von diesen eigentlich schon über den Kreis meiner Aufgabe hinausreichenden Gedichten will ich drei anführen, die beiden letzten nur in Auszügen.

114, 23. Der rîfe tet den kleinen vogelen wê,
daz si niht ensungen.
nû hœre ichs[1]) aber[2]) wünneclîch als ê.
nu ist diu heide entsprungen.
dâ sach ich bluomen strîten wider den klê,
weder ir lenger wære.[3])
mîner frouwen sende ich disiu mære.

Uns hât der winter kalt und ander nôt
vil getân ze leide.
ich wânde, daz ich iemer[4]) bluomen rôt
gesæhe an grüener heide.
joch schât[5]) ez guoten liuten, wær ich tôt,
die nach freuden rungen
und die gerne tanzten unde sprungen.

Versûmde ich disen wünneclîchen tac,
sô wær ich verwâzen[6])
und wære mir ein angestlîcher slac:
dâ nâch müese ich lâzen
al mîne freude, der ich wîlent pflac.
got gesegen iuch alle:
wünschet noch, daz mir ein heil gevalle.

---

1) ich sie — 2) wiederum — 3) welcher von ihnen — 4) ich glaubte, ich würde nie wieder sehen — 5) schadete — 6) unselig.

Das Lied klingt, als wäre es in einer Stimmung entstanden, wie sie einen von schwerer Krankheit Genesenden überkommt. Das liebliche Bild im ersten Gesetze hat einer der besten Nachfolger Walthers in einem hübschen Gedichte (S. 116) ausgeführt.

122, 24. Ein meister las, troum unde spiegelglas
daȥ si zem winde bî der stæte sîn gezalt.[1])
loup unde gras, daȥ ie mîn freude was,
swieȥ nu erwinde[2]), iȥ dunket mich alsô[3]) gestalt.
dar zuo die bluomen manicvalt, diu heide rôt, der grüene walt.
der vogele sanc ein trûric ende hât;
dar zuo diu linde süeȥe unde linde.
sô wê dir, Welt, wie dirȥ gebende[4]) stât!

An den Schluß gehört das Abschiedslied 124, 1, das Burdach in unübertrefflichen Worten kennzeichnet:

„In langhallenden, schmerzlich klagenden Akkorden enthüllt des alternden Dichters wehmütigster Gesang, auf dem die Weihe des Sterbens liegt, tiefsinnig den geheimen Schmerz des menschlichen Daseins: vergeblich, vergänglich alles irdische Wirken des einzelnen, nichts als eitel Stück- und Blendwerk; das Leben wie ein Traum, wie ein langer Schlaf, aus dem man plötzlich erwacht und sich nun nicht mehr zurechtfindet. Jedem ernst angelegten Menschen erscheint dieser vernichtende Augenblick, da die Illusionen zerrinnen, da die Ideale, die so lange täuschend lockten, in unerreichbarer Ferne wie Nebel verschwinden, da die Hülle von den Augen fällt, da man aufschreckt aus Hoffnung und Liebe und die glänzende farbige Welt ihren innern, finstern Kern, die mächtigen Tiefen des Todes aufdeckt. Nun kommt der Dichter sich fremd, nichtig, verlassen, unverstanden vor, rings um ihn hasten die Menschen fort in ihrer Dumpfheit, sie begreifen nicht, was ihn erschüttert, der in die tragischen Abgründe des menschlichen Lebens wie ein Seher hineinblickt und von dem Schauer irdischer Bedürftigkeit geschüttelt wird."

124, 1. Owê, war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet, oder ist eȥ wâr?
daȥ[5]) ich ie wânde, daȥ iht[6]) wære, was daȥ iht[6])?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiȥ es niht.
nû bin ich erwaht, und ist mir unbekant,
daȥ[5]) mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde, reht als ob eȥ sî gelogen.

---

1) daß sie hinsichtlich der Treue dem Winde gleichzuachten seien — 2) ein Ende nehme — 3) ebenso — 4) dir das Kränzlein — 5) das, was — 6) etwas.

die mîne gespilen wâren, die sint træge und alt.
vereitet[1]) ist daz velt, verhouwen ist der walt.
wan[2]) daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn unglücke würde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol.
diu welt ist allenthalben ungenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint enpfallen gar als in daz mer ein slac[3]):
iemer mêre ouwê!

VII. Minnesang nach Walther.

Aus der unendlichen Fülle von Sängern, die uns im späteren 13. und im 14. Jahrhunderte in der deutschen Dichtung begegnen, ragt nur eine einzige Gestalt von ursprünglicher Kraft hervor: Neidhart von Reuental. Diesem Dichter räume ich ein besonderes Hauptstück ein. Alle andere Lieddichtung ist mehr oder weniger geschickte Nachahmung oder erfolgloses Abmühen an undankbaren Vorwürfen, denen auch ein ganz Großer keine Größe hätte geben können, wenn so einer gekommen wäre, — was nicht eintraf.

Betrachten wir Walthers Erbe, so finden wir als Wertstück von unerschöpflichem Gehalte die Lehrdichtung in den beiden Verzweigungen des politischen Spruchs und des sittlich-erzieherischen Gedichtes. Von weit geringerer Bedeutung mußte in Walthers Erbschaft die Minnedichtung sein, weil der große Sänger mit seiner bedeutsamen Neuerung, der Wiedereinsetzung der Natur in ihre Rechte, selbst ziemlich gescheitert war und das unpersönliche Frauenpreislied der letzten Dichtungszeit wegen der Fernhaltung aller eigentlichen Beziehungen unmöglich den Mittelpunkt einer Liebesliebdichtung bilden konnte.

In diesem Sinne entwickelt sich denn auch die Lieddichtung nach Walther. Während das Minnelied seine Anregung weniger bei ihm als bei anderen sucht, und, zahlenmäßig betrachtet, gewissermaßen über ihn zur Tagesordnung weitergeht, geht die Lehrdichtung nach Walther in allem Bedeutsamen auf seinen unmittelbaren Einfluß zurück. Da ein näheres Eingehen auf diese letztere sich mit Rücksicht auf meine Aufgabe verbietet, will ich nur die großen Umrisse der Entwicklung anzudeuten versuchen.

Ich erinnere daran, daß vor Walther bereits eine deutsche Spruch-

1) ist nicht sicher zu erklären; man meint „durch Brand verwüstet“, was aber keinen rechten Sinn gibt — 2) außer — 3) wie ein Schlag ins Meer.

dichtung, die der Meister, bestanden hatte. Deren Wirken verdeckt bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts ein dichter Schleier, den die vorsichtige Forschung nur zu unsicheren Durchblicken hat lüften können. Erst Walther hat die uralte Meisterdichtung aus einer niederen Anschauungswelt und einer engen Beschränktheit der Stoffe und Kunstmittel emporgehoben und befähigt, sich neben der bisher allein bei den einflußreichen Kreisen geltenden erzählenden und Minnedichtung eine Stellung zu schaffen, diese zu behaupten und sich auf deren Kosten auszudehnen. Aber lange Zeit lohnten die Meister diese gewaltige Förderung ihrer Bestrebungen durchaus nicht. Voller Eifersucht und verbissenen hochmütigen Stolzes auf die, wie sie wähnten, unvergleichliche Höhe ihrer zünftigen Kunst — mit deren göttlicher Herkunft sie sich brüsteten, die kein außerhalb Stehender erwerben könne oder pflegen dürfe — sahen sie mit recht scheelen Augen, wie die befähigten Nichtmeister unter den ritterlichen Minnedichtern nach Walthers Vorgange sich mit Vorliebe der Spruchdichtung zuwandten und sie selbst darin weit übertrafen. Aber sich dem übermächtigen Einflusse der von Walther geschaffenen Erweiterung und Vertiefung ihres angestammten Erbes zu entziehen und sich dagegen abzuschließen, dazu war die Kunst der Meister selbst nicht entfernt stark genug. Überall dringt in das schrullige zünftige Dichten dieser Leute Walther ein. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt denn auch der Friedensschluß in einem längst matt gewordenen Streite. Davon haben die Meister den größten Vorteil gehabt, deren Zeit jetzt recht beginnt, und denen es gelingt, im Laufe des 14. Jahrhunderts alle übrige Lieddichtung ziemlich in sich aufzusaugen. Unter den ritterbürtigen Spruchdichtern der Zeit, wo an einen Frieden zwischen den zünftigen Meistern und den Eindringlingen noch lange nicht zu denken war, ragt Reimar von Zweter als der bedeutsamste hervor. Er ist schon so sehr Spruchdichter, daß das Minnelied bei ihm völlig zurücktritt.

In der Minnedichtung wirkt Walther, wie schon erwähnt, nicht entfernt in dem Maße weiter wie im Spruche. Zwar ist auch hier der Einfluß seiner überragenden Kunst überall zu verspüren: bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinunter, d. h. solange es eine ununterbrochene Überlieferung des Minnesanges gibt, wirkt sein Stil, seine Rhetorik, die Art, wie er gedankliche Begriffe belebt, nach; den von ihm wieder entdeckten Reiz der äußeren Natur und deren Wechselbeziehungen zum Minnewesen verwertet alle spätere Minnedichtung. Aber im Wesentlichsten, in der Auffassung des Frauendienstes, in der Wiedererkämpfung eines Daseins für Männerwürde und natürliches männ-

liches Empfinden: darin ist Walthers Einfluß auf die zahllose Schar der späteren Minnesänger im Grunde von erstaunlich geringer Bedeutung gewesen. Nur selten erfrischt den Leser eine wirklich gesunde natürliche Empfindung. Das meiste ist seinem Gehalte nach nicht besser und — wegen allerhand gesuchter Übertreibungen auch im äußerlichen — vielfach dürftiger als die nun schon sattsam bekannten ewigen Klagen und unerfüllten Hoffnungen, die der Frauendienst zum notwendigen Gefolge hat. Es hat daher keinen Zweck, dem Leser mit diesen Dichtungen lästig zu fallen, da sie alle Anzeichen einer matten Zeit des Verfalls tragen. Unter ihnen nimmt das strenghöfische Tagelied einen unverhältnismäßig großen Raum ein, wie es Wolfram zuerst sang und das Walther — wir kennen nur ein Tagelied von ihm — gewiß nicht besonders pflegte; ein Kennzeichen mehr dafür, daß dieser Minnesang nicht in Walther sein maßgebliches Vorbild sah, sondern nach wie vor auf die welsche Fremde zurückgriff.

Zwei frische Gedichte will ich hierher setzen, die Walthers Einfluß stark verraten. Von Leutold von Seven stammt das erste, einem Dichter, der nur dort bedeutsam ist, wo er auf Walthers Pfaden geht; von dem berühmt-berüchtigten Don Quichote unter den Minnesängern, Ulrich von Liechtenstein, das andere.

Muget ir schouwen, waz dem
wunders ist beschert? [meien
seht an pfaffen, seht an leien,
wie daz allez vert!
grôz ist sîn gewalt:
ine[1]) weiz ob er zouber künne[2]);
swar[3]) er vert in sîner wünne,
dan[4]) ist niemen alt.
Uns wil schiere wol gelingen.
wir suln sîn gemeit,
tanzen, lachen unde singen
âne dörperheit.[5])
wê, wer wære unfrô?
sît diu vogellîn alsô schône
schallent in ir besten dône,
tuon wir ouch alsô!
Wol dir, meie, wie du scheidest
allez âne haz!
wie wol dû die boume kleidest,
und die heide baz!
diu hât varwe mê.
'du bist kurzer, ich bin langer':
alsô strîtents ûf dem anger,
bluomen unde klê. [swachest!
Rôter munt, wie dû dich
lâ dîn lachen sîn! [lachest
scham dich, daz du mich an
nâch dem schaden mîn.
îst daz wol getân?
owê sô verlorner stunde,
sol von minneclîchem munde
solch unminne ergân!
Scheidet, frowe, mich von sorgen,
liebet[6]) mir die zît,
oder ich muoz an freuden borgen.
daz ir sælic sît!
muget ir umbe sehen?
sich freut al diu werlt gemeine:
möhte mir von iu ein kleine
freudelîn geschehen!

---

1) ich nicht — 2) kann (Konj.) — 3) wohin — 4) da nicht — 5) bäurische Unart — 6) macht mir lieb.

In dem luftesüezem meien,
sô der walt gekleidet stât,
sô siht man sich schône zweien [1])
allez daz iht liebes hât,
unde ist mit ein ander frô.
daz ist reht: diu zît wil sô.

Swâ sich liep ze liebe zweiet,
hôhen muot diu liebe gît.
in der beider herzen meiet
ez mit freuden alle zît.
trûrens wil diu liebe niht,
swâ man liep bî liebe siht.

Swâ zwei liep ein ander meinent
herzenlîchen âne wanc
und sich beidiu sô vereinent,
daz ir liebe ist âne kranc [2]),
die hât got zesamne geben
ûf ein wünneclîchez leben.

Stætiu liebe heizet minne [3]),
liebe, minne, ist al ein:
die kan ich in mînem sinne
niht gemachen wol zuo zwein.
Liebe muoz mir minne sîn
immer in dem herzen mîn.

Swâ ein stætez herze vindet
stæte liebe, stæten muot,
dâ von al sîn trûren swindet.
stætiu liebe ist alsô guot,
daz sie stæte freude gît
stætem herzen alle zît.

Möhte ich stæte liebe finden,
der wold ich sô stæte sîn,
daz ich dâ mit überwinden
wolde gar die sorge mîn.
stæter liebe wil ich gern [4])
und unstæte gar verbern. [5])

Dieses und andere Lieder — von denen eines (in dem walde süeze dœne singent kleiniu vogellîn) von Felix Mendelssohn-Bartholdy vertont worden ist — finden sich zerstreut in dem „Frauendienste" Liechtensteins (1255 gedichtet) und heben sich durch flüssige Frische und natürliches Empfinden vorteilhaft von dem sonstigen Inhalte des Werkes ab, das die abenteuerlichen verrückten Streiche erzählt, die der Dichter im Dienste seiner Frau auf weiten Streifzügen verübt hat. Die Ähnlichkeit mit Cervantes' Meisterwerke erstreckt sich nur auf das Äußerlichste der Einkleidung. Von Bedeutung ist das Werk nur mittelbar als Sittenschilderung der Zeit.

Von den Minnesängern des späteren 13. Jahrhunderts sind zwei sagenhaft geworden, ohne daß wir aus ihren Gedichten die Ursache für diese Ehrung erkennen könnten. Der Brennenberger (auch ein Reimar, † vor 1276) lebt fort in der ergreifenden Märe „Ich habe gewachet eine winterlange Nacht": vom Gemahle der Geliebten gefangen, wird ihm im Kerker das Haar weiß; dann wird er ermordet — sie legen den Bremberger auf den Tisch, sie zerschneiden ihn wie einen Fisch — und setzen sein Herz der Geliebten vor „in einem schwarzen Pfeffer". Seine Gedichte fallen durch großen Aufwand von Sinnbildern

1) paaren — 2) Schwachheit — 3) Ein Unterschied zwischen liebe (urspr. die geschlechtliche Hinneigung, dann der Liebreiz, den die Frau ausübt) und minne (urspr. die sehnsüchtige Erinnerung, dann Liebe in unserem Sinne) wird vom Dichter also nicht anerkannt — 4) (eines Dinges) begehren — 5) vermeiden.

und Einkleidungen auf; sie sind schon sehr stark auf dem Wege zum Meistergesange, wie die Dichtung der Zeit überhaupt. Der Tannhäuser hat dann zu einer Sage Anlaß gegeben, die durch Richard Wagner allgemein bekannt geworden ist. Er ist auch als Dichter eine bemerkenswerte Erscheinung, da er sich in lustigen Verspottungen und Verzerrungen des Zeitgeschmackes gefällt.

Gegen den Schluß des 13. Jahrhunderts ist der schöpferische Geist im Minnesange so gut wie erstorben. Mit Heinrich Frauenlob († 1318) tritt um die Jahrhundertwende der Meistersang endgültig die Erbschaft der Minnedichtung an. Seinen verlockenden Namen führt der Dichter seit seinem Sängerstreite mit Barthel Regenbogen, in dem er — im Gegensatze zu Walther (S. 51) — die Bezeichnung „Frau" über „Weib" gestellt hat. In dichtungsgeschichtlicher Hinsicht eine sehr bedeutungsvolle Erscheinung, ist er für unsere Zeit schon wegen seiner Sprache gänzlich ungenießbar, da er auf seine Hörer durch eine gesuchte, schwülstige, überladene Ausdrucksweise und allerhand gelehrten Kram Eindruck machen will.

Der bedeutendste deutsche Dichter des 14. Jahrhunderts ist Hadamar von Laber. Es ist nur zu bedauern, daß er im Geschmacke seiner Zeit für sein Gedicht „Die Jagd", in dem er das ritterliche Liebesleben darstellt, die Einkleidung in eine Allegorie gewählt hat. Die sinnbildliche Schilderung wird durch Klagen, Betrachtungen und allgemeine Sprüche in schöner Sprache und von tiefem Gedankengehalte unterbrochen.

Ganz spät im 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts, als der Minnesang auch in seinen Ausläufern ganz erstorben war, versucht Graf Hugo von Montfort sich noch einmal in der alten Weise. Von größerer Bedeutung als Dichter ist Oswald von Wolkenstein († 1445), der in der deutschen Dichtung des 15. Jahrhunderts eine ähnliche Stellung einnimmt wie Hadamar von Laber in der des 14. Jahrhunderts. Aber auch auf ihn näher einzugehen, hieße das mir gesetzte Ziel überschreiten.

VIII. Neidhart von Reuental.

Nur Neidhart von Reuental ist unter den deutschen Liederdichtern nach Walther eine Erscheinung von wirklicher Bedeutung. Er hat sogar einen Einfluß auf die Nachwelt gehabt, der den Walthers wenigstens in der Breite übertrifft. Neidhart zieht das volkstümliche Tanzlied aus seiner bisherigen Verborgenheit hervor, vertieft und veredelt es zu einem

Kunstwerke und begründet damit eine Dichtungsart von langer Lebensdauer und weitreichender Wirkung, die zwar nicht überall erfreulich anmutet, aber stets lebensvoll ist.

Neidhart von Reuental ist ein jüngerer Zeitgenosse Wolframs von Eschenbach und Walthers. Über seine Herkunft und seinen Stand ist man noch nicht im klaren. Aus einer Anführung in Wolframs Willehalm glaubt man schließen zu dürfen, daß er — ähnlich wie Walther — in Wolframs Augen kein rechter Ritter war. Wenigstens suchte er keine ritterliche Betätigung am Hofe oder im Heere; doch nennen die Zeitgenossen ihn „Herr", und sich selbst zählt er den ritterlichen Kreisen zu, hatte auch eine entsprechende Erziehung genossen. Sein Gütchen Reuental ist nicht nachgewiesen, muß aber in der bayrischen Oberpfalz gelegen haben.

Neigung oder wirtschaftliche Gründe hielten ihn auf dem Lande fest; er bewirtschaftete sein bescheidenes Anwesen und lebte mit und unter den Bauern wie seinesgleichen. Er nahm an ihren sommerlichen Tanzvergnügungen im Freien und ihren winterlichen Zusammenkünften teil und dichtete für sie eine große Zahl von Liedern — „Reigen" —, die außer ihrem unmittelbaren Zwecke noch keine Nebenabsicht verraten lassen. Neidhart ist der erste deutsche Dichter, der sich ausgesprochen an die bäuerlichen Kreise wendet. Man ist jetzt von der Meinung zurückgekommen, daß er seine Reigen für die höfische Gesellschaft gedichtet habe. Der Dichter gewann sich, besonders bei den Frauen, eine große Beliebtheit unter den Bauern. Die Folgen eines Liebesverhältnisses zwangen ihn, sich auf einige Zeit dem Gerede der Leute zu entziehen; er schloß sich dem Kreuzzuge an, den Leopold VII. von Österreich 1201 unternahm, und kehrte erst nach zwei Jahren wieder zurück. Aus der Fremde sendet er in die Heimat Lieder voller Sehnsucht nach der tiuschen zunge und den Freunden. Nach der Heimkehr setzte er anfangs das alte Leben fort. Aber als er sich mit einem schönen Bauernmädchen so gut wie versprach, erwachte in den Bauernburschen die Eifersucht auf den beliebten Nebenbuhler, und es kam zu einer öffentlichen Beleidigung der Auserwählten des Dichters, was diesen so tief getroffen haben muß, daß er den Schimpf zeitlebens nicht vergessen konnte und sich seine Neigungen für die Bauern ins Gegenteil verkehrten.

Nun wandelt sich Neidharts Dichtung vom Grund aus. Zwar behält er die Einkleidung seiner Lieder bei. Aber hatte er bisher im Sinne der Bauern, wenn auch von höherer Warte aus, gedichtet, so erfüllen sich seine Reigen von nun an mehr und mehr mit dem Widerscheine eines aus Haß und Hohn gemischten Gefühls. Selbstverständlich kann man sich für diese Lieder nicht mehr die angegriffenen Bauern als Hörer denken.

Die Feindschaft der Bauern wuchs und schreckte nicht einmal vor dem Verbrechen zurück. Eines Tages wird ihm der rote Hahn aufs Dach gesetzt, und der völlig verarmte Dichter muß bei seinen Freunden um Brandsteuer betteln. Kurz darauf verlor er sogar sein Besitztum ganz, da der Herzog von Bayern das Lehen Reuental einzog. So war der wohl schon Fünfzigjährige gezwungen, seine Heimat zu verlassen. In Österreich, wohin er sich wandte, erhielt er, wohl auf Grund seiner Dichtungen, zu Melk ein neues Lehen und kam bald wieder in auskömmliche Verhältnisse. Seinen Verkehr fand er nunmehr, wie wohl auch in der letzten bayrischen Zeit schon, in höfischen Kreisen. Den Gegenstand zu seinen Liedern aber wählte er noch immer mit Vorliebe in dem ihm so vertrauten Leben der Bauern. Daneben gibt ihm die böse Zeit, Landesunglück, Krieg und Sittenverfall und das Merkbarwerden des Alterns Klageweisen ein, die in Tiefe und Aufrichtigkeit an Walther mahnen.

Von unendlichem Reize ist das sprudelnde Leben, das uns aus allen Gedichten Neidharts entgegenquillt. Mutet uns die mittelalterliche deutsche Dichtung vielfach wie die darstellende Kunst der Zeit an, indem das Leben uns da in einer eigentümlichen Erstarrung entgegentritt — welche Empfindung gefördert wird durch den überall so gleichmäßig auftretenden formelhaften Ausdruck für die meisten seelischen Regungen und Naturerscheinungen —: bei Neidhart finden wir eine geradezu wunderbare Bewegung, die durchaus nicht allein von dem Stofflichen ausgeht, sondern ebensosehr von seiner Art der Naturschilderung und von der Geschmeidigkeit, mit der die Gedanken und Gefühle dargelegt werden. Zwar fehlt hier Walthers Tiefe der Weltanschauung und Begeisterung für hohe Wunschziele; nur eng umschrieben scheint bei Neidhart der Kreis des Strebens und Empfindens. Aber er ist doch ein Dichter von hohem Range und verdient vollauf die Wertschätzung, deren er sich in steigendem Maße erfreuen darf.

Die Reigen Neidharts zerfallen in Sommer- und Winterlieder.

Das Sommerlied beginnt mit einem meist ausführlichen Lobe des Frühlings und schließt daran die Aufforderung zum Tanze oder Ballspiele. Dann folgt die Darstellung der Wirkung dieser Aufforderung auf die Frauenwelt, gewöhnlich in einem Zwiegespräche zwischen dem Mädchen und seiner Mutter oder einer Freundin, seltener in einer Einzelrede des Mädchens oder auch in einer kurzen Erzählung. Die Mutter will gewöhnlich die Tochter vom Tanze abhalten; es kommt dann öfter zu handgreiflichen Auseinandersetzungen.

Der erste Teil dieses Sommerliedes — Natureingang und Aufforderung zum Tanze — geht sicher auf das volkstümliche Mailied zurück, das ebenso gebaut und in der Hauptsache desselben Inhaltes war. Über die Ursprünglichkeit des zweiten Teiles aber herrscht unter den Gelehrten keine Übereinstimmung. In der welschen Dichtung findet sich eine auffallend ähnliche Liedart, die Pastourelle mit ihren Erweiterungen. Beeinflussungen von dieser Seite her sind sehr wahrscheinlich, wie denn auch gerade zu Neidharts Zeit die welsche Dichtung erst recht die deutsche stark beeinflußt, wie das Umsichgreifen des Tageliedes zeigt. Aber die etwa anzusetzenden Vorbilder hat Neidhart, selbst nach dem Urteile des Franzosen Jeanroy, in jeder Hinsicht vertieft und übertroffen, so daß sein Lied in allem Wesentlichen durchaus ursprünglich genannt werden darf.

Wie man sich das Verhältnis dieser Lieder zum Tanze der Bauern zu denken hat, ist nicht ganz klar. Wilmanns macht wahrscheinlich, daß Neidharts Lieder ihrer Anlage nach nicht zum Tanze gesungen sein können, da sie nie die Kennzeichen des Chorliedes tragen. Neidharts Reigen seien als Einleitungen zum Tanze zu denken, und der Dichter habe sie als Reigenführer und Vorsänger allein vorgetragen, der tanzende Chor habe dann andere, schon übliche Volkslieder gesungen.

Im Winterliede folgt auf den Natureingang gewöhnlich die mehr oder weniger ausführliche Ansage des Ortes, wo man sich versammeln soll, und der Teilnehmer; daran schließt sich eine erzählende Darstellung der bäuerlichen Vergnügungen. Die Winterlieder sind selten ohne verspottende Tölpeleien und deuten deshalb meist in die Zeit, wo das Verhältnis des Dichters zu seinen Bauern schon getrübt war. Während in den Sommerliedern Neidhart als Person und sein Reuental als Ort im Mittelpunkte aller Gedanken und Wünsche stehen, tritt der Dichter in den Winterliedern weit mehr in den Hintergrund.

Ich gebe nun einige Proben.

I. Sommerlieder aus der Zeit vor dem Kreuzzuge.

9, 13. Sommerlied mit Preis der Liebe im zweiten Teile.

Sumer, wis[1]) enpfangen
von mir hundert tûsent stunt.
swaȝ herze wunt
was den winter langen,
diu sint geheilet, unde ir nôt zergangen,
lediclîchen vrî vor allen twangen.

Dû kumst lobelîchen
aber[2]) der werlt in elliu lant.
von dir verswant
armen unde rîchen
ir trûren, dô der winter muose entwîchen.
jungen, sult iuch aber[2]) zen freuden strîchen[3])!

1) sei — 2) wiederum — 3) sich strîchen „sich putzen".

Der walt hât sîne krâme[1])
gein dem meien ûf geslagen.
ich hœre sagen,
freude bernder[2]) sâme
der sî dâ veile mit vil voller âme[3]).
hôchgemuoter, solhes koufes râme[4])!

Da ist für trûren veile
manger hande vogele sanc.
'ir süeȥen klanc
ich ze mînem teile
wil dingen, daȥ er mîne wunden heile.'
alsô sprach ein altiu in ir geile.[5])

Der was von der Minne
alleȥ ir gemüete erwagt[6]).
ein stolziu magt
sprach 'sê, künneginne, [sinne.
wie mangen dû beroubest sîner
mir ist nôt, waȥ erzenîe[7]) ich gewinne.'

'Diu hât mit ir strâle[8])
mich verwundet in den tôt.
von seneder nôt
lîde ich mange quâle. [stâle.
sî ist von rôtem golde, niht von
an mîn herȥe schôȥ si zeinem mâle[9]).'

'Sage, von welhen sachen
kom, daȥ dich diu Minne schôȥ?'
'unsenften klôȥ[10])
kan si linde machen. [lachen,
si twinget, daȥ man swindet under
selten slâfen, dicke in trûren wachen.'

Wol verstuont diu junge
daȥ der alten ir gedanc
nâch freuden ranc.
als[11]) ich gerne runge,
ob mich ein sendiu sorge niht entwunge
unde an herzenliebe mir gelunge.

18, 4. Sommerlied mit Streit zwischen Mutter und Tochter:

Schôn als ein golt gruonet der hagen.
guot mære ich den frouwen wil sagen,
daȥ von liehten rôsen diu heide hât gewant[12]),
daȥ beste daȥ si vant.
nû wol ûf, stolziu megedîn! der meie ist in diu lant.

Nû ist wol breit der linden ir ast,
diu was des loubes hiuwer ein gast[13]):
nû ist si wol behangen mit sûberlîcher wât[12]).
schouwet wie sî stât.
nû loset[14]), wie diu nahtegal dar nâher strîchen lât[15]).

'Seht, wie sich freut boum unde wise.
dar ab ich mir hiuwer gelise
von den gelpfen[16]) bluomen ein krenzel, daȥ ich trage
alle vîretage.
nû wol ûf, trûtel Adelheit! dû sprinc, als ich dir sage.

1) Kramladen — 2) tragender — 3) Ohm (= Hohlmaß) — 4) râmen eines dinges trachten nach — 5) eine Alte in ihrer Freude — 6) in Bewegung versetzt — 7) Arznei (Gen. Part.) — 8) Pfeil — 9) als auf ein Ziel — 10) Klumpen — 11) ebenso — 12) Gewand — 13) Gast eines Dinges = Nichtbesitzer — 14) höret — 15) dorthin näher (ihren Gesang) ertönen läßt — 16) üppig.

Muoter mîn, læstû mich dar,
stolzlîchen springe ich an der schar
vor den knappen allen, daʒ sî mir müeʒen jehen [1]).
selbe soltû sehen,
daʒ ich ûf der erde niht gesiffel [2]) mit den zehen.'

'Tohterlîn, tuostû den ganc,
der daʒ gimpel gampel [3]) gesanc,
der hât sich vermeʒʒen [4]), und werde im dîn ein blic,
er lege dir sînen stric.
und wiltû niht hie heime sîn, dir wirt von mir ein zwic [5]).'

'Zwicke und slege hâstû verlorn.
dû wilt hiuwer reizen den zorn,
daʒ dû mir verbiutest, des er mich hât gebeten.
ich gehilfe im treten [6]).
dû muost hiuwer âne Jiuten [7]) dînen garten jeten.'

'Strîch von mir balde unde swîc!
hey strûche [8])! vergên [9]) ich dir den stîc,
dû getuost ein springen, daʒ dir ze leide wirt
und dînen rücke swirt. [10])
ich geschaffe, daʒ dich, krot [11]), diu reise gar verbirt [12]).'

15, 21. Sommerlied mit Zwiegespräch zweier Gespielinnen:

Ine [13]) gesach die heide
nie baʒ gestalt,
in liehter ougenweide
den grüenen walt.
an den beiden kiesen [14]) wir den meien.
ir megde, ir sult iuch zweien [15]),
gein dirre liehten sumerzît in hôhem muote reien.

Lob von mangen zungen
der meie hât.
die bluomen sint entsprungen
an manger stat,
dâ man ê deheine kunde finden.
geloubet stânt die linden.
sich hebt, als ir wol habt vernomen, ein tanz
von höfschen kinden.

---

1) sagen — 2) schleifen — 3) Schimpfname für ein Lied Neidharts — 4) vermessen gesagt (der Inhalt der Rede wird mit und angeschlossen) — 5) Zwicken — 6) nämlich den Tanz — 7) Name des Mädchens (Jutta) — 8) Landstreicherin — 9) verhindern — 10) wehe tun — 11) Kröte — 12) du nicht reisen kannst — 13) Ich nicht — 14) sehen — 15) paaren.

Die sint sorgen âne
und freuden rîch.
ir megede wol getâne
und minneclîch,
zieret iuch, daz iu die Beier danken,
die Swâbe und die Vranken.
ir brîset[1]) iuwer hemde wîz mit sîden wol zen lanken[2]).

'Gein wem solt ich mich zâfen[3])?'
sô redete ein maget.
'die tumben sint entslâfen.
ich bin verzaget.
freude und êre ist al der werlde unmære;
die man sint wandelbære;
deheiner wirbet umbe ein wîp, der er getiuwert wære.'

'Die rede soltû behalten[4]),'
sprach ir gespil,
'mit freuden sul wir alten.
der manne ist vil,
die noch gerne dienent guoten wîben.
lâz solhe rede belîben.
ez wirbet einer umbe mich, der trûren kan vertrîben.'

'Den soltû mir zeigen,
wie er mir behage.
diu gürtel[5]) sî dîn eigen,
diech umbe trage.
sage mir sînen namen, der dich minne
sô tugentlîcher sinne.
mir ist getroumet hînt[6]) von dir, dîn muot der stê von [hinne.'

'Den si alle nennent
von Riuwental,
und sînen sanc erkennent
wol über al,
der ist mir holt. mit guote ich im des lône.
durch sînen willen schône
sô wil ich brîsen[1]) mînen lîp. wol dan, man liutet nône[7])!'

II. Aus den drei Kreuzliedern will ich nur einiges herausgreifen. „Den Freunden mein", heißt es 11, 8, „sänge ich hier in der Fremde gerne ein Lied, wofür sie mir danken würden. ûf mînen sanc ahtent hie die Walhe[8]) niht; sô wol dir tiuschiu zunge". Es heißt dann weiter:

---

1) einschnüren — 2) Hüfte — 3) sich schmücken — 4) nicht sagen — 5) neben der auch die Gürtel! — 6) heut Nacht — 7) Mittagszeit (eig. die neunte Stunde = 3 Uhr Nachm.) — 8) Welschen.

Bote nû var bereite
ze lieben friunden über sê.
mir tuont vil wê
sende arebeite.
dû solt in allen von uns sagen,
in kurzen tagen [des wâges[3]) breite.
sæhens uns mit freuden dort — wan[1]) durch[2])

Im zweiten Liede finden wir als Schlußgedanken nindert[4]) wære ein man baz dan dâ heime in sîner pfarre. Im dritten, bereits auf dem Heimwege, jubelt er:

Lieben boten ich heim ze lande sende.
al mîn trûren daz sol haben ein ende.
wir nâhen zuo dem Rîne.
gerne sehen die friunde mîne uns pilgerîne[5]).

Bote, nû sage den kinden an der strâze,
daz si niht enzürnen ûz der mâze.
wir suln ein niuwez briuwen[6]),
dar nâch sî die vinger kiuwen[7]), an den triuwen.

III. Sommerlied nach dem Kreuzzuge, vor der Entzweiung mit den Bauern, mit Streit zwischen Mutter und Tochter.

24, 24. 'Nu ist der küele winter gar zergangen;
diu naht ist kurz, der tac beginnet langen;
sich hebet ein wunneclîchiu zît
diu al der werlde freude gît.
baz gesungen nie die vogele ê noch sît.

Komen ist uns ein liehtiu ougenweide:
man siht der rôsen wunder ûf der heide;
die bluomen dringent durch daz gras.
wie schône ein wise getouwet was,
dâ mir mîn geselle zeinem kranze las!

Der walt hat sîne grîse[8]) gar vergezzen;
der meie ist ûf ein grüenez zwî gesezzen;
er hât gewunnen loubes vil.
bint[9]) dir balde, trûtgespil:
dû weist wol, daz ich mit einem ritter wil.'

Daz gehôrte der megde muoter tougen.
si sprach: 'behalte hinne für[10]) dîn lougen.[11])
dîn wankelmuot ist offenbâr.
wint ein hüetel um dîn hâr.
du muost ân[12]) die dînen wât, wilt an die schar.'

---

1) außer — 2) wegen — 3) der Woge — 4) nirgends — 5) Pilger — 6) ein neues (Lied) brauen — 7) kauen — 8) Grauheit — 9) mach' dir dein Haar — 10) fortan — 11) Leugnen — 12) ohne.

'Muoter mîn, wer gap iu daz ze lêhen,
daz ich iuch mîner wæte[1]) solde flêhen?
dern[2]) gespunnet ir nie vadem.
lâzet ruowen solhen kradem[3].)
wâ nû slüzzel? sliuz ûf balde mir daz gadem[4]).'

Diu wât diu was in einem schrîne versperret.
daz wart bî einem staffel[5]) ûf gezerret.
diu alte ir leider nie gesach.
dô daz kint ir kisten brach,
dô gesweic ir zunge, daz sî niht ensprach.

Dar ûz nam sî daz röckel alsô balde.
daz was gelegen in maneger kleinen valde.
ir gürtel was ein rieme smal.
in des hant von Riuwental
warf diu stolze maget ir gickelvêhen[6]) bal.

IV. 38, 9. Winterlied vor der Entzweiung.

Kint, bereitet iuch der sliten[7]) ûf daz îs
gein dem leiden winter kalt.
der hât uns der wunneclîchen bluomen vil benomen.
manger grüenen linden stênt ir tolden[8]) grîs.
unbesungen ist der walt.
daz ist allez von des rîfen ungenâden komen.
mugt ir schouwen, wie er hât die heide erzogen?
diust von sînen schulden val.
dar zuo sint die nahtegal
alle ir wec gevlogen.

Wol bedörfte ich mîner wîsen friunde rât
umbe ein dinc, als ich iu sage,
daz si rieten, wâ diu kint ir freuden solten pflegen.
Megenwart der wîten stuben eine hât:
ob ez iu allen wol behage,
dar sul wir den gofenanz[9]) des vîretages legen.
ez ist sîner tohter wille, komen wir dar.
ir sultz alle ein ander sagen.
einen tanz alumbe den schragen[10])
den brüevet[11]) Engelmâr.

1) Gen. von wât: um mein Gewand — 2) deren nicht — 3) Lärm — 4) Zimmer — 5) Stuhlbein(?) — 6) bunt wie ein Habicht(?) — 7) Mädchen, versehet euch mit Schl. — 8) Dolde, Wipfel — 9) = convenance, Zusammenkunft — 10) Gestell, auf dem die Spielleute sitzen — 11) einüben.

Wer nâch Künegunde gê, des wert enein [1]):
der was ie nâch tanze wê.
eȥ wirt uns verwiȥȥen, ist daȥ man ir niht enseit [2]).
Gîsel, ginc nâch Jiuten hin und sage in zwein,
sprich, daȥ Elle mit in gê.
eȥ ist zwischen mir und in ein starkiu sicherheit.
kint, vergiȥ durch niemen Hedewîgen dâ;
bit si balde mit in gân.
einen site si sulen lân,
daȥ binden ûf die brâ [3]).

Eppe der zuht Geppen Gumpen ab der hant;
des half im sîn drischelstap [4]):
doch geschiet [5]) eȥ mit der riutel [6]) meister Adelber.
daȥ was alleȥ umbe ein ei, daȥ Ruopreht vant
(jâ wæn [7]) imȥ der tiuvel gap);
dâ mit drôte er im ze werfen alleȥ jenenther. [8])
Eppe der was beidiu zornic unde kal.
übellîchen sprach er 'tratz [9])'.
Ruopreht warf imȥ an den glatz,
daȥ eȥ ran ze tal.

Frideliep bî Gotelinde wolte gân;
des het Engelmâr gedâht.
wil iuch niht verdrieȥen, ich sage iu daȥ ende gar.
Eberhart der meier muoste eȥ understân [10]);
der wart zuo der suone [11]) brâht;
anders wære ir beider hende ein ander in daȥ hâr.
zwein vil œden ganzen [12]) gênt si vil gelîch
gein ein ander al den tac.
der des voresingens pflac,
daȥ war Friderîch.

V. In den Winterliedern nach der Entzweiung drängen Spott und Hohn die Unbefangenheit mehr und mehr zurück. Die Lieder verlieren allmählich auch das Aussehen von Tanzliedern und fügen an den Natureingang gleich die Tölpelei an. Noch gemäßigt ist 40, 1, dem das Naturbild zu Anfang fehlt. Ich setze das schöne Tanzbild her:

---

1) denke daran — 2) wenn man ihr nichts sagen sollte — 3) den Kopfputz so tief legen, daß die Brauen verdeckt werden, vgl. Walthers reizende Aufforderung S. 107, A. 8 — 4) Dreschflegel — 5) den Streit schied — 6) Stab zum Reinigen der Pflugschar — 7) glaube ich — 8) ganz von jener Seite her — 9) Trotz — 10) sich dazu verstehn — 11) Versöhnung — 12) Gänserich.

Rûmet ûʒ die schemel und die [stüele!
heiʒ die schragen
furder tragen! [müeder.
hiute sul wir tanzens werden
werfet ûf die stuben, sô ist eʒ küele,
daʒ der wint
an diu kint [müeder [1].
sanfte wæje durch diu über-
sô die voretanzer danne swîgen,
sô sult ir alle sîn gebeten,
daʒ wir treten
aber ein hovetänzel nâch der gîgen.

Los ûʒ [2], ich hœr in der stuben [tanzen.
junge man,
tuot iuch dan. [trünne [3].
da ist der dorfwîbe ein michel
dâ gesach man michel ride-
zwêne gigen: wanzen [4].
dô si swigen,
daʒ was geiler getelinge [5] wünne.
seht, dô wart ze zeche [6] vor ge-
sungen.
durch diu venster gie der galm [7].
Adelhalm [jungen.
tanzet niuwan [8] zwischen zweien

Dann folgt der Spott, der an Adelhalms übertriebener Kleiderpracht anknüpft.

57, 24 ist ein Winterlied mit ernstem Untertone:

Nû sage an, sumer, war wiltû den winter hinne fliehen?
geruochestû sîn [9] gerne, ich leiste dir gesellechaft.
ich wil mich von mînem üppiclîchen sange ziehen. [10]
mîne widerwinnen [11] mit dem tievel sint behaft.
die enlâʒent mir an mînem liebe niht gelingen.
daʒ ist ein schade bî der scham.
Gîselbolt und Engelram
die leident mir mîn singen.

Die selben zwêne die gehellent [12] hin nâch Engelmâren,
der gewalteclîchen Friderûne ir spiegel nam.
tretzic unde hœnic sints an allen ir gebâren,
die selben zwêne dörper Gîselbolt und Engelram.
des wil helfen Erkenfrit und Uoʒeman der reide. [13]
die viere dringent mich hindan:
gewunnest einen tumben wân
gein in, daʒ wære mir leide.

Sumer, ich verklage niemer dîne manege ziere,
dâ uns dirre kalte winter von gedrungen hât.
mich verdringent aber geiler sprenzelære [14] viere
von der wolgetânen, diu mich singens niht erlât,
ich enmüeʒe singen, swenne mir diu guote lône
als der lieben gnâde sîn.
vrouwe, nû tuo gnâde schîn
vor mîner tage nône. [15]

---

1) Übermieder — 2) horch hinaus — 3) Schwarm — 4) großes R. (Art Tanz) — 5) Bauernbursche, eig. „Verwandter" — 6) der Reihe nach — 7) Schall — 8) nur — 9) Genetivobjekt; es — 10) aufhören — 11) Feinde — 12) hellen hin = harmonieren mit, passen zu. Friederun war Neidharts Braut, die von Engelmar so beleidigt wurde, wie der Relativsatz besagt — 13) lockig — 14) ausgelassener Gecken — 15) Nachmittag.

Mîne tage loufent von der hœhe gegen der neige.
frouwe, trœste mich die wîle ich ûf der hœhe stê.
ob ich dir mit rehter stæte herzentriuwe zeige,
sô schaffe, daȥ ir bœser wille iht an mir ergê.
mîne swære sint von dînen schulden manicvalte:
der schaffe ein ende, sælic wîp,
ê daȥ mîn vil tumber lîp
in senden sorgen alte.

Ie lieber und ie lieber ist si mir diu wolgetâne,
ie leider und ie leider bin ich ir; daȥ ist mir leit.
bin ich frô, daȥ kumet von einem herzelieben wâne,
sît si mir ir hulde und ir gnâde widerseit.
trôstes und gedingen wil ich niemer werden âne;
trôstes ich noch nie vergaȥ,
sô diu schœne vor mir saȥ
alsam ein voller mâne.[1])

VI. Von den österreichischen Liedern will ich ein Einzelgesetz 94, 33 hersetzen:

Liebe mir geschach.
wær diu liebe alsô beliben!
ich kom, dâ ich vil rôsen sach:
seht, der brach ich eine; diu wart schiere dô verlorn.[2])
leit und ungemach
hât mir freude vil vertriben.
ich sage iu, wie mir nû geschach.
do ich si brach, dô tet mir wê ein ungefüeger dorn;
daȥ ich wil hiuwer vil gewisse[3]) rôsen brechen,
ichn[4]) sehe, ob eȥ der rehten einiu sî.
sumelîche[5]) rôsen kunnen stechen,
rehte rôsen die sint aller wandelunge frî.

Unter den vielen Nachfolgern Neidharts will ich Gottfried von Neifen nennen, der zugleich einer der geschicktesten Nachfolger Walthers, sowohl im hohen, wie im niederen Minneliede ist. Unter seinen Dichtungen finden sich bereits richtige Graslieder, die von nun an in der Geschichte unseres Volksliedes eine so bedeutende Rolle spielen. Während der übrige Minnesang im Laufe des 14. Jahrhunderts erstarb und ganz in Vergessenheit geriet, hielt Neidharts Sommer- und Winterlied sich in der Gunst der Dichter und Hörer, was schon daraus hervorgeht, daß Neidharts Gedichte noch im Jahre 1566 gedruckt werden konnten. Inzwischen hatte sich längst die Sage seiner bemächtigt, nicht zu seinen Gunsten. Denn ihm persönlich schob man alle die unsagbaren

1) vgl. Heinrich von Morungen 136, 1, S. 77 — 2) = ich habe sie gleich wieder fallen lassen — 3) gar vorsichtig — 4) außer wenn ich — 5) manche.

Unsauberkeiten und Roheiten in die Schuhe, in denen sich seine Nachahmer gefielen, je länger je mehr, weil der Geschmack sich im 14. und 15. Jahrhunderte immer mehr vergröberte und verpöbelte.

Neidhart lebt noch heute im Volksgesange fort, wo die auf ihn zurückführende Dichtung in ihren beiden Verzweigungen des Sommerliedes — mit dem Streite zwischen Mutter und Tochter, Mann und Frau und mit dem Gespräche der beiden Gespielinnen — sowie des Winterliedes — mit seinen Tölpeleien und zotig zugespitzten Erzählungen — noch heutzutage gut erhalten ist. Noch deutlich in seinem Ursprunge erkennbar, wird das Winterlied aber wohl weniger gesungen als vorgetragen.[1])

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So wäre ich denn am Ende meiner Ausführungen über einen Gegenstand, der hinter einer Aufschrift von bestechendem Reize so viel Schales birgt wie kaum ein anderer Abschnitt der Geschichte deutscher Dichtung. Man kann gewiß nicht sagen, daß der deutsche Geist im Mittelalter dem unerschöpflich reichen Liebesstoffe gegenüber sich gewachsen gezeigt habe. Man darf sich wundern, daß er ihm nicht mehr und nicht Tieferes abgewonnen hat, als das, wovon die vorhergehenden Blätter eine Vorstellung zu vermitteln suchen. Aber wann und wo wäre je die Liebe in ihrer ganzen Mächtigkeit begriffen worden?

---

1) Vgl. Volkslied[4] S. 141.

...nd Berlin

...the, Novalis,
...r. Wilhelm
...geb. M. 7.—

...ll das Lebendige,
...n konnte. Ihm
..., großen Erleb-
...dingend, wußte,
...liche Kraft des
...ragen; aber wie
...sen und sie doch
...Gedanken über
...ebet aus Dilthey
...jährigen Lebens
...Forderung im
...aren Dualismus
...nd Zauber dieses
...n Verhältnissen
...endes, das nicht
...e Rundschau.)

...pp Witkop.
...b. M. 6.—

...erlebt sie und ge-
...isch formt. Das
...vergleichlich wert-
...he Detailforschung
...wissenschaftliche
...Das in flüssiger,
...ne Buch verdient
...er Postzeitung.)

...Geh. M. 7.—,

...Abschnitten des
...nd gewählte und
...rfasser nicht bloß
...ngsbilder bietet
...ördern, auch den
...mit der der Ver-
...Bereicherung der
...Freunde des Volkes
...rr. Gymnasien.)

...Sieben Vor-
...ung Gottfried
...geb. M. 3.20.

...ten, wonach das
...die schlichte und
...ens- und künstle-
...schon aus seinen
...en Entwicklungs-
...den; für manches
...wäb. Merkur.)

...swelt

...ndlicher
...Wissens
...In käuflich

...b. M. 1.25.

...nterricht.

...ngswesen. Bücher-
...schulen und ver-
...ungen in den wich-
...in ihrer Entwick-
...neunzehnten Jahr-
...bliothekar Dr. G.
(Bd. 266.)
...ersität. Von Ph.
...22 Abb. (Bd. 206.)
...in Nordamerika.
...Mit zahlr. Abb.,
(Bd. 190.)
...Bildung der Ver-
...r. Dr. F. Kuypers.
...ild. (Bd. 150.)
...Kraft und Schön-
...rischen Zeugnissen
...mmelt. Von Turn-
...2 Bde. Band II:
(Bd. 188/189.)
...of. Dr. L. Bur-
...t 33 Fig. (Bd. 96.)
...Waisenhaus-Direk-
...2 Bde.
(Bd. 161. 162.)
...und seine Ideen.
...torp. 2. Aufl. Mit
...simile. (Bd. 250.)
...eben. Von Pastor
...Bildnisse Herbarts.
(Bd. 164.)
...n Leben und sein
...Portugall. Mit
(Bd. 82.)

...schichte. Von Prof.
...Soden. 3. Aufl.
...n u. 6 Ansichten.
(Bd. 6.)
...ltur in fünf Jahr-
...sialoberlehrer Dr.
...6 Abb. (Bd. 260.)
...israelitischen Reli-
...of. Dr. Fr. Giese-
(Bd. 52)

nden M. 1.25.

der neueren Forschung. ...richt. Von Prof. Dr. ... 2. Aufl. Mit 2 Bildn. (Bd. 113.)

...on Pfarrer Dr. G. So... ...nis. (Bd. 247.)

...historische Skizze. Von ...mer. 3. Aufl. (Bd. 49.)

...mungen der Gegenwart. ...D. A. H. Braasch. 2. Aufl. (Bd. 66.)

...Religion im Geistesleben. ...alwett. (Bd. 225.)

...urwissenschaft in Kampf ...geschichtlicher Rückblick. ...uche. 2. Aufl. (Bd. 141.)

...n. Von Pastor Baubert. (Bd. 406.)

...ine Persönlichkeit, seine ...utung. Von Realschul... ...t. 2. Aufl. Mit 1 Bild... (Bd. 31.)

...Leben. Von Pastor D. ...rn. (Bd. 164.)

...Von Dr. K. Schwarze. (Bd. 245.)

...ele des Menschenlebens. ...ld. 3. Aufl. (Bd. 12.)

...Von E. Wentscher. (Bd. 397.)

...nschauungen der Gegen... ...rof. Dr. O. Kirn. 2. Aufl. (Bd. 177.)

...Willensfreiheit. Von Prof. (Bd. 383.)

...Geisteslebens. Von Prof. ...n. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)

...enschen. Von Prof. Dr. ...Aufl. (Bd. 36.)

...ldes. Von Prof. Dr. R... ...Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

...Suggestion. Von Dr. (Bd. 199.)

...ersonennamen. Von Di... ...isch. (Bd. 296.)

...logie. Von Prof. Dr. J. (Bd. 95.)

...J. W. Bruinier. (Bd. 404.)

...slied. Über Wesen und ...chen Volksgesanges. Von ...nier. 4. Aufl. (Bd. 7.)

Die deutsche Volkssage. Von Dr. O. Böckel. (Bd. 262.)

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehde. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 230.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. Mit Abbildungen. 2 Bde. (Bd. 287/288.)
Bd. I: Von der Antike zum französischen Klassizismus. (Bd. 287.)
Bd. II: Von Versailles bis Weimar. (Bd. 288.)

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. H. Spiero. (Bd. 254.)

Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. Von Dr. H. Spiero. (Bd. 390.)

Lessing. Von Dr. Th. Schrempf. (Bd. 403.) (In Vorber.)

Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit Bildnis Schillers. 2. Aufl. (Bd. 74.)

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 51.)

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. O. F. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)

Friedrich Hebbel. Von Dr. A. Schapire-Neurath. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 238.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. Mit 1 Bildn. Gerhart Hauptmanns. (Bd. 283.)

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. E. Sieper. Mit 3 Taf. u. 3 Textb. 2. Aufl. (Bd. 185.)

Byzantinische Charakterköpfe. Von Dr. K. Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)

Der französische Roman und die Novelle. Von O. Flake. (Bd. 377.)

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von weil. Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)

Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Dir. Prof. Dr. Th. Volbehr. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)

Die Ästhetik. Von Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)

Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. Von Dr. E. Cohn-Wiener. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 317/318.)
Band I: Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 57 Abb. (Bd. 317.)
Band II: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Mit 31 Abb. (Bd. 318.)

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Taf. u. 32 Abb. (Bd. 272.)

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. 3. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 8.)

Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 62 Abb. u. 3 Taf. (Bd. 326.)

Die Renaissancearchitektur in Italien. Von Dr. P. Frankl. Mit 12 Tafeln und 27 Textabbildungen. (Bd. 381.)

Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. R. Kautzsch. Mit 35 Abb. (Bd. 44.)

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. B. Haendcke. Mit 63 Abb. (Bd. 198.)

Michelangelo. Eine Einführung in das Verständnis seiner Werke. Von E. Hildebrandt. Mit 44 Abb. (Bd. 392.)

Albrecht Dürer. Von Dr. R. Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)

Rembrandt. Von Prof. Dr. P. Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)

Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. Von Dr. H. Jantzen. Mit zahlr. Abbild. (Bd. 373.)

Der Impressionismus. Von Prof. Dr. B. Lázár. Mit 32 Abb. u. einer farbigen Tafel. (Bd. 395.)

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. (Bd. 87.)

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 77.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Chr. Ranck. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. H. Rietsch. (Bd. 178.)

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. C. R. Hennig. (Bd. 119.)

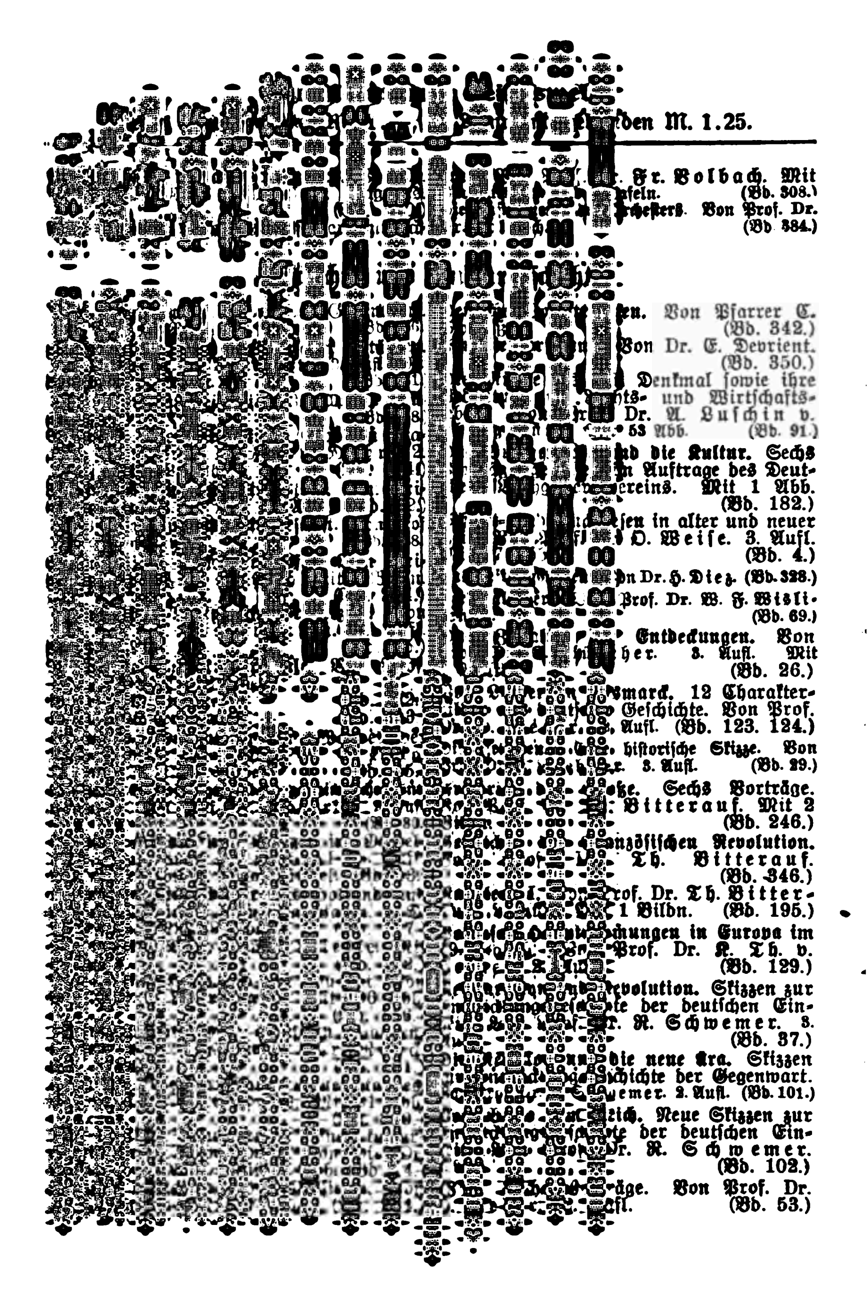
Musikalische Harmonik. Von S. G. Kallenberg. (Bd. 386.)

Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. Von Prof. Dr. O. Bie. (Bd. 325.)

Geschichte der Musik. Von Dr. Fr. Spiro. (Bd. 143.)

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. C. Krebs. Mit 4 Bildn. (Bd. 92.)

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Istel. Mit 1 Silhouette. (Bd. 239.)



...den M. 1.25.

... Fr. Volbach. Mit ...feln. (Bd. 308.)
...chesters. Von Prof. Dr. ... (Bd. 384.)

...en. Von Pfarrer C. ... (Bd. 342.)
...Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)
... Denkmal sowie ihre ...ts- und Wirtschafts- ... Dr. A. Luschin v. ... 53 Abb. (Bd. 91.)
...nd die Kultur. Sechs ...m Auftrage des Deut... ...ereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)
...sen in alter und neuer ... O. Weise. 3. Aufl. (Bd. 4.)
...on Dr. H. Diez. (Bd. 328.)
...Prof. Dr. W. F. Wisli... (Bd. 69.)
... Entdeckungen. Von ...her. 3. Aufl. Mit ... (Bd. 26.)
...smarck. 12 Charakter... ... Geschichte. Von Prof. ... Aufl. (Bd. 123. 124.)
... historische Skizze. Von ... 3. Aufl. (Bd. 29.)
...ke. Sechs Vorträge. ... Bitterauf. Mit 2 ... (Bd. 246.)
...anzösischen Revolution. ... Th. Bitterauf. (Bd. 346.)
...rof. Dr. Th. Bitter... ... 1 Bildn. (Bd. 195.)
...hungen in Europa im ... Prof. Dr. K. Th. v. ... (Bd. 129.)
...evolution. Skizzen zur ...te der deutschen Ein... ...r. R. Schwemer. 3. ... (Bd. 37.)
... die neue Ära. Skizzen ...chichte der Gegenwart. ...emer. 2. Aufl. (Bd. 101.)
...eich. Neue Skizzen zur ...te der deutschen Ein... ...Dr. R. Schwemer. (Bd. 102.)
...äge. Von Prof. Dr. ...fl. (Bd. 53.)

M. 1.25.

... des Verkehrs und ... tmann A. Meyer. (Bd. 271.)

... schichtliche Entwick- ... r Entdeckungen bis ... K. Freiherrn von ... ral a. D. (Bd. 99.)

... Von Prof. Dr. M. (Bd. 118.)

... ndels. Von Prof. Dr (Bd. 237.)

... ulwesens. Von Ober- ... abe. (Bd. 85.)

... 1409 bis 1909. Von ... it 25 Abb. (Bd. 273.)

... bewegung. Von (Bd. 157.)

... schaft.

... n Prof. Dr. S. P. (Bd. 306.)

... d Theorien bis zur ... egung. Von G. (Bd. 2.)

... hen Ideen im 19. ... Dr. Fr. Muckle. ... 270.) Band I: Der ... (Bd. 269.) Band II: ... ntwicklungsgeschicht- (Bd 270.)

... ndels. Von Prof. Dr. (Bd. 118.)

... andels. Von Prof. (Bd. 237.)

... in der Weltwirt- ... Dr. P. Arndt. (Bd. 179.)

... ben. Auf geogra- ... childert. Von weil. ... ber. 3. Aufl. Neu- ... ein. (Bd. 42.)

... führung in die Pro- ... eschichte. Von Prof. ... h. (Bd. 351.)

... eutschen Wirtschafts- ... h. Von Prof. Dr. (Bd. 57.)

... Paul Damm- (Bd. 331.)

... Von Dir. Dr. E. Otto. (Bd. 14.)

... chaft. Von Dr. W. ... u. 1 Karte. (Bd. 215.)

... Bauernstandes. Von ... it 21 Abb. (Bd. 320.)

... en M. 1.25.

... Denkmal sowie ihre Be-
... Wirtschaftsleben. Von
... v. Ebengreuth. Mit
(Bd. 91.)

... bewegung. Ein ge-
... Von Dr. K. Schir-
(Bd. 67.)

... ein Problem des Ka-
... f. Dr. R. Wilbrandt.
(Bd. 106.)

... cherungswesens. Von
... 2. Aufl. (Bd. 105.)

... in Deutschland. 1800
... bis zur Gegenwart).
... schlands Eisenbahnen
... aßen, ihre Entwick-
... g sowie ihre Bedeu-
... Volkswirtschaft. Von
... Aufl. (Bd. 15.)

... Entwicklung und Be-
... Bruns. (Bd. 165.)

... hrer Entwicklung und
... r. J. Bruns. Mit
(Bd. 183.)

... und Schiffahrtspolitik
... f. Dr. K. Thieß. (Bd.169.)

... Reishauer. Mit
... (Bd. 276.)

... ien. (Land und Leute.)
... horn. 2. Aufl. Mit
... (Bd. 98.)

... nach ihren wirtschaft-
... Im Lichte der Erd-
... Von Dr. Chr. G.
(Bd. 290.)

... land Land, Leute und
... r. R. Schachner. (Bd.366.)

... Länderkunde. Von
... Mit zahlr. Abb. u.
(Bd. 277. 278. 279.)

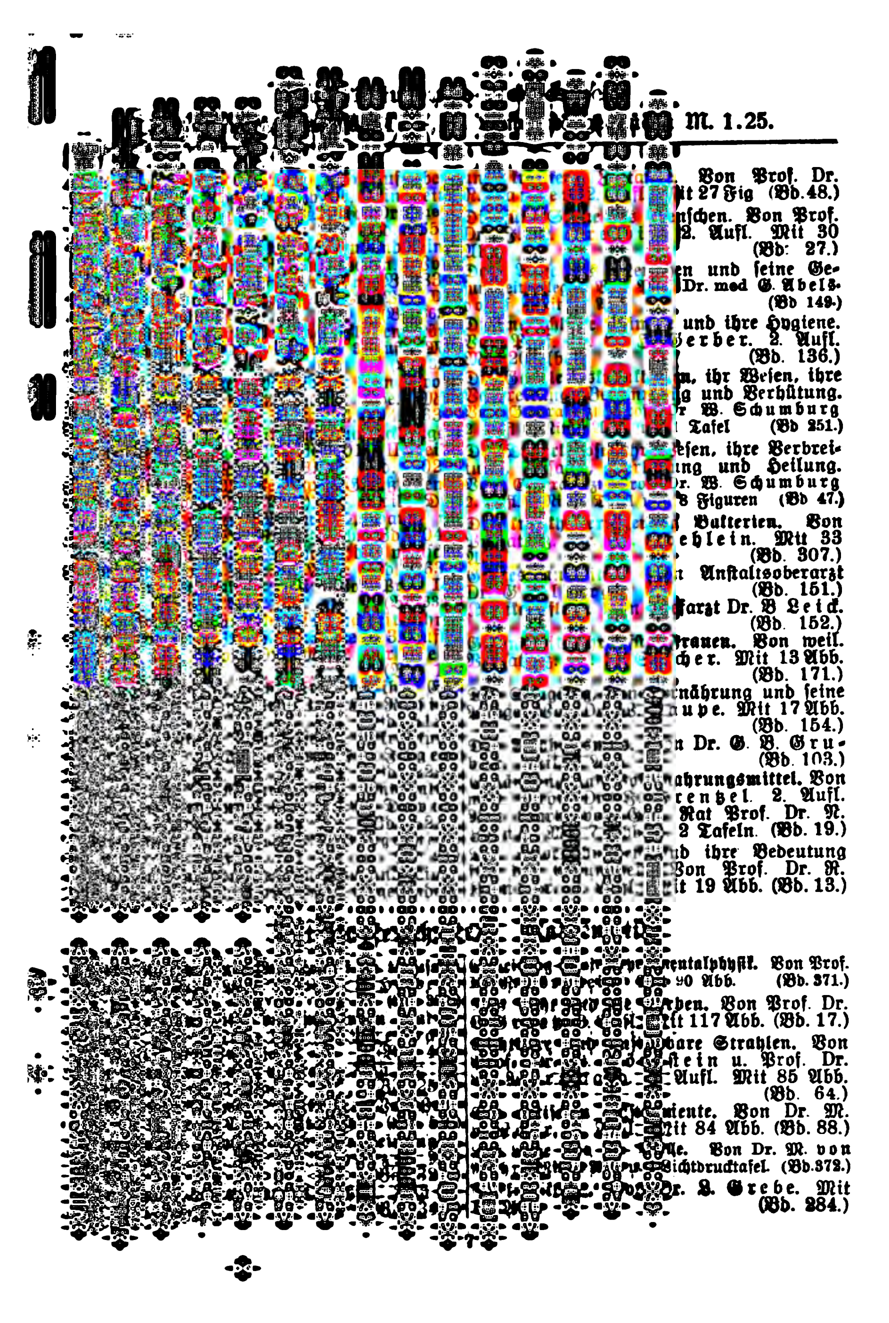
... länder. Marokko, Al-
... Mit 15 Abb., 10 Kar-
... u. 1 Tafel. (Bd. 277.)
... ische Orient. Mit 29
... (Bd. 278.) Band III:
... Mit 34 Abb., 3 Kar-
... agr. (Bd. 279.)

... ndheitslehre.

... Dr. A. Heilborn.
... Abb. (Bd. 62.)

... issenschaft. Wesen und
... hen Wissens. Von Dr.
... von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

... Suggestion. Von Dr. E-
(Bd. 199.)



M. 1.25.

. Von Prof. Dr.
it 27 Fig (Bd. 48.)
nschen. Von Prof.
2. Aufl. Mit 30
(Bd. 27.)
en und seine Ge-
Dr. med G. Abels
(Bd 149.)
und ihre Hygiene.
Ferber. 2. Aufl.
(Bd. 136.)
n, ihr Wesen, ihre
g und Verhütung.
r W. Schumburg
Tafel (Bd 251.)
esen, ihre Verbrei-
ung und Heilung.
r. W. Schumburg
8 Figuren (Bd 47.)
Bakterien. Von
ehlein. Mit 33
(Bd. 307.)
Anstaltsoberarzt
(Bd. 151.)
arzt Dr. B Leick.
(Bd. 152.)
rauen. Von weil.
cher. Mit 13 Abb.
(Bd. 171.)
nährung und seine
upe. Mit 17 Abb.
(Bd. 154.)
n Dr. G. B. Gru-
(Bd. 103.)
ahrungsmittel. Von
entzel. 2. Aufl.
Rat Prof. Dr. R.
2 Tafeln. (Bd. 19.)
d ihre Bedeutung
on Prof. Dr. R.
it 19 Abb. (Bd. 13.)

mentalphysik. Von Prof.
90 Abb. (Bd. 371.)
rben. Von Prof. Dr.
it 117 Abb. (Bd. 17.)
bare Strahlen. Von
stein u. Prof. Dr.
Aufl. Mit 85 Abb.
(Bd. 64.)
iente. Von Dr. M.
it 84 Abb. (Bd. 88.)
le. Von Dr. M. von
ichtdrucktafel. (Bd. 372.)
r. L. Grebe. Mit
(Bd. 284.)

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abb. (Bd. 35.)

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Th. Hartwig. Mit 40 Abb. u. 19 Taf. (Bd. 135.)

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abb. (Bd. 172.)

Die Kälte, ihr Wesen, ihre Erzeugung und Verwertung. Von Dr. H. Alt. Mit 45 Abb. (Bd. 311.)

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abb. (Bd. 5.)

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)

Die Erscheinungen des Lebens. Von Prof. Dr. H. Miehe. Mit 40 Fig. (Bd. 130.)

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse. 4. Aufl. Mit 37 Fig. (Bd. 39.)

Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. Von Dr. H. Lehmann. (Bd. 379.)

Experimentelle Biologie. Von Dr. C. Thesing. Mit Abb. 2 Bde. Band I: Experimentelle Zellforschung. (Bd. 336.) Band II: Regeneration, Transplantation und verwandte Gebiete. (Bd. 337.)

Einführung in die Biochemie. Von Prof. Dr. W. Löb. (Bd. 352.)

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. E. Teichmann. 2. Aufl. Mit 7 Abb. und 4 Doppeltaf. (Bd. 70.)

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. P. Gisevius. Mit 24 Abb. (Bd. 173.)

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. K. Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Fig. (Bd. 10.)

Die fleischfressenden Pflanzen. Von Dr. A. Wagner. Mit Abb. (Bd. 344.)

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. H. Hausrath. Mit 15 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 153.)

Die Pilze. Von Dr. A. Eichinger. Mit 54 Abb. (Bd. 334.)

Weinbau und Weinbereitung. Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)

Der Obstbau. Von Dr. E. Voges. Mit 13 Abb. (Bd. 107.)

Unsere Blumen und Pflanzen im Zimmer. Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 359.)

Unsere Blumen und Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 360.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Chr. Ranck. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Kolonialbotanik. Von Prof. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. A. Wieler. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 132.)

Die Milch und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. (Bd. 326.)

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer E. Reukauf. Mit 100 Abb. (Bd. 181.)

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 39 Abb. (Bd. 160.)

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. K. Eckstein. 2. Aufl. Mit 51 Fig. (Bd. 18.)

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von weil. Privatdoz. Dr. K. Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. W. Lubosch. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. C. Keller. Mit 28 Fig. (Bd. 252.)

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 77 Abb. (Bd. 253.)

Tierzüchtung. Von Dr. G. Wilsdorf. (Bd. 369.)

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. A. Voigt. (Bd. 221.)

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. W. R. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)

Korallen und andere gesteinbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 455 Abb. (Bd. 231.)

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. O. Maas. Mit 11 Karten u. Abb. (Bd. 139.)

Die Bakterien. Von Prof. Dr. E. Gutzeit. Mit 13 Abb. (Bd. 233.)

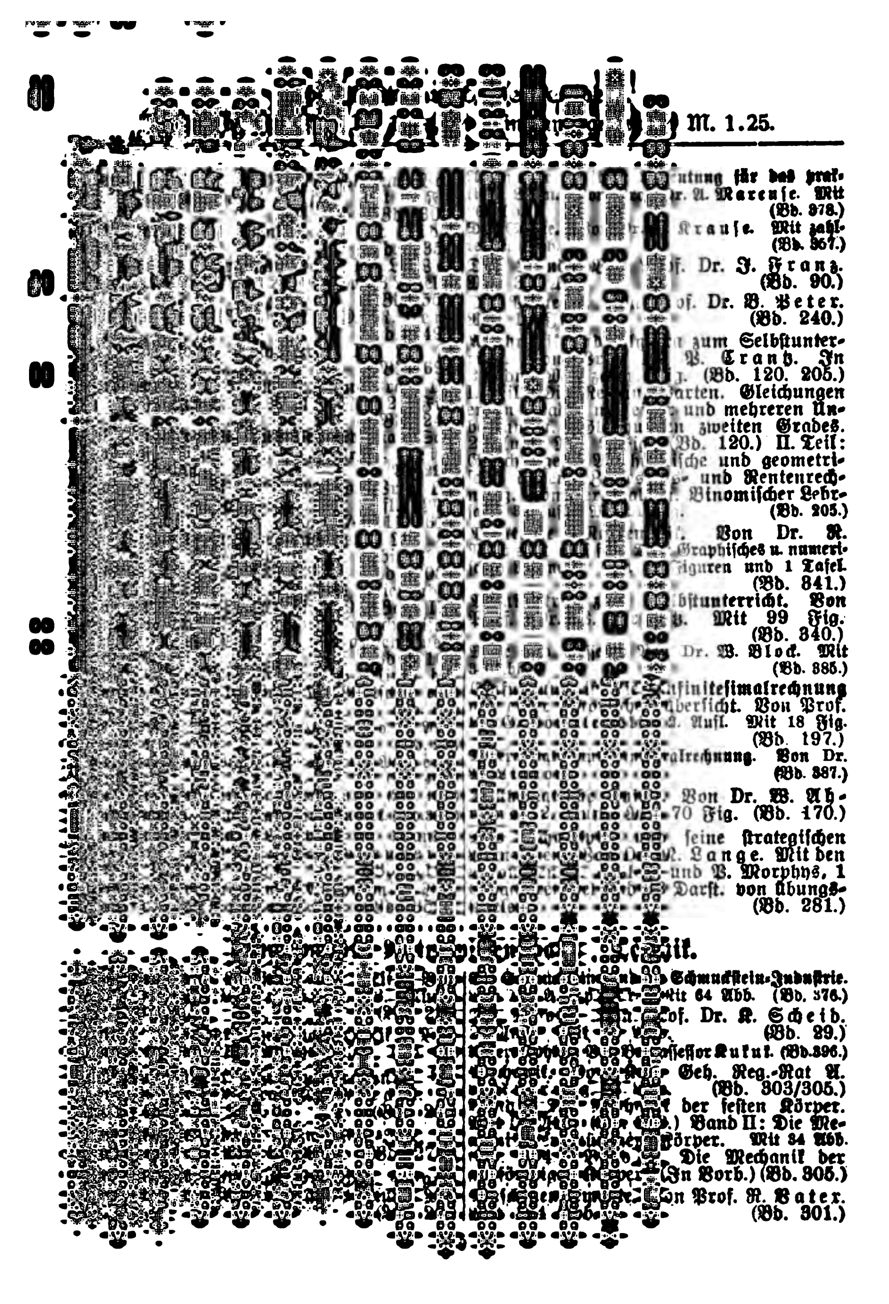
Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. K. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Fr. Knauer. Mit 37 Fig. (Bd. 148.)

Die Ameisen. Von Dr. Fr. Knauer. Mit 61 Fig. (Bd. 94.)

Das Süßwasser-Plankton. Von Prof. Dr. O. Zacharias. 2. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 156.)

M. 1.25.



...utung für das prak-
...r. A. Marcuse. Mit
(Bd. 378.)
... Krause. Mit zahl-
(Bd. 367.)
...f. Dr. J. Franz.
(Bd. 90.)
...of. Dr. B. Peter.
(Bd. 240.)
... zum Selbstunter-
... P. Crantz. In
...j. (Bd. 120. 205.)
...arten. Gleichungen
... und mehreren Un-
...n zweiten Grades.
...Bd. 120.) II. Teil:
...sche und geometri-
... und Rentenrech-
... Binomischer Lehr-
(Bd. 205.)
... Von Dr. R.
... Graphisches u. numeri-
... Figuren und 1 Tafel.
(Bd. 841.)
...bstunterricht. Von
...p. Mit 99 Fig.
(Bd. 340.)
... Dr. W. Block. Mit
(Bd. 385.)
...Infinitesimalrechnung
...Übersicht. Von Prof.
... Aufl. Mit 18 Fig.
(Bd. 197.)
...alrechnung. Von Dr.
(Bd. 387.)
... Von Dr. W. Ah-
...70 Fig. (Bd. 170.)
... seine strategischen
...R. Lange. Mit den
... und P. Morphys, 1
... Darst. von Übungs-
(Bd. 281.)

...Technik.

...Schmuckstein-Industrie.
...Mit 64 Abb. (Bd. 376.)
...rof. Dr. R. Scheid.
(Bd. 29.)
...rofessor Kukuk. (Bd. 396.)
... Geh. Reg.-Rat A.
(Bd. 303/305.)
... der festen Körper.
...) Band II: Die Me-
...Körper. Mit 34 Abb.
... Die Mechanik der
...(In Vorb.) (Bd. 305.)
...on Prof. R. Vater.
(Bd. 301.)

...en M. 1.25.

...hre wissenschaftlichen ...c technische Entwick- ...imführ. 2. Aufl. (Bd. 300.)

...Ihre Entwicklung und ...R. Weiß. Mit 69 Abb. (Bd 364.)

...n der Gegenwart. ...h. Mit 155 Abb. (Bd. 108.)

...n. Von Ingenieur ...40 Abb. (Bd. 241.)

...anlagen und Dampf- ...ir J. E. Mayer. (Bd. 348.)

...Bauführer a. D. H. (Bd. 216.)

...t. Von Prof. A. W. ...it 7 Taf. u. 26 Abb. (Bd. 175.)

...hemische Wissenschaft. ...Bd. Mit 16 Fig. (Bd. 264.)

...ischen Technik. Von ...t 24 Abb. (Bd. 191.)

...seine Verwertung. ...iser. Mit 13 Abb. (Bd. 313.)

...n Dr. P. Krische. (Bd. 314.)

...on Dr. A. Bau. Mit (Bd. 333.)

...reitung. Von Dr. F. (Bd. 332.)

...gie der Sprengstoffe. ...iedermann. Mit (Bd. 286.)

...Prof. Dr. G. Küm- (Bd. 227.)

...Von Dr. H. Lehmann (Bd. 358.)

...Prof. Dr. K. Arndt. (Bd. 234.)

...ken im Haushalt. Von ... 2 Bde. Mit zahlr. (Bd. 125. 126.)

...ie Hausfrau für die ...milie? Mit 31 Abb. ...Wie sorgt die Haus- ...rung? Mit 17 Abb.

...nd Haus. Von weil. ...l. 2. Aufl. von Dr. ...Doppeltafel. (Bd. 76.)

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

Eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur, welche die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume. Jeder Band ist inhaltlich vollständig in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

TEIL I u. II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Geh. M. 18.—, in Leinw. geb. M. 20.—, in Halbfr. geb. M. 22.—. [2. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 1.]

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen †. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen †. Die mathematische, naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbemuseen: L. Pallat. Naturwissenschaftliche Museen: K. Kraepelin. Technische Museen: W. v. Dyck. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen: J. Lessing †. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion. Geh. ca. M. 7.—, in Leinw. geb. ca. M. 9.—, in Halbfr. geb. ca. M. 11.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil I, Abt. 3, I.]

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. — Die orientalischen Religionen in ihrem Einfluß auf den Westen im Altertum: Fr. Cumont. — Altgermanische Religion: A. Heusler.

Geschichte der christlichen Religion. Geh. M. 18.—, in Leinw. geb. M. 20.—, in Halbfr. geb. M. 22.—. [2. Aufl. 1909. Teil I, Abt. 4, I.]

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: A. Ehrhard. — Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

Systematische christliche Religion. Geh. M. 6.60, in Leinw. geb. M. 8.—, in Halbfr. geb. M. 10.—. [2. Aufl. 1909. Teil I, Abt. 4, II.]

Inhalt: Wesen der Religion u. der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie. Geh. ca. M. 12.—, in Leinwand geb. ca. M. 14.—, in Halbfranz geb. ca. M. 16.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil I, Abt. 5.]

Inhalt. Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die islamische und jüdische Philosophie: J. Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: W. Grube. IV. Die japanische Philosophie: T. Jnouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. VI. Die patristische Philosophie: Cl. Bäumker. VII. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Cl. Bäumker. VIII. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

Systematische Philosophie. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—, in Halbfr. geb. M. 14.—. [2. Aufl. 1908. Teil I, Abt. 6.]

Inhalt. Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. — Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Naturphilosophie: W. Ostwald. IV. Psychologie: H. Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. VI. Ethik: Fr. Paulsen. VII. Pädagogik: W. Münch. VIII. Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen.

Die orientalischen Literaturen. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. [1906. Teil I, Abt. 7.]

Inhalt. Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Literatur: A. Erman. — Die babylonisch-assyrische Literatur: C. Bezold. — Die israelitische Literatur: H. Gunkel. — Die aramäische Literatur: Th. Nöldeke. — Die äthiop. Literatur: Th. Nöldeke. — Die arab. Literatur: M. J. de Goeje. — Die ind. Literatur: R. Pischel. — Die altpers. Literatur: K. Geldner. — Die mittelpers. Literatur: P. Horn — Die neupers. Literatur: P. Horn. — Die türkische Literatur: P. Horn. — Die armenische Literatur: F. N. Finck. — Die georg. Literatur: F. N. Finck. — Die chines. Literatur: W. Grube. — Die japan. Literatur: K. Florenz.

Die griech. u. latein. Literatur u. Sprache. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—, in Halbfr. geb. M. 16.—. [3. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 8.]

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache: Die griech. Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — Die griech. Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griech. Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache: Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die latein. Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die latein. Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen u. die slawisch. Sprachen. Geh. M. 10.—, in Lnw. geb. M. 12.—, in Hlbfr. geb. M. 14.—. [1908. Teil I, Abt. 9.]

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die slawischen Literaturen. I. Die russische Literatur: A. Wesselovsky. — II. Die poln. Literatur: A. Brückner. III. Die böhm. Literatur: J. Máchal. IV. Die südslaw. Literaturen: M. Murko. — Die neugriech. Literatur: A. Thumb. — Die finnisch-ugr. Literaturen. I. Die ungar. Literatur: F. Riedl. II. Die finn. Literatur: E. Setälä. III. Die estn. Literatur: G. Suits. — Die litauisch-lett. Literaturen. I. Die lit. Literatur: A. Bezzenberger. II. Die lett. Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen. Mit Einschluß des Keltischen. Geh. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—, in Halbfranz geb. M. 16.—. [1908. Teil I, Abt. 11, I.]

Inhalt: I. Die kelt. Literaturen. 1. Sprache u. Literatur im allgemeinen: H. Zimmer. 2. Die einzelnen kelt. Literaturen. a) Die ir.-gäl. Literatur: K. Meyer. b) Die schott.-gäl. u. die Manx-Literatur. c) Die kymr. (walis.) Literatur. d) Die korn. u. die breton. Literatur: L. Ch. Stern. II. Die roman. Literaturen: H. Morf. III. Die roman. Sprachen: W. Meyer-Lübke.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. I. Hälfte. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. [1911. Teil II, Abt. 2, I.]

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Verfassung und der Verwaltung und die Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. A. Die orientalische Verfassung

und Verwaltung. 1. Die Verfassung und Verwaltung des orientalischen Altertums: L. Wenger. 2. Die islamische Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. 3. Die Verfassung und Verwaltung Chinas: O. Franke. 4. Die Verfassung und Verwaltung Japans: K. Rathgen. — B. Die europäische Verfassung u. Verwaltung (1. Hälfte). 1. Die Verfassung u. Verwaltung des europäischen Altertums: L. Wenger. 2. Die Verfassung u. Verwaltung der Germanen und des Deutschen Reiches bis z. Jahre 1806: A. Luschin v. Ebengreuth.

Staat u. Gesellschaft des Orients. [Teil II, Abt. 3 erscheint 1913.]

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. 1. Altertum: G. Maspero. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens (die islamischen Völker): M. Hartmann. b) Staat und Gesellschaft Ostasiens. α) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. β) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Staat u. Gesellschaft d. Griechen u. Römer. Geh. M. 8.—, in Leinw. geb. M. 10.—, in Halbfr. geb. M. 12.—. [1910. Teil II, Abt. 4, I.]

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: B. Niese.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit. Geh. M. 9.—, in Leinw. geb. M. 11.—, in Halbfranz geb. M. 13.—. [1908. Teil II, Abt. 5, I.]

Inhalt: I. Reformationszeitalter. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Reformation. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: F. v. Bezold. — II. Zeitalter der Gegenreformation: E. Gothein. — III. Zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: R. Koser.

Allgem. Rechtsgeschichte. [1913. Teil II, Abt. 7, I. Unt. d. Presse.]

Inhalt: Die Anfänge des Rechts: J. Kohler. — Orientalisches Recht im Altertum: L. Wenger. — Europäisches Recht im Altertum: L. Wenger.

Systematische Rechtswissenschaft. Geh. ca. M. 14.—, in Leinw. geb. ca. M. 16.—, in Halbfranz geb. ca. M. 18.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil II, Abt. 8.]

Inhalt: I. Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. II. Die einzelnen Teilgebiete: A. Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. — Handels- und Wechselrecht: K. Gareis. — Internationales Privatrecht: L. v. Bar. B. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. C. Strafrecht u. Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. D. Kirchenrecht: W. Kahl. E. Staatsrecht: P. Laband. F. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. — Polizei- und Kulturpflege: E. Bernatzik. G. Völkerrecht: F. von Martitz. III. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Von W. Lexis. Geh. ca. M. 7.—, in Leinw. geb. ca. M. 9.—, in Halbfranz geb. ca. M. 11.—. [2. Aufl. 1913. Teil II, Abt. 10, I.]

In Vorbereitung befinden sich noch:

Teil I, Abt. 2: Die Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften.
I. Die Geisteswissenschaften u. ihre Methoden im allgemeinen. II. Erkenntnismittel u. Hilfsdisziplinen der Geisteswissenschaften.

Teil I, Abt. 3, II: Die Religionen des klassischen Altertums.

Teil I, Abt. 10: Die deutsche Literatur und Sprache.

Teil I, Abt. 11, II: Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft.

Teil I, Abt. 12: Musik.
I. Geschichte der Musik u. der Musikwissenschaft. II. Allgemeine Musikwissenschaft.

Teil I, Abt. 13: Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums.
I. Die Anfänge der Kunst und die Kunst der primitiven Völker. II. Die orientalische Kunst. III. Die europäische Kunst des Altertums.

Teil I, Abt. 14: Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft.

Teil II, Abt. 1: Völker-, Länder- u. Staatenkunde. (Die anthropogeograph. Grundlagen.)

Teil II, Abt. 2, II: Allgem. Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte. 2. Hälfte.

Teil II, Abt. 4, II: Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter.
I. Osteuropa (Byzanz). II. Westeuropa (Die romanisch-germanischen Völker).

Teil II, Abt. 5, II: Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit.
I. Revolutionszeitalter und Erstes Kaiserreich. II. 19. Jahrhundert. III. Osteuropa. IV. Nordamerika. V. Romanisch-germanische Koloniallander außer Nordamerika.

Teil II, Abt. 6: System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft.
I. Allgemeines. II. Die einzelnen Teilgebiete. III. Die Zukunftsaufgaben des Staates und der Gesellschaft und der Staats- und der Gesellschaftswissenschaft.

Teil II, Abt. 7, II: Allg. Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft.
I. Das orientalische Recht des Mittelalters und der Neuzeit. II. Das europäische Recht des Mittelalters und der Neuzeit.

Teil II, Abt. 9: Allg. Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre.

Teil II, Abt. 10, II: Spezielle Volkswirtschaftslehre.
I. Agrarpolitik. II. Gewerbepolitik. III. Handelspolitik. IV. Kolonialpolitik. V. Verkehrspolitik. VI. Versicherungspolitik. VII. Sozialpolitik.

Teil II, Abt. 10, III: System der Staats- u. Gemeindewirtschaftslehre (Finanzwissenschaft).

TEIL III: Die mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebiete.

Bearbeitet unter Leitung von
F. Klein, E. Lecher, R. v. Wettstein, Fr. v. Müller.

Die Mathematik im Altertum und im Mittelalter: Professor Dr. H. G. Zeuthen, Kopenhagen. Geh. M. 3.— [1912. Abt. I. Lfrg. 1.]

Chemie einschl. Kristallographie u. Mineralogie. Bandredakt.: E. v. Meyer u. Fr. Rinne. Mit Abb. Geh. ca. M. 22.—, in Leinw. geb. ca. M. 24.—, in Halbfr. geb. ca. M. 26.—. [1913. Abt. III., Bd. 2.]

Inhalt: Entwicklung der Chemie von Robert Boyle bis Lavoisier (1660—1793): E. v. Meyer. — Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert durch Begründung und Ausbau der Atomtheorie: E. v. Meyer. — Anorganische Chemie: C. Engler und L. Wöhler. — Organische Chemie: O. Wallach. — Physikalische Chemie: R. Luther und W. Nernst. — Photochemie: R. Luther. — Elektrochemie: M. Le Blanc. — Beziehungen der Chemie zur Physiologie: A. Kossel. — Beziehungen der Chemie zum Ackerbau: † O. Kellner und R. Immendorf. — Wechselwirkungen zwischen der chemischen Technik: O. Witt. — Kristallographie und Mineralogie: Fr. Rinne.

Zellen- und Gewebelehre, Morphologie und Entwicklungsgeschichte. Bandredakteure: O. Hertwig und † E. Strasburger, in zwei Teilbänden. Mit Abb. Geh. ca. M. 22.—, in Leinw. geb. ca. M. 24.—, in Halbfranz geb. ca. M. 26.—. [1913. Abt. IV., Band 2.]

Inhalt: I. Hälfte: Botanik. Pflanzliche Zellen- und Gewebelehre: E. Strasburger. — Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Pflanzen: W. Benecke. — **II. Hälfte: Zoologie.** Die einzelligen Organismen: R. Hertwig. — Zellen und Gewebe des Tierkörpers: H. Poll. — Allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere: O. Hertwig. — Entwicklungsgeschichte u. Morphologie d. Wirbellosen: K. Heider. — Entwicklungsgeschichte d. Wirbeltiere: F. Keibel. — Morphologie d. Wirbeltiere: E. Gaupp.

In Vorbereitung bzw. unter der Presse * befinden sich:

***I. Abteilung: Die mathematischen Wissenschaften.**

Abteilungsleiter und Bandredakteur: F. Klein.
Inhalt: Die Beziehungen der Mathematik zur allgemeinen Kultur: A. Voß. — Mathematik u. Philosophie: A. Voß. — Die Mathematik im 16., 17. und 18. Jahrh.: P. Stäckel. — Die Entwicklung d. reinen Mathematik i. 19. Jahrh.: F. Klein. — Die moderne Entwicklung d. an-

gewandten Mathematik: C. Runge. — Mathematischer Unterricht: H. E. Timerding.

II. Abt.: Die Vorgeschichte der modernen Naturwissenschaften und der Medizin.

Bandredakteure: J. Ilberg und K. Sudhoff. Bearb. von Fr. Boll, S. Günther, I. L. Heiberg, M. Höfler, J. Ilberg, E. Seidel, H. Stadler, K. Sudhoff, E. Wiedemann u. a.

III. Abt.: Anorgan. Naturwissenschaften. Abteilungsleiter: E. Lecher.

*Band 1: Physik.

Bandredakteur: E. Warburg.

Inhalt: Akustik: F. Auerbach. — Telegraphie: F. Braun. — Experimentelle Atomistik: E. Dorn. — Theoret. Atomistik. Relativitätsprinzip: A. Einstein. — Radioaktivität I: J. Elster und H. Geitel. — Spektralanalyse: F. Exner. — Theorie des Magnetismus: R. Gans. — Über die Untersuchung d. feinsten Spektrallinien: E. Gehrke. — Positive Strahlen: E. Gehrke und O. Reichenheim. — Die Energie degradierender Vorgänge im elektromagnetischen Feld: E. Gumlich. — Das Prinzip von der Erhaltung der Energie und das Prinzip von der Vermehrung der Entropie: Fr. Hasenöhrl. — Natur der Wärme (Thermodynamik): Fr. Henning. — Mechan. u. therm. Eigenschaften: Kalorimetrie: L. Holborn. — Wärmeleitung: W. Jäger. — Kathoden- und Röntgenstrahlen: W. Kaufmann. — Entdeckungen von Maxwell u. Hertz: E. Lecher. — Die Maxwellsche und Elektronentheorie: H. A. Lorentz. — Neuere Fortschritte der geometr. Optik: O. Lummer. — Das Prinzip der kleinsten Wirkung: M. Planck. — Gesch. d. Elektrizität bis z. Siege der Faradayschen Anschauungen: F. Richarz. — Wärmestrahlung H. Rubens. — Radioaktivität II: E. v. Schweidler — Elektr. Leitvermögen: H. Starke. — Phänomenologische u. atomistische Betrachtungsweise: W. Voigt. — Newtonsche Mechanik: E. Wiechert. — Die gekoppelten elektr. Systeme: M. Wien. — Strahlungstheorie: W. Wien. — Entwicklung der Wellenlehre des Lichts: O. Wiener. — Magnetooptik: P. Zeeman.

*Band 3: Astronomie.

Bandredakteur: J. Hartmann.

Inhalt: Anfänge der Astronomie, Zusammenhang mit der Religion: Fr. Boll. — Chronologie und Kalenderwesen: F. K. Ginzel. — Zeitmessung: J. Hartmann. — Astronomische Ortsbestimmung: L. Ambronn. — Erweiterung des Raumbegriffs: A. v. Flotow. — Mechan. Theorie des Planetensystems: J. v. Hepperger — Physische Erforschung des Planetensystems: K. Graff. — Physik der Sonne: E. Pringsheim. — Physik der Fixsterne: F. W. Ristenpart. — Sternsystem: H. Kobold. — Beziehungen der Astronomie zu Kunst und Technik: L. Ambronn. — Organisation: F. W. Ristenpart.

Band 4: Geonomie.

Bandredakteure: F. R. Helmert und H. Benndorf. Bearbeitet von H. Benndorf, † G. H. Darwin, H. Ebert, O. Eggert, S. Finsterwalder, E. Kohlschütter u. a.

Band 5: Geologie (einschl. Petrographie).

Bandredakteur: A. Rothpletz. Bearbeitet von A. Bergeat, E. v. Koken, J. Königsberger, A. Rothpletz.

Band 6: Physiogeographie.

Bandredakteur: E. Brückner 1. Hälfte: Allgemeine Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, S. Finsterwalder, J. v. Hann, † O. Krümmel, E. Oberhummer, A. Merz u. a. 2. Hälfte: Spezielle Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, W. M. Davis u. a.

IV. Abt.: Organische Naturwissenschaften. Abteilungsleiter: R. v. Wettstein.

*Band 1: Allgemeine Biologie.

Bandredakteure C. Chun u. W. L. Johannsen.

Inhalt: Geschichte der modernen Biologie [etwa seit Linnés Tode]: E. Rádl. — Biologische Methodik im allgemeinen, Richtungen und Organisation der Forschung A. Fischel. — Organisation des biologischen Unterrichts: R. v. Wettstein. — Allgemeine Biologie. a) Organismen: W. Roux, W. Ostwald, O. zur Straßen. b) Protoplasma: B. Lidfors. c) Einzellige, Vielzellige: E. Laqueur. d) Organisationshöhe: H. Spemann. e) Individuum, Lebenslauf, Alter, Tod: W. Schleip. f) Allgemeines über Fortpflanzungsvorgänge: E. Godlewski, P. Claußen. g) Regeneration und Transplantation. α) der Tiere: H. Przibram. β) der Pflanzen: E. Baur. h) Experimentelle Grundlagen der Deszendenzlehre: W. L. Johannsen. i) Gliederung in Pflanzen und Tiere: O. Porsch.

Band 3: Physiologie und Ökologie.

Bandredakteure: M. Rubner und G. Haberlandt. Bearbeitet von E. Baur, Fr. Czapek, H. v. Guttenberg u. a.

*Band 4: Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie.

Bandredakt.: R. v. Hertwig u. R. v. Wettstein.

Inhalt: Deszendenztheorie: R. v. Hertwig. — Systematik. a) Allgemeines: L. Plate. b) System der Pflanzen: R. v. Wettstein. c) System der Tiere: L. Plate. — Biogeographie. a) Allgemeine Prinzipien der Biogeographie: A. Brauer. — b) Pflanzengeographie: A. Engler. c) Tiergeographie: A. Brauer. — Paläontologie. a) Allgemeines: O. Abel. b) Paläophytologie: W. J. Jongmans. c) Paläozoologie: O. Abel. — Spezielle Phylogenie. a) des Pflanzenreiches: R. v. Wettstein. b) des Tierreiches: J. E. V. Boas. α) der Wirbellosen: K. Heider. β) der Wirbeltiere.

V. Abt.: Anthropologie einschließl. naturwissenschaftl. Ethnographie.
Bandredakteur: G. Schwalbe. Bearbeitet von E. Fischer, M. Hoernes, F. v. Luschan, Th. Mollison, A. Ploetz, G. Schwalbe.

VI. Abt.: Die medizinischen Wissenschaften. Abteilungsleiter: Fr. v. Müller.
Band 1: **Die Geschichte der modernen Medizin.** Bandredakteur: K. Sudhoff. Bearbeitet von M. Neuburger, K. Sudhoff u. a. **Die Lehre von den Krankheiten.** Bandredakteur: F. Marchand.
Band 2: **Die medizin. Spezialfächer.** Bandredakteure: W. His und Fr. von Müller.
Band 3: **Beziehungen der Medizin zum Volkswohl.** Bandredakteur: M. v. Gruber.

VII. Abt.: Naturphilosophie und Psychologie.
*Band 1: **Naturphilosophie.** Bandredakt.: C. Stumpf. Bearb. von E. Becher.
Band 2: **Psychologie.** Bandredakteur: C. Stumpf. Bearbeitet von C. L. Morgan und C. Stumpf.

VIII. Abt.: Organisation d. Forschung u. d. Unterrichts. Bandredakt.: A. Gutzmer.

TEIL IV: Die technischen Kulturgebiete.

Abteilungsleiter: **W. v. Dyck** und **O. Kammerer.**

Technik des Kriegswesens. Bandredakteur: M. Schwarte. Mit Abb. Geh. M. 24.—, in Leinwand geb. M. 26.—, in Halbfranz geb. M. 28.—. [1913. Teil IV. Band 12.]

Inhalt: Kriegsvorbereitung, Kriegsführung: M. Schwarte. — Waffentechnik. a) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Chemie: O. Poppenberg. b) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Metallurgie: W. Schwinning. c) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Konstruktionslehre: W. Schwinning. — d) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur optischen Technik: O. von Eberhard. e) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Physik und Mathematik: O. Becker. — Technik des Befestigungswesens: J. Schröter. — Kriegsschiffbau: O. Kretschmer. — Vorbereitung für den Seekrieg und Seekriegsführung: M. Glatzel. — Einfluß des Kriegswesens auf die Gesamtkultur: A. Kersting.

In Vorbereitung befinden sich:

Band 1: **Vorgeschichte der Technik.** Bandredakteur u. Bearbeiter: C. Matschoß.

Band 2: **Verwertung der Naturkräfte zur Gewinnung mechanischer Energie.** Bandredakteur: M. Schröter. Bearbeitet von H. Bunte, R. Escher, W. Lynen, W. v. Oechelhaeuser, R. Schöttler, M. Schröter.

Band 3: **Umwandlung und Verteilung der Energie.** Bandredakteur: M. Schröter. Bearbeitet von A. Schwaiger u. a.

Band 4: **Bergbau und Hüttenwesen.** (Stoffgewinnung auf anorganischem Wege.) I. Teil. Bergbau. Bandredakt.: W. Bornhardt. Bearbeitet von H. E. Böker, G. Franke, Fr. Heise, Fr. Herbst, M. Krahmann, M. Reuß, O. Stegemann, L. Tübben. — II. Teil. Hüttenwesen.

Band 5: **Land- und Forstwirtschaft.** (Stoffgewinnung auf organischem Wege.) I. Teil. Landwirtschaft. — II. Teil. Forstwirtschaft. Bandredakteur und Bearbeiter: R. Beck und H. Martin.

Band 6: **Mechanische Technologie.** (Stoffbearbeitung auf maschinentechnisch. Wege.) Bandredakteure: E. Pfuhl und A. Wallichs. Bearbeitet von P. von Deuffer, Fr. Hülle, O. Johannsen, E. Pfuhl, M. Rudeloff, A. Wallichs.

Band 7: **Chemische Technologie.** (Stoffbearbeitung auf chem.-technischem Wege.)

Band 8 und 9: **Siedelungen.** Bandredakteure: W. Franz und C. Hocheder. Bearbeitet von H. E. von Berlepsch-Valendas, W. Bertsch, K. Diestel, M. Dülfer, Th. Fischer, H. Grässel, C. Hocheder, R. Rehlen, R. Schachner, H. v. Schmidt.

Band 10 u. 11: **Verkehrswesen.** Bandredakteur: O. Kammerer.

Band 13: **Die technischen Mittel des geistigen Verkehrs.** Bandredakteur: A. Miethe.

Band 14: **Die technischen Mittel der Beobachtung und Messung.** Bandredakteur: A. Miethe. Bearbeitet von A. Miethe, E. Goldberg u. a.

Band 15: **Entwicklungslinien der Technik im 19. Jahrhundert.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

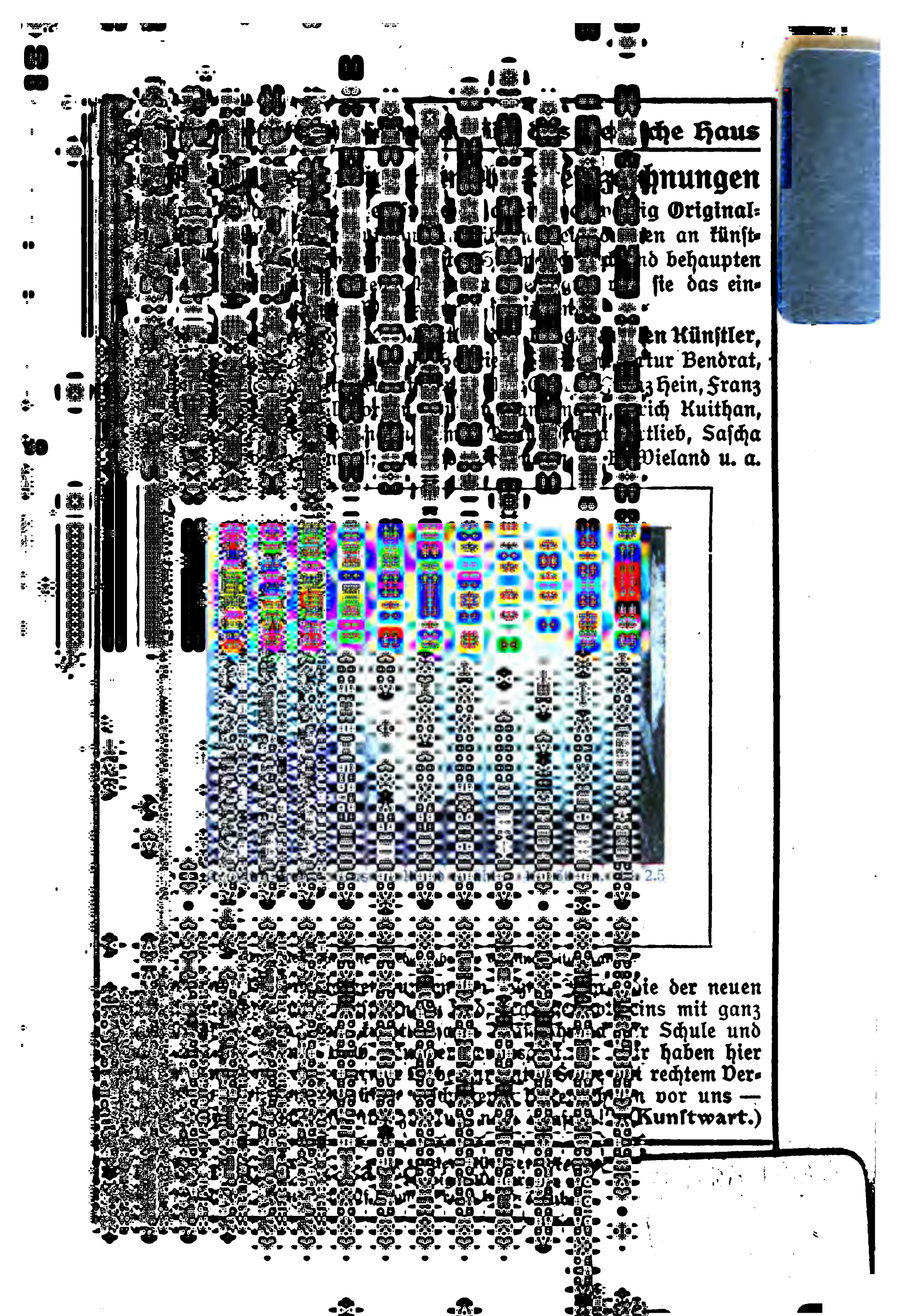
Band 16: **Organisation der Forschung. Unterricht.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

Band 17. **Die Stellung der Technik zu den anderen Kulturgebieten. I.** Bandredakteur: W. v. Dyck. Bearbeitet von Fr Gottl von Ottlilienfeld u. a.

Band 18. **Die Stellung der Technik zu den anderen Kulturgebieten. II.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

n
...iversität
...en
...tet
...druck.
...mus.
1910.
Dof...
...n wirk-
Es ist
natur-
...nen es
warm
natur-
...ung".)
mit so
...ierigen
...t wird
weist
...ismus
biolo-
...logie.)
streng
Mit-
...h mit
...t der
...lung
...des.)
...ungs-
und
...egend
...rd es
...einen
...atur-
und
...dern
...ung.)

...bner in Leipzig.



…che Haus

…chnungen

…ig Original-
…en an künst-
…nd behaupten
…sie das ein-

…en Künstler,
…tur Bendrat,
…z Hein, Franz
…rich Kuithan,
…tlieb, Sascha
…Wieland u. a.

…ie der neuen
…eins mit ganz
…r Schule und
…r haben hier
…rechtem Ver-
…n vor uns —
(Kunstwart.)